<36601929510018

<36601929510018

Bayer. Staatsbibliothek

Rh. Pr. 1128.-1
(Vol. I)

Pk. iiooo.E.

Philos. Ethica popul. 2229.

Christian Friedrich Sintenis

Konsistorialrath und Pastor zu Zerbst

geb. daselbst am 12 März 1750.

Der

Mensch

im

Umkreise seiner Pflichten.

---

von

Christian Friedrich Sintenis.

Erster Theil.

Leipzig 1804.

bei Siegfried Lebrecht Crusius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die
Würde des Menschen.

Ein
Lehrgedicht statt Vorrede.

Es schuf mit weiser Macht und Milde
hienieden Alles schön der Meister der Natur;
doch schuf er sich zum Bilde
den Menschen nur.

Der Mensch — die Fülle seiner Kraft, sein

höchstes Wohlgefallen,

der Inbegrif der Welt, der Mittelpunkt

von Allen —

prangt hoch im langen Reih'n

der Kreatur, um sichtbar das für sie zu sein,

was Gott für sie unsehbar ist.

Der Untergott!!!

Sein edler, hochgerader Gang, sein Schau'n

zum Morgenstern,

verkündigt schon in ihm der Erde Herrn.

Sein Angesicht im Lockenkranz

verbreitet um sich Strahlenglanz.

die Stirn hat Felsenmuth —

das Auge Sonnenblick —

die Wange Ros' im Blut —

die Stimme Melodie —

der ganze Körper Simmetrie —

die Seele in sich Himmelsglück.

Unendlichviel ist da, — doch nur, um

da zu sein;

der Mensch allein,.

mit göttlicher Vernunft beschenkt,

ist da — und denkt.

Wenn Alles um ihn her sich nur me-

chanisch regt,

so horcht er forschend auf, und überlegt,

was diese Rege sei. Er fragt —

was ists, wenns tagt?

VI

was heisſts — es ſteigt, es fällt, es lebt,
es ſtirbt, es ſtürmt, es erdebebt?
Er urtheilt, und ein einz'ges Urtheil, das
er fällt,
iſt Mehr, als eine ganze denkenloſe Welt.

Und ebenſo — wenn Alles um ihn her blos
mit der Schönheit ſpielt,
iſt er's allein, der ihre Reitze fühlt.
Er kennt, was mit ihm iſt, nimmts in Betracht
für ſich, verwebt's in ſeinen Plan,
und wendet's weisheitsvoll zu ſeiner Wohl-
fart an.

Die ganze Schöpfung ſcheint zu ruh'n;
nur Er iſt da zu wirken und zu thun.
Er wählt, verwirft, beſchlieſſt aus ſich,

und kämpft für das, was er beschlos, gar

männiglich

mit jedem Hindernis.

Das Thier

erblickt nur Welt allhier.

Der Mensch sieht Mehr. Ein Schäpfer wird

sein Augenmerk.

Das Unglück, wenn es kommt und flieht —

die Freude, wenn sie aus ihm lacht und weint —

die Rose, wenn sie blüht —

die Sonne, wenn sie scheint —

und Alles, Alles ist ihm Gotteswerk.

So mag es scheinen, oder blüh'n,

es scheint und blüht als Gotteswerk noch drei-

mal lieblicher für ihn.

Selbst schön, verschönert er
die Reitze der Natur,
umschaft den todten Sumpf zur Waitzenflur,
macht Tag im finstern Wald, vermehrt auf Erden
Sonnenschein,
geht, wo er will, in Paradise ein,
beschift die Oceanen,
misst Erdenhöhen, Sonnenbahnen,
wiegt Welten ab,
und — sinkt, wie jeder Wurm — ins Grab.

Ins Grab?

So ists! doch nicht, um gänzlich nichts,
als Staub, zu sein.
Sein Aeuf'res nur wird der Verwesung Raub.
Das Ich, er selbst, erhebt sich über'n Staub,

und geht, durch Sterben neugebor'n, in

höh're Sphären ein —

in Sphären, wo sich Heil an Heil für ihn zu-

sammendrängt,

und wo er die Vollendung seiner Aehnlichkeit mit

Gott empfängt.

Ha — wie? dis wär' der Mensch? dis soll

er sein?

Von Gott sichtbarer Schein?

So lasst den hohen Menschennahmen

nicht blos auf Stirn und Augen ruhn!

So lasst uns Gott nachahmen

in allem unsern Thun!

— x —

Die Summe ist — „Sei weise, thätig,

edel, mild;

so bist du wirklich Mensch — so bist

du Gottes Bild.“

Inhalt.

Einleitung in das ganze Werk. Seite XIII

Ueber die Vermischung des Sinnlichen und Uebersinnlichen in der Menschennatur. Eine Rede. 3

Sittliche Natur und Bestimmung, die beste Gewährleistung für Unsterblichkeit. Zwei Briefe. 19

Der Mensch mus so lange zu leben suchen, als möglich. Ein Monolog. 46

Scheingründe für vorsätzliche Selbsttödtung, nebst Widerlegung. In Dialogen. 58

Rathgebungen der Vernunft — Lebensgefaren betreffend. 86

Nicht blos Sein — auch Wohlsein! Eine Betrachtung. 101

Sophron — der beneidenswerthe Greis; oder wie man's machen müsse, wenn man ein hohes und glückliches Alter erreichen will. Eine Erzählung. 118

Freiheitssicherung. Zehen Regeln. 135

Ueber die Beherrschung der Affekten. Eine Vorlesung. 150

Der mässige, der keusche und der arbeitsame Karakter. 175

Reinlichkeit ist eben so nothwendig, als leicht. Seite 231

Ueber Kleidung und Wohnung. Eine populäre Abhandlung. 248

Von den sinnlichen Vergnügungen. Eine Gesellschaftsrede. 269

Spare, aber karge nicht! Halt' auf dich, aber brüste dich nicht! Zwei Parallelen. 297

Man mus immer noch zulernen. Eine Selbstunterhaltung. 323

Kein Aberglaube. Eine Reihe von Gründen wider ihn. 345

Sei religiös! 366

Ueber das Mitgefühl. In Fragen und Antworten. 392

Humanität gegen die Thierwelt. 428

Vom Dulderſinn. Eine Skitze. 449

Man mus auch sterben können. Eine Andachtsübung. 468

Einleitung
in das ganze Werk.

In einem Zeitalter, wo es die Kleinen von den Grossen, die einzelnen Bürger von den Staaten, lernen, hauptsächlich nur auf äuserliche Vergrösserung bedacht zu sein, und den ökonomischen Gewinn über Alles zu schätzen, kann in der That nicht genug daran gearbeitet werden, die Menschen im Ganzen, wenn es möglich ist, von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit zu erheben, sie zur Ausbildung ihrer höheren Natur zu bewegen, und die Ueberzeugung in ihnen aufzurichten, daß treue Erfüllung der Pflichten das Heiligste für sie sei, und sie auch allein nur zu wahrer Glückseligkeit leite. Jeder, wer wirklich hierzu beiträgt, thut auf jeden Fall etwas von Belang; wer aber auch nur dazu beizutragen strebt, thut wenigstens doch nichts Verächtliches. Da nun noch nie so viel gelesen ward, als gerade jetzt, so gehört es auch

unter die Zeitpflichten jetziger Schriftsteller, daß sie vorzüglich auf jenen Zweck hinzuarbeiten suchen.

Der Verfasser dieser Schrift entschlos sich in dieser Hinsicht, statt nur ein gewisses Bruchstück zu liefern, zu etwas Ganzem, und so erscheint hier der Mensch im Umkreise seiner Pflichten.

Der Mensch also — nicht der Engel, oder irgend ein höheres Wesen. — — Man könnte immer fragen, ob diejenigen, welche als schlüpfrige Sittenlehrer auftraten, im moralischen Reiche Gottes mehr Schaden anrichteten, oder die, welche überspannte Forderungen an die Menschheit machten. Wem es ein wahrer Ernst um seine Sittlichkeit ist, der läßt sich durch Jene nicht verführen, sondern hört, statt auf sie zu hören, auf die Stimme seines Gewissens, und mag die Freiheiten nicht, welche sie ihm einräumen. „Ich kann Mehr leisten, spricht so ein Rechtschaffener alsdann, und so soll und will ich auch Mehr leisten.“ Die zu viel fordernden Moralisten aber setzen auch die wackersten Gemüther in Verlegenheit, rauben ihnen die Zufridenheit mit sich selbst — den einzigsichern Lohn der Tugend — und entkräften sie dadurch oft so, daß sie auch den Grad

von sittlicher Vollkommenheit nicht erringen, den sie wirklich erringen könnten. Der Schade vollends, welchen sie an grobsinnlichen Menschenseelen anrichten, ist ganz unübersehbar; denn diese machen es nun ganz so, wie die Spötter des Christenthums, welche mit dem Kirchenglauben, den sie übertrieben finden, den reinen Christusglauben zugleich wegwerfen, und werfen auf gleiche Weise mit der übertriebenen Tugendlehre alle Tugendlehre weg. Da sie sonnenklar darthun können, daß dis und das, was man von ihnen verlangt, über ihre Kräfte gehe: so ist der Hang zur Sinnlichkeit, welcher sie beherrscht, ihnen bald Beweises genug, daß Alles, was diesen nur einigermassen beschränken würde, keine Regel für sie sein könne.

Es ist also vor allen Dingen dafür gesorgt worden, daß in diesem Buche von dem Menschen nichts gefordert wurde, als was er leisten kann — sobald er nehmlich ernstlich will. Der Mensch ist und bleibt ein sinnlichgeistiges Wesen; seine wahre Sittenlehre ist also so wenig Ausziehung der Sinnlichkeit, als blosse Befolgung der Sinnlichkeit, sondern — eine durch Vernunft geleitete Sinnlichkeit. Er würde sein eigenes Wesen verleugnen, wenn er nicht Seligkeit

der Glückseligkeit vorzöge; man würde aber auch Verleugnung seines Wesens von ihm begehren, wenn er gar kein Verlangen nach Glückseligkeit äusern sollte. Es mag immerhin Mönche geben, so lange Mönche sein wollen; die Menschheit aber zur Mönchheit umschaffen wollen, hiesse — das Reich Gottes auf Erden veröden. So mag man sich auch immerhin an der exaltirten Tugend der Romanhelden ergötzen — in der wirklichen Welt findet sie nicht Statt; nur die Tugend aber, welche in dieser Statt finden kann, ist des Lehrens werth.

Die Hauptsache ward nun aber freilich die Zeichnung des Umkreises der Pflichten selbst, in welchem der Mensch als Mensch sich erblicken soll. Da schien es dem Verfasser dieses Buchs die natürlichste Weise zu sein, daß er von dem engsten Kreise zum weniger engen, von diesem zum weiten, und vom weiten zum allerweitesten fortzeichnete. Der engste Kreis zieht sich um den Menschen selbst her, oder — wenn man ihn isolirt. Wer diesen Kreis einen blos idealischen nennen wollte, den müste man fragen, ob es für einen Menschen, der auf irgend ein unbewohntes Eiland verschlagen, oder gar zur Strafe ausgesetzt würde, im Ernst gar keine Sitten-

lehre gäbe. So ists jedoch hier nicht damit gemeint, sondern man kann sich in der That selbst auſſer Verbindung mit andern Menschen denken, wenn man auch in allen möglichen Verbindungen sich befände, und dann untersuchen, was man auch so schon zu thun, und wie man auch so schon zu leben schuldig sei. Daß man dabei allerdings zugleich auf Pflichten kommen müsse, die man auch in Verbindung mit Andern noch weit mehr auszuüben hat, ist natürlich; dis schadet aber nichts. Es ist vielmehr gleichsam die Grundlage zur weiteren Erörterung derselben, wie sie hernach die Natur der übrigen Pflichtenkreise erfordert.

Das Nächste, was sich dann vom Menschen, wenn man ihn nicht isolirt, denken läſſt, ist, daß er zu einer häuslichen Gesellschaft gehöre. Auf irgend eine Weise ist er Mitglied einer Familie, und so ist der weniger enge Pflichtenkreis, den man um ihn her zieht, der, daß man ihn als Familienmensch betrachtet. Wenn unsere Hagestolzen, die das häusliche Glück verschmähen, und sich dadurch lebenslang, und am Ende schwer, selbst strafen, auch keine von ihnen abstammende Familie haben: so wird doch die Familie, von der sie abstammen, nicht etwa ganz ausgestorben sein. Und—

wäre auch dis der Fall, gäbe es ganz und gar keine Blutsfreundschaft für sie: so ists doch unmöglich, daß sie nicht, sobald sie unter Menschen leben, mit gewissen Menschen sich näher, als mit allen andern, verbinden sollten, und so werden diese diejenigen, welche an die Stelle der Blutsfreunde für sie treten.

Mehrere häusliche Geselschaften, bald in grösserer, bald in kleinerer Menge, bilden wieder eine bürgerliche Geselschaft; und so mag man unter kultivirten Menschen leben, wo man will, man ist Glied irgend einer solchen — man ist Staatsbürger. Als dieser hat man einen weiten Pflichtenkreis um sich her. Nicht nur das Ganze, dem man im Allgemeinen dienen und nützen soll, ist an sich schon von sehr grossem Umfange, sondern jeder einzelne Bürger begehrt auch unter gewissen Umständen und in gewissen Lagen unsere Wirksamkeit für sich besonders mit Recht.

Am Ende aber machen freilich alle diese bürgerliche Geselschaften zusammen die Menschheit aus, und alle verschidene Staaten zusammen bilden den grossen Weltstaat. Der Mensch ist also auch zu betrachten als Weltbürger, und von dieser Seite zeigt sich dann ohne allen weiteren Beweis der allerweiteste Kreis seiner Pflichten.

Alles, was nur Seinesgleichen ist, tritt nun in diesen ein, und eignet sich nicht nur zum Gegenstande seines herzlichen Wohlwollens, womit er, sobald er will, das gesamte Universum zu umfassen vermag, sondern auch zum Gegenstande seiner hülfreichen Thätigkeit, sobald er Kraft genug dazu hat. — Da der Staatenegoismus in unsern Tagen dieses allgemeine Menschengefühl so sehr unterdrückt, und beinahe auszurotten droht; so mus sichs ein humaner Sittenlehrer besonders angelegen sein lassen, dasselbe zu retten, und in seiner natürlichen Fülle wiederherzustellen.

Im Grunde findet man also in diesem Buche Antworten auf die Fragen — was bin ich mir — was bin ich den Meinigen — was bin ich meinen Mitbürgern — was bin ich allen Menschen schuldig? Diese Eintheilung der Pflichten empfiehlt sich durch das Natürliche ihrer Steigerung, und darum ward sie, wie gesagt, hier gewählt.

Der Verfasser ging von dem Wunsche aus, daß sein Buch von Leuten aus allerlei Ständen gelesen werden möchte. Deshalb reicht er wenig Spekulation, aber desto mehr Nahrung für Geist und Herz — doch freilich unter Voraussetzung eines

gewissen Grades von Kultur der Leser, den man aber auch in unsern Tagen dreust voraussetzen darf. Eben deshalb hat er aber auch sich der Form des trockenen Schulvortrags enthalten. Die Lehren der Weisheit und Tugend erscheinen vielmehr hier in einem mannigfaltigen Gewande. Man nenne dieses immerhin buntscheckig; wenn nur durch die Abwechselung der Einkleidung der dabei vorgesetzte Zweck erreicht wird, daß die ungleichen Leser von Anfang bis zu Ende bei gleicher Leseluſt erhalten werden.

Der Mensch

im

Umkreise seiner Pflichten.

Erster Theil;

oder

der isolirte Mensch.

---

gewissen Grades von Kultur der Leser, den man aber auch in unsern Tagen dreust voraussetzen darf. Eben deshalb hat er aber auch sich der Form des trockenen Schulvortrags enthalten. Die Lehren der Weisheit und Tugend erscheinen vielmehr hier in einem mannigfaltigen Gewande. Man nenne dieses immerhin buntscheckig; wenn nur durch die Abwechselung der Einkleidung der dabei vorgesetzte Zweck erreicht wird, daß die ungleichen Leser von Anfang bis zu Ende bei gleicher Leseluft erhalten werden.

Der Mensch

im

Umkreise seiner Pflichten.

Erster Theil;

oder

der isolirte Mensch.

Ueber die Vermischung des Sinnlichen und Uebersinnlichen in der Menschennatur.

Eine Rede.

Mitmenschen!

Unter Allem, was wir sehen, müssen wir uns selbst das Bewundernswürdigste sein. Unser Wesen ist gleichsam aus zwei Welten zusammengesetzt; auf der einen Seite ist es völlig thierisch, und auf der andern nähert es sich an Gott. Nie wird es uns gelingen, ihm ganz auf den Grund zu sehen. Wir müssen uns begnügen, von einer sinnlichen und von einer sittlichen Natur an uns zu reden, deren beiderseitiges Sein ausgemacht ist, deren letztere zwar die höhere bleibt, doch aber ohne die erstere gar nicht sein könnte, die also beide beisammen zu sein bestimmt sind, und doch in der Folge immer wider einander streiten.

Mit Sinnlichkeit hebt unser Wesen an. Eben so körperlich eingerichtet, wie andere empfindende Dinge, nehmen wir die Eindrücke, welche die Aussenwelt auf uns macht, an uns gewahr, entfernen uns von den unangenehmen Eindrücken, und nähern uns den angenehmen, haben Triebe, die durchaus befriedigt sein wollen, befriedigen sie lieber ganz, als halb, und fliehen überhaupt den Schmerz, und suchen das Vergnügen. Dies Alles haben wir mit den vollkommeneren Thieren gemein, und wer uns hierüber tadeln wollte, der hätte es nicht mit uns, sondern mit der Natur, zu thun, die uns so bildete. Den äusserlichen Eindrücken einmal offen, müssen wir sie aufnehmen; die Triebe zusammen sind das künstliche Räderwerk unserer Erhaltung; und daß wir lieber Weh, als Wohl, haben sollten, stände in offenbarem Widerspruche mit jedem unserer Nerven.

Durch Sittlichkeit aber wird unser Wesen vollendet. Mitten aus unserer Sinnlichkeit nehmlich, wenn wir eine geraume Zeit hindurch weiter nichts gethan, als sie geübt, haben, arbeitet sich auf eine unbegreifliche Weise Vernunft hervor, und sobald diese nur einigermassen da ist, finden wir uns in Betref jener in einer Art von Freiheit, die wir an keinem andern empfindenden Wesen weiter bemerken. Wir entdecken bald, daß es nicht nöthig sei, den äusserlichen Eindrücken uns blos so hinzugeben, wie sie der Zufall herbeiführt, sondern daß wir auch in vielen Fällen unter ihnen wählen, und uns diejenigen verschaffen und zubereiten können, welche wir

haben wollen. Wir werden ferner gewahr, daß wir gar nicht in der eingeschränkten Lage sind, blos nach unsern Trieben handeln zu müssen, sondern daß wir auch nach Gründen handeln, und so unsere Handlungsweise selbst bestimmen können. Ja, wir finden endlich, daß angestellte Ueberlegungen im Stande sind, uns gleichsam widersinnlich handeln zu lassen, und uns dahin zu bringen, daß wir den Schmerz dem Vergnügen vorziehen, und lieber Weh, als Wohl, haben wollen.

Dies ist unsere sittliche Natur an sich. Da sie sich aber auf Vernunft gründet, so sollen wir auch einen solchen Gebrauch von ihr machen, der mit den Aussprüchen der Vernunft übereinkommt. Mit andern Worten — wir sollen nicht genug daran haben, daß wir ohne unser Zuthun sittliche Wesen sind; wir sollen sittlichgut werden und handeln. Man nennt dies auch wohl schlechthin Sittlichkeit; dann aber nimmt man den Ausdruck in seiner engeren Bedeutung. Hiezu gehört nun, daß wir, wenn wir selbst unter den äusserlichen Eindrücken wählen, an der Hand der Vernunft nur solchen Gegenständen nachgehen, welche Eindrücke des Schönen, des Grossen und des Vollkommenen auf uns machen. Ferner gehört dazu, daß wir, wenn wir unsere Handlungsweise selbst bestimmen, sie nur so bestimmen, wie sie die Vernunft vollkommen billigt. Endlich gehört auch dazu, daß wir, wenn es uns frei steht, Wohl, oder Weh, Vergnügen, oder Schmerz, zu haben, blos nach reinen Ueberlegungen des Guten, in die sich kein Eigennutz mischt, entscheiden, und

Weh dem Wohl, Schmerz dem Vergnügen vorziehen, sobald es uns die Pflicht gebietet.

Pflicht ist uns jeder praktische Ausspruch der Vernunft, oder alles das, wodurch wir, wenn wir es thun, in unserer Lage ganz als vernünftige Wesen handeln. Gäbe es keine Vernunft, so gäbe es auch keine Pflichten. Jedes Wesen, das keine Vernunft hat, hat auch keine Pflichten. Uebertritt nun aber ein Vernunftwesen seine Pflicht, so hat es entweder seine Vernunft nicht so ausgebildet, daß sie richtige Aussprüche thun könne, oder es lässet sich durch sinnliche Triebe, die schon zu herrschenden Leidenschaften in ihm geworden sind, so betäuben, daß es auf die noch so richtigen Aussprüche der Vernunft nicht gehörig hört.

Wer sieht nicht auf der Stelle ein, daß unter beiden Naturen an uns die sittliche die höhere, und die sinnliche die nidrigere sei?

Man hat daher wohl die Frage aufgeworfen, warum unser Wesen so eingerichtet worden, und warum überall die Vermischung des Sinnlichen und des Uebersinnlichen an uns Statt gehabt. Man hat sichs nicht schön genug denken können, wenn dies nicht geschehen wäre, und von einer göttlichen Höhe gesprochen, die der Mensch auf diesen Fall erreicht haben würde; statt daß er jetzt so oft bis zum blossen Thier herabsänke, oder sich doch von sittlicher Unvollkommenheit nie ganz losreissen könnte.

Sah man denn aber gar nicht ein, daß man hier ein bloſſes Traumbild vor ſich hatte? Die ſinnliche Natur kann wohl ohne die ſittliche beſtehen, aber nicht die ſittliche ohne die ſinnliche. Dieſe iſt gleichſam das Fusgeſtell, auf welchem jene als die herrliche Säule ihren Halt nur hat. Dieſe iſt gleichſam die Knoſpe, aus welcher ſich jene als die Fruchtblüte entfaltet. Es gibt Knoſpen, aus welchen ſich nichts, als Blätter, entfalten — hiermit könnte man die Sinnlichkeit der Thiere vergleichen; was es aber mit unſerer Sinnlichkeit ſei, daß ſich Sittlichkeit aus ihr entfalte, darüber werden wir ewig keinen Aufſchlus finden, der bis auf den innerſten Grund ginge.

Der Aufſchlus nehmlich, daß unſere Sittlichkeit ſich aus unſerer Vernunft entwickele, iſt nur oberflächlich; denn nun entſteht wieder die Frage, wie das mit der Sinnlichkeit ſei, daß ſich aus ihr bei uns die Vernunft entwickele, bei den Thieren aber nicht? Doch dient dies gleich zum Beweiſe davon, daß unſere ſittliche Natur ohne die ſinnliche gar nicht Statt fände, weil ſie eine Folge der Vernunft iſt, die wieder eine Folge unſerer Sinnlichkeit iſt. Würden wir denn je zu Vorſtellungen gelangt ſein, wenn wir keine Empfindungen gehabt hätten? Der Taubgeborne hält ſich daher an ſein Geſicht, der Blindgeborne an ſein Gehör, und Beide ſuchen ſich durch den einen Sinn das zu erſetzen, was ihnen durch den Mangel des andern abgeht; wie mag es aber in der Seele des Taub- und Blindgebornen ausſehen?

Wir bilden uns oft auf unsere allgemeinen und abstrakten Begriffe Viel ein, und glauben mit ihnen der Sinnlichkeit spotten zu können; woher abstrahirten wir sie denn aber? Es ist doch warlich damit, wie mit dem Dekokt, das nicht Statt finden könnte, wenn es keine Kräuter, Wurzeln u. s. w. gäbe.

Selbst, so oft wir Vorstellungen erneuern, ein Urtheil fällen, einen Schlus machen wollen, mus die sinnliche Natur an uns von neuem mitwirken. Thut sie dies nicht gehörig, oder kann sie es nicht gehörig thun, wie bei Schlafenden, Trunkenen, Kranken und Greisen — wie stehts da um Richtigkeit der Schlüsse, der Urtheile, ja sogar der blossen Erinnerungen?

Offenbar ist also die Sinnlichkeit die Grundlage der Vernunft, und also auch unserer ganzen Sittlichkeit. Das Sittliche an uns existirt nur durch das Sinnliche und im Sinnlichen, und ist ohne dies gar nicht möglich. Wo sollte, wo könnte es sich denn auch anders äussern, als in diesem und durch dieses? Vorhin ward gesagt, daß es keine Pflichten gäbe, wenn es keine Vernunft gäbe; eben so kann man auch sagen, daß es keine Pflichten gäbe, wenn es keine Sinnlichkeit gäbe.

Es entstehe die Rede von einer Pflicht, welche es auch sein mag, so mus doch erst eine Lage voraus gehen, aus der sie erwächset. Wie nun der Schlafende mitten in der ihn umgebenden Sinnenwelt keine Pflicht auf sich

hat, weil er keine Lage bemerkt: so wüste auch der Wachende von keiner solchen Lage ohne Sinnlichkeit. Alle diese Lagen ereignen sich in der Aussenwelt um ihn her. Ohne sie könnte er ihrer nicht einmal gewahr werden, und noch weniger könnte er ihnen gemäs handeln. Wodurch soll er denn ihrer gewahr werden, wenn er keine Augen, Ohren u. s. w. hätte, durch die sie gleichsam in ihn einfliessen, und zu seiner Wissenschaft kommen? Wodurch soll er handeln in ihnen, oder seinen Willen bethätigen, wenn er keine Hände, Füsse u. s. w. hätte? Die Aussenwelt, welche eine Sinnenwelt ist, käme ja gar nicht an ihn, und er nicht an sie; sie könnte nicht auf ihn wirken, und er nicht auf sie gegenwirken; sie könnte keine Eindrücke auf ihn machen, und er nicht diesen Eindrücken gemäs thätig werden.

Es ist bald gesprochen, daß man sich ein blosses sittliches Wesen, und also auch eine Welt von dergleichen denken könne; man möchte doch aber auch nur erst ein einziges verständliches Wort darüber sagen, wie diese Wesen in ihrer Welt an einander kommen, sich einander mittheilen, auf einander wirken sollten. Offenbar fehlt es ihnen am Vehikel dazu. Dieses ist und bleibt also die sinnliche Natur — die Sinnlichkeit. Darum geben am Ende auch die, welche an Engel glauben, den Engeln sogar Körper, nur von feinerer Art. Daß es dergleichen geben könne und geben möge, findet die Vernunft sehr begreiflich; in Ewigkeit aber wird sie es nicht begreifen, wie eine sittliche Natur ohne alle sinnliche be-

stehen könne. Die Gottheit mache immerhin hier eine Ausnahme, aber auch nur die einzige, und darum bleibt uns Gott der Unbegreifliche. Dergleichen unbegreifliche Wesen vervielfältigen, hieße — Gott seine Einzigkeit rauben.

Die Ehre also unserer sinnlichen Natur, die ihr gebührt! Mag sie auch in der Folge der Vollendung unserer Sittlichkeit noch so oft im Wege sein; diese würde nie haben anheben können ohne sie, und hat ihr, wie alle ihre Entwickelung, so ihr ganzes Sein zu verdanken. — Dies sei denen unter uns gesagt, welche auf alle Sinnlichkeit überhaupt schmähen und schelten, sich nur in ihrer höheren geistigen Natur anerkennen, jene aber gar nicht zu sich rechnen wollen, und sich nach der Stunde sehnen, wo sie als ganz entkleidete und reine Geister die höhere moralische Laufbahn antreten würden. Wehe uns, wenn wir als solche nur auf höhere sittliche Vollkommenheit warten, und überhaupt auf Fortdauer im Tode rechnen sollen! Träte im Tode nicht an die Stelle unserer sinnlichen irdischen Natur irgend eine andere wieder, deren Keim schon in jener lag, so wär's um uns geschehen. Mit dem völligen Vergange jener verginge auch unsere sittliche Natur, so wie sie mit ihr kam, aus ihr sich entwickelte, und bis diesen Augenblick nur bestand. Niemand wird zwar glauben, daß das, was von ihm Andern und ihm selbst in die Sinne fällt, das Ganze von ihm ausmache — sein eigenes Selbstgefühl und Selbstbewußtsein widerlegen dies; Niemand aber, der im Ernst

darüber nachdenkt, wird auch glauben wollen, daß sein Selbstgefühl und Selbstbewustsein Statt finden würden, wenn Jenes nicht wäre. Das Uebersinnliche, das Geistige an uns allein macht eben so wenig den Menschen aus, als das Sinnliche allein. Dieses ist das, ohne welches Jenes nicht wäre; Jenes aber mus zu diesem hinzukommen — dann ist Beides zusammen der Mensch.

Dabei müssen wir aber freilich immer auf den Satz zurück, daß unsere sinnliche Natur die nidere, und unsere übersinnliche, geistige, sittliche Natur die höhere sei; und — was heisst dies anders, als, daß jene für diese da sei, nicht aber diese für jene? Wie es wahr ist, daß das Gebäude nicht ohne Grund sein könne, so ists auch wahr, daß das Gebäude nicht des Grundes wegen da sei, wohl aber der Grund des Gebäudes wegen. Hier ists allerdings, wo sich erst die wichtigsten Betrachtungen uns darbieten.

Die Zahl derer, welche sich nur in ihrer höheren geistigen Natur anerkennen, die sinnliche aber gar nicht zu sich rechnen wollen, ist sehr klein gegen die Anzahl derer, welche sich nur in dieser anerkennen, und jene darüber ganz aus den Augen verlieren. Sind die Ersteren, welche sich gern ganz entsinnlichen möchten, doch nur für Thoren zu achten, an welchen sich die verschmähete Sinnlichkeit über lang oder kurz rächt: so zertreten die Letzteren gleichsam ihre menschliche Würde, steigen von der Stufe,

welche ihren auf der Schäpfungsleiter angewiesen war, herab, und stellen sich neben die vollkommneren Thiere.

Mitmenschen! verdammt sei in unsern Augen dieser Herabtritt! Lasset uns fest die Stufe, welche uns angewiesen ward, behaupten, und immer mehr mit Anstand auf ihr stehen! Ist unsere sittliche Natur unzubezweiflend die höhere, so mus sie es auch uns sein, und die Ueberzeugung hiervon mus all unser Thun und Lassen, und die gesammte Anwendung unseres Lebens regiren.

Hervorbringen sollte unsere sinnliche Natur die sittliche; entwickeln sollte sich diese aus jener. Es geschieht dies auch durchgängig bei uns, wenn auch in noch so unendlich verschiedenen Graden. Wenn der dazu gehörige Zeitpunkt kommt, so erscheint bei allen Menschen, deren Körperbau auch gehörig ist, die Vernunft ohne all ihr Zuthun, blos durch den Anblick der Sinnenwelt und durch das Leben unter Ihresgleichen. Von diesem Erscheinen der Vernunft an treten sie in die Reihe der sittlichen Wesen ein, und fühlen sich als solche, wenn sie sich auch nicht so nennen; kurz, sie fühlen sich in einer gewissen Freiheit in Betref ihrer Sinnlichkeit, wie oben erwähnt worden. Auf diesem Punkt bleiben dann aber auch Millionen stehen, und machen von ihrer Vernunft weiter keinen Gebrauch, als daß sie an ihrer Hand die sinnlichen Triebe noch vollkommener, als die Thiere, befriedigen, und nach sinnlichen Vergnügungen haschen, wo sie sie nur ereilen können. Sie haben dabei kein Arg, sondern gehen darum in Aus-

bildung ihrer Vernunft nicht weiter, weil es unter der Nation, zu der sie gehören, noch keinen höheren Grad von Vernunftausbildung gibt. Unter Nationen aber, die bereits kultivirter sind, kommt auch der Mensch schon ohne sein Zuthun weiter. Er sieht um sich her überall Vernunftanwendung höherer Art — er hört von Gesetzen und Strafen — er bekommt Unterricht über die äusserlichen Gegenstände, über sich selbst, über seine gesellschaftlichen Verhältnisse, und über die von hier aus für ihn entstehenden Pflichten. So bildet sich in ihm, ohne daß er ein aufmerksamer Beobachter davon wäre, ein sittliches Gefühl, welches ihn hernach lebenslang nie ganz verläßt.

Welch ein Glück, in einer menschlichen Gesellschaft geboren worden zu sein, die uns so weit schon bringt, ohne daß wir weiter etwas dabei thäten, als daß wir, wenn vor und neben uns gehandelt wird, nur darauf hinsehen, und, wenn zu uns gesprochen wird, nur darauf hinhören! Mehr kann aber auch von aussenher und von Andern nicht für uns geschehen. Daß wir, wenn wir wissen, wie wir zu handeln haben, wenn wir vernunftmäßig, oder sittlichgut, handelnd erscheinen wollen, auch wirklich so handeln, ist blos unsere Sache. Hier ist dann abermals der Punkt, wo Unzählige stehen bleiben; sie lassens beim blossen Wissen ihrer Pflichten bewenden, und, wenns zur Ausführung kommt, vernachlässigen sie sie, oder übertreten sie gar. Die Sinnlichkeit, welche ihre Sittlichkeit begründete, wird nun das, was sie von sittlicher Güte und Vollkommenheit zurückhält.

Wie? könnten wir uns zu diesen gesellen? wollten wir unserer sinnlichen Natur, die blos für die sittliche da ist, die Erlaubnis zugestehen, diese zu verwüsten und zu zerstören? Das sei ferne! Sie soll vielmehr ihre Bestimmung erfüllen, und unsere höhere Natur noch immer mehr ausbilden helfen. Wir wollen nie aufhören, uns als Wesen zu betrachten, die darum mitten in eine unermesliche Sinnenwelt hingestellt sind, daß sie über den Unterricht, welchen ihnen selbige durch die Sinne gibt, nachdenken, ihren Verstand dadurch üben, und immer richtiger urtheilen und schliessen lernen sollen. Es sind hiermit auch Sinnenfreuden genug verbunden; diese wollen wir dankbar geniessen, und dadurch unsere geistigen Kräfte stärken. Da, wo irgend ein sinnliches Vergnügen, statt diese zu stärken, anfangen würde sie vielmehr zu schwächen, soll der Punkt sein, wo wir im Genusse desselben uns die Grenze setzen. So immer fortgeübt am Sinnlichen, wird unsere Vernunft sich kräftig genug fühlen, sich vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen zu erheben, und über höhere Wahrheiten nachzudenken. Unter diesen sollen uns diejenigen, welche in unser sittliches Verhalten eingreifen, die wichtigsten sein. Unsere Vernunft, welche in die Verhältnisse der Dinge unter einander einsehen gelernt hat, wird dann auch unsere eigenen Verhältnisse zu ihnen treffend einsehen, und uns unsere daraus fliessenden Obliegenheiten deutlich angeben. Das sittliche Gefühl, welches sich in uns unter kultivirten Menschen ohne unser Wissen gebildet, wird uns dabei herrlich zu Statten kommen.

So mus es dann Hauptgrundsatz für unser ganzes Leben werden, nur immer so zu thun, wie die Vernunft in ruhigen Augenblicken gebietet, und unser Gewissen es billigt. Es darf uns dann Niemand erst sagen, daß unser wahres menschliches Heil hierauf beruhe; unser Herz sagt es uns selbst. Wir fühlen uns nicht eher ruhig, als bis wir das Bewustsein haben, daß wir so gethan, wie es uns Pflicht war, oder wie uns die ruhige und reine Vernunft gebot. Diese himmlische Ruhe ist der Lohn, welchen uns die eigene Einrichtung unseres Wesens für unsere Rechtschaffenheit gibt; so soll sie auch eine schöne Stärkung für unsere Rechtschaffenheit selbst sein. „Du darfst nicht, wollen wir zu uns sprechen, im Widerspruch mit dir selbst stehen, und als ein Vernunftwesen wider die Vernunft handeln; — deine Seligkeit beruhet aber auch darauf, daß dies nicht sei.“ Sollte es Mehr brauchen, um uns in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens sittlichgut erscheinen und ausdauern zu machen? Daß wir aber, wenn dies geschehen soll, oft unsere Sinnlichkeit gleichsam zu verleugnen haben werden, ist an sich klar. Rechtthun bringt nicht immer sinnlichen Gewinn, und Unrechtthun nicht immer sinnlichen Verlust; in vielen Fällen zeigt sich vielmehr das Gegentheil. Wie kann es da anders sein, als daß der Glückseligkeitstrieb, der in jedes sinnliche Wesen tief eingewebt ist, sich gegen Rechtthun aufmache, wenn er dabei zu kurz käme, und zum Unrechtthun sogar rathe, wenn er dabei grosse Befriedigung fände?

Hier hebt also Kampf zwischen unserer niderern und höheren Natur an, der eben unser Wesen zu dem seltsam-

scheinendsten macht. Beide Naturen so innigst verwebt, daß die eine ohne die andere gar nicht bestehen kann, und die andere ohne jene wenigstens nicht menschlich ist, und — dennoch Beide immerdar in Hader und Streit unter einander! Was soll da geschehen? Soll die sittliche der sinnlichen aus einer Art von Achtung dafür, daß sie auf ihr ruhet, und nur durch sie besteht, ohne allen Widerstand nachgeben und das Feld überlassen? So wäre sie nicht die höhere; sie mus also gebieten, daß die sinnliche nachgebe, und mus auf den Ungehorsamsfall den Kampf mit ihr beginnen. Welche von Beiden wird da den Sieg erhalten? Unstreitig die stärkere. Mag es nun immerhin sein, daß die sinnliche, als die ältere, hierzu sich am meisten zu eignen scheine; so liegt es doch nur an uns, wenn sie es wirklich ist. Es gibt freilich Menschen in Menge, die für einen oft kurzen Freudengenus ihre Pflicht vernachlässigen, ja, übertreten; wie könnte man vollends von Solchen erwarten, daß sie mit grosser Gefar für ihre äusserliche Wohlfahrt rechtthun, oder, wenn sie einen ansehnlichen äusserlichen Gewinn dadurch machen können, nicht unrechtthun sollten? Von diesen sollen wir aber nicht auf die Schwäche und Ohnmacht der sittlichen Natur im Menschen überhaupt schliessen. Gottlob, es gibt auch Ausgebildete und Edle, bei denen es schon wirkliches Herkommen ist, daß sinnliches Vergnügen der Pflichtausübung weichen müsse, und die für das Gute sogar die grössesten Opfer bringen können.

Hier kommts nur darauf an, ob wir wollen, daß unsere sittliche Natur die stärkere sei; sobald wir dies

im Ernst und mit Nachdruck wollen, ist sie es gewis. Lieber leiden, als pflichtvergessen handeln — lieber sterben, als pflichtwidrig handeln — — stehen wir bei diesem Grundsatze, der aus unserer menschlichen Natur unmittelbar folgt, fest, unerschütterlich fest, so werden wir auch im strengsten Kampfe mit der Sinnlichkeit den Sieg davon tragen.

An die Stelle des sinnlichen Vergnügens vollends, welches wir über die Pflicht einbüssen, tritt ja das sittliche Vergnügen, die Pflicht erfüllt zu haben; wie müssen wir, wenn wir auch nur im Geringsten bedenken, daß dieses reiner, würdiger und unvergänglicher sei, nach selbigem auch weit mehr streben, als nach jenem!

Uebung übrigens, die Alles leicht macht, macht uns auch in den Kämpfen mit der Sinnlichkeit das Siegerwesen leichter; was wäre aber alle unsere Tugend ohne dieses? In der That, sie zeigt sich alsdann erst als Tugend, wenn sie mit den Begierden kämpft, und über sie siegt. Wirft sie blos Freuden von sich weg, um sich zu behaupten, so ist dies schon Etwas; thut sie aber auf grossen Gewinn Verzicht, um zu bleiben, was sie ist, so ist dies schon weit Mehr; und — duldet sie auch lieber den grössesten Verlust, um nicht um sich selbst zu kommen, so ist dies das Höchste.

Sittlichkeit ists nun einmal, die unser Wesen vollendet; so müsse ihr auch Alles nachstehen. Je weiter wir es in ihr bringen, desto ehrenvoller verlassen wir einst den irdischen Schauplatz, und treten mit dem Bewustsein ab, geworden zu sein, was wir werden sollten, und gewesen zu sein, was wir sein sollten.

Mitmenschen! habt Sinn für dieses Bewustsein, welches, wenn auch Tod Zerstörung ganz und auf immer für uns wäre, dennoch einen wahrhaftig erhabenen Schlus unseres Daseins machen würde! habt frühzeitig Sinn dafür, und beeifert euch lebenslang, es euch zu bereiten! Doch — Tod ist nicht Zerstörung ganz und auf immer für uns . . .

Sittliche
Natur und Bestimmung,
die
beste Gewährleistung für Unsterblichkeit.

Zwei Briefe.

I.

Ich habe Alles mit grosser Aufmerksamkeit belesen, und wieder belesen, was du, lieber C., mir von den Gründen, auf welchen deine Ueberzeugungen von unserer Fortdauer im Tode beruhen, mitgetheilt hast; las dir aber sagen, daß es mir nicht so, wie dir, genügt habe. Du brauchst jedoch hierüber nicht zu erschrecken; genug, ich bin so überzeugt, wie du, von jenem allergrössesten Glaubenssatze, nur auf einem andern, und wie es mir scheint, ausreichenderen Wege. Befriedigen dich deine Gründe schon darüber, so wirst du dabei nicht verlieren, sondern vielmehr gewinnen, wenn ich dir die Hand reiche, und dich einlade, auch einmal meines Wegs mit mir zu gehen. — —

Ich baue alles auf unsere sittliche Natur und auf unsere offenbare Bestimmung zu höherer sittlicher Vollkommenheit. So oft ich daher irgend eine heftige Begierde, die mich durch ihre Ueberraschung und Urplötzlichkeit mit sich fortreissen wollte, wie z. E. Ergrim-

mung gegen einen groben Beleidiger, glücklich unterdrückt und beseitigt habe, ists schon, als wehte mich ein leises Ahnen meiner Unsterblichkeit an. Habe ich vollends eine gute Handlung ganz rein und ohne alle Rücksicht auf mich verrichtet, so dringt sich mir gleichsam aus meinem Innersten der Glaube an meine Fortdauer auf, und alle Zweifel verschwinden.

Es mag, denke ich oft, um das Weltall stehen, wie es will, und den Haushalt darin mag besorgen, was da will; mit den blossen immerwährenden Umwandlungen und Veränderungen in ihm kanns nicht abgethan sein. Das Vorübergehende setzt neben sich etwas Bleibendes; das Unbeständige ist gleichsam eine Verkürzung des Beständigen. In der ganzen Sinnenwelt eignet sich aber nichts hierzu, als der Mensch; aber nicht, in so fern er auch ein Glied von ihr ist, sondern vermöge des Uebersinnlichen, welches sein Wesen in sich enthält. Kraft dessen dringt er in den Bau der Welt, in ihre Einrichtung und in ihren Haushalt ein, entdeckt darin Regelmässigkeit, Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit, trägt diese freiwillig in seinen Daseinshaushalt und in seine Handlungsweise über, und bestimmt sich selbst, sie nachzuahmen. Von dieser Seite seines Wesens ist ihm also gleichsam der Stempel ewiger Dauer aufgedrückt, und er scheint das Bleibende unter dem Vorübergehenden, das Beständige mitten im Gewühl des Unbestandes sein zu müssen. Etwas von dieser Art mus, wie gesagt, sein; weiter aber, als er, eignet sich nichts dazu, und — so

ist er's. Es kümmere uns nicht die Frage, wie er dies sein werde! Mag sein Uebersinnliches immerhin nicht für sich bestehen können; eine Umwandlung des Sinnlichen, mit der Jenes fortdauern kann, ist wenigstens eben so denkbar, wie tausend andere Umwandlungen in der Sinnenwelt, die vor unsern Augen geschehen. Und — wär's, daß diese ohne Gott geschähen, warum sollte nicht auch jene geschehen können, und wenn auch kein Gott wäre?

Ich kann mich aber des Glaubens nicht erwehren, daß ein Gott sei. Der stärkste Beweis für ihn liegt meinen Gedanken nach in meinem eigenen Wesen, und zwar auf der übersinnlichen Seite desselben. Ob sich nehmlich dieses gleich allein zu dem Beständigen mitten unter allem Unbestande eignet, so ist es doch beschränkt. Wie nun das Unbeständige neben sich das Beständige setzt, so setzt auch das Beschränkte neben sich das Unbeschränkte; ja, man kann sagen, daß es kein Beschränktes geben könne, wenn es kein Unbeschränktes gäbe. Meine in Grenzen eingeschlossene Vernunft setzt also eine Vernunft ohne Grenzen, und meine in Grenzen eingeschlossene sittliche Vollkommenheit eine sittliche Vollkommenheit ohne Grenzen als existirend voraus; d. h. mit andern Worten, — mein Dasein setzt Gottes Dasein voraus. So gewis ich nach Weisheit und Tugend strebe, so gewis ist auch ein Allweiser und Allheiliger.

Ich kann aber auch auf folgende Weise schlieſſen . . . Welch ein eingebildeter Thor wäre ich, wenn ich meine Vernunft für die höchste Menschenvernunft, und meine Menschentugend für die höchste Menschentugend halten wollte! Es gibt unzählige Grade von Beiden, welche unter dem meinigen sind; so gibts auch unzählige Grade von Beiden, welche über dem meinigen sind. Ja, über die höchste Menschenvernunft und Menschentugend hinaus kann ich mir eine noch höhere Vernunft und Tugend denken; über diese hinaus noch eine höhere; so folgt hieraus, daß es am Ende eine allerhöchste Vernunft und Tugend geben müsse. Wenn die Grenzen Beider immer erweiterter gedacht werden können: so kann ich mir Beide zuletzt auch ohne alle Grenzen denken; und — so bin ich wieder durch mich selbst bei Gott.

Daß nun dieser Gottesglaube dem Glauben an meine Fortdauer im Tode eine groſſe Feste gebe, kann ich mir nicht verhehlen. Machte es schon tiefen Eindruck auf mich, daß, wenn ich auch das ganze Weltwesen ohne Gott dächte, es doch schlechterdings mitten unter allem Unbestande etwas Beständiges, und mitten unter allem Vorübergehenden etwas Bleibendes geben müsse, als wozu sich allein meine höhere geistige Natur eigne: so macht das Dasein Gottes von einer andern Seite her noch tiefere Eindrücke auf mich. Wenn das Sinnliche an mir für das Uebersinnliche da ist, so ist nun auch die ganze Sinnenwelt für die übersinnliche Welt da, oder

alle Sinnenwesen sind für die vernünftigen und sittlichen Wesen da. Daß Jene insgesamt vorübergehend sind, mag sein; wären diese aber auch vorübergehend, was für einen Zweck hätte der Schöpfer Beider wohl erreicht?

Die Eigenschaft des Beschränkten wird meine geistige Natur allerdings behalten, weil sie eine abstammende ist, ob ich gleich gewis auch glaube, daß ihre Schranken in künftigen Welten weit erweiterter sein werden; die Eigenschaft des Beständigen mus ihr aber auch bleiben, weil sie von einem ewigen höchsten Geiste abstammt. Der Mensch trägt auf seiner nidrigeren Seite das thierische Bild an sich, und ist auf ihr vergänglich, wie die Thierwelt; auf seiner höheren Seite trägt er das göttliche Bild, und mus auf ihr so unvergänglich sein, wie Gott. Der höchste Geist gab die Gesetze, nach welchen Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit entstehen, Vergang nehmen und wiederkommen; der menschliche Geist erkennt diese Gesetze, bewundert sie, und fühlt einen geheimen Reitz in sich, moralische Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit zu der phisischen hinzuzusetzen, wird auch Schöpfer in seiner Art, Schöpfer seines eigenen Handelns, und er sollte Vergang fürchten dürfen?

In welch einem zweideutigen Lichte erschiene Gott, wenn ein Wesen, das sich so zu ihm aufgeschwungen hätte, eine solche Furcht hegen müste! War es sein

Wille, daß selbiges weise und gut werden sollte, warum liesse er es denn, wenn es wirklich Streben darnach beweiset, nicht fortdauern? Daß dies aber sein Wille war, zeigt die Vernunft des Menschen an, welche aus Weisheit die Tugend in ihm entwickelt. In seinem Inneren spricht eine Stimme — „thu immer, wie die reine, von Vorurtheilen und Leidenschaften freie Vernunft dir rathet"; — dies ist Gottes Stimme — und dafür, daß er dieser Stimme zu gehorchen sich beeiferte, sollte er sie einst nicht mehr hören? Nein, seine Bestimmung zur Sittlichkeit mus auch eine Bestimmung zur Ewigkeit sein.

In der That gibt auch die Vorstellung hiervon seinem Tugendeifer erst die höchste Wärme. Ich schliesse von mir auf Andere, die auch, wie ich, nach sittlicher Vollkommenheit streben. Mir schlägt, wenn ich bei Ausübung einer guten Handlung an meine Unsterblichkeit denke, das Herz noch einmal so hoch, und ich gehe dann weit muthiger an Vollbringung derselben. Freilich müste ich sie auch ausüben, wenn ich gleich auf der Stelle nachher vernichtet würde; ists aber nicht ganz etwas Anderes mit mir dabei, wenn ich denken darf, daß der Grad von Herzensausbildung, den ich dadurch erreiche, auf ewig mein Eigenthum bleibe? Es kommt dazu, daß ichs mit meiner sittlichen Vollkommenheit bei meinem emsigsten Bestreben nicht so weit bringen kann, wie ich will; auch haben alle wahrhaftiggute Menschen zu allen Zeiten diese Klage geführt. Und — hier ists dann,

wo meine Bestimmung zur Sittlichkeit mir die höchste Gewähr für meine Fortdauer im Tode leistet.

Was wäre das, daß ich auf der einen Seite den feierlichsten Beruf zur Sittlichkeit erhielte, und auf der andern Seite ihm schlechterdings nicht gehörig Genüge leisten kann, wenn ich nicht die Hofnung haben sollte, ihm irgend einmal gehörig Genüge leisten zu können? Wer gab mir diesen Beruf? Gott! So hätte er ihn mir entweder nicht geben sollen, oder mich so einrichten müssen, daß ich ihm auch Genüge thun könnte. Wozu dient das erhabene Sittengesetz, wenn ich mich ausser Stande befinde, es ganz zu erfüllen.

Daß ich dies jetzt, und so lange dieser gegenwärtige Zustand dauert, schlechterdings nicht vermag, ist Wahrheit, und die Schuld davon liegt nicht an mir. Die Sinnlichkeit, welcher ich mein Sittlichkeit verdanke, ist mir auch im Wege, meine Sittlichkeit völlig auszubilden. Beherrschen kann ich wohl die aus ihr entstehenden Begierden, aber ausrotten kann ich sie so wenig, als meine sinnliche Natur selbst, aus der sie entspringen. Sind es gewöhnliche Fälle, in denen sie mich versuchen, so ists mir nicht schwer, sie zurückzuweisen; kommen denn nicht aber auch ungewöhnliche und ganz neue Lagen für mich? Eben so kann ich auch leicht in vorhergesehenen Fällen Herr und Meister über sie werden; wie aber, wenn sie mich überraschen, urplötzlich reitzen? Gehts mir da nicht oft so, daß, wenn ich ihnen im Ernst Widerstand thun will,

der Widerstand schon zu spät ist? Das Aergste ist, daß sie wohl bewirken, daß ich in dem Augenblick, wenn ich ihnen folge, sogar glaube, daß ich recht thue. Es gelingt ihnen, meine Aufmerksamkeit nur einseitig zu richten, so, daß ich, indem ich thue, wie sie wollen, nach meiner wirklichen Ueberzeugung zu thun meine. Wohin ich eigentlich sehen sollte, davon ziehen sie mich ab. Bei ruhigerem Gemüth sehe ich dann wirklich dahin, finde auf der Stelle, daß ich unrecht gehandelt habe, und — schäme mich.

Eben so arbeite ich auch unaufhörlich daran, bei meiner Handlungsweise mich an Furcht und Hofnung nicht zu kehren, und glaube auch, über Beide weg zu sein; ich täusche mich aber in der That nur damit. Es ist wahr, es ist ein himmlisches Bild, sich den reinen Tugendhaften zu denken, wie er, wenn von Thun und Lassen die Rede ist, auf gar nichts Rücksicht nimmt, auch nicht einmal einen Seitenblick thut, sondern nur geradehin vor sich sieht, nur auf das sieht, was Pflicht ist, und dies thut, es habe Erfolg oder nicht, es habe den rechten Erfolg, oder den falschen, es habe für ihn selbst den besten, oder den widrigsten Erfolg; wo ist aber der Sterbliche, der dieses Bild in Natur aufstellt?

In unsere sinnliche Natur ist einmal der Glückseligkeitstrieb tief eingewebt; er ist ja im Grunde nichts, als der erhöhete Erhaltungstrieb. Wäre gar kein Erhaltungstrieb da, so wäre auch kein Bestand für die

lebende Sinnenwelt da; er vertritt bei dieser das, was für die lebloſe Sinnenwelt der bloſſe Mechanismus thut. Der Mensch gehört auch zur Sinnenwelt, hat aber auch Vernunft; wenn also der bloſſe Erhaltungstrieb bei ihm die Wendung nimmt, daß er Wohlstands-trieb wird — wenn der Mensch nicht blos fortdauern, sondern auch angenehm fortdauern will: so ist dies blos eine vernünftige Umstaltung seines Erhaltungs-triebes. Es wäre völlig unvernünftig, wenn er nicht lieber Glück, als Unglück, haben wollte. Daß er kleinen Abgang von Glückseligkeit nicht achte, kleinen Gewinn für Glückseligkeit nicht schätze, dahin kann er es leicht bringen. Daß er nicht schlecht handle, wenn er sich da-durch aus grossem Elende befreien kann, ist schon Mehr. Daß er aber auch nicht den geringsten Anstand nehmen solle, gut zu handeln, wenn er sich dadurch offenbar erst in das gröſſeste Elend bringt — da, da ist die Klippe, an der auch die erste Menschentugend, wo nicht schei-tert, doch Scheiterung droht.

Ja, es gibt grosse Seelen, die über Alles, was sie selbst betrift, weg sind, über das aber, was die Ih-rigen, ihre Lieben und Freunde betrift, nicht wegkom-men können. Wie sie aus Liebe zum Nützlichwerden für Andere über Alles ihrer selbst wegen weg sind, so fesselt sie eben diese Liebe an die Ihrigen zunächst, und macht ihnen Noth, wenn sie aus Pflicht auch ihr zuwider han-deln sollen. Sie sollen der Menschenliebe Opfer bringen, und dies sogar ohne Rücksicht auf Wohl und Weh solcher

Personen, die auf ihre Menschenliebe das erste Recht haben.

So kann in einer Welt, in der die Bestimmung zur Sittlichkeit mit dem vernünftigen Glückseligkeitstriebe so oft in Zwiespalt geräth, an keine sittliche Vollkommenheit gedacht werden, und — doch bin ich zu dieser da? . . .

So mus noch ein anderer Zustand mir bevorstehen, in welchem ich sie, die mir hier unerreichbar ist und bleibt, erreichen werde; — ich mus im Tode fortdauern . . .

Wenn dann auf der einen Seite aus meiner gegenwärtigen groben sinnlichen Natur sich eine feinere durch Sterben entwickelt: so werden auch die groben sinnlichen Begierden wegfallen, welche jetzt zwar unterdrückt, aber doch nicht so weit gebracht werden können, daß sie sich gar nicht mehr regten, die sich vielmehr lebenslang fortregen, und daher auch, weil sie sich immer regen, nicht immer unterdrückt werden können. Auf der andern Seite wird dann aber auch die uns umgebende Welt so eingerichtet sein, daß zwischen ihr und der moralischen Welt mehr Harmonie sei, daß Tugend und Schicksal gleichen Schritt halten, und daß es nur Jedem wohlgehe, der es verdient, diesem aber auch gewis wohlgehe.

Dann, dann wird das erhabene Sittengesetz auch nicht nur überhaupt befolgt, sondern völlig befolgt, und so befolgt werden, wie es befolgt werden soll. Gott selbst mus also der menschlichen Tugend erst noch einmal recht allmächtig zu Hülfe kommen, und da dies sein Plan von Anbeginn her schon war, so gab er sein Gesetz auch jetzt schon in unser Herz, das für beide Welten gelten sollte, und das wir hier so viel, als möglich, zu befolgen suchen sollten, damit wir würdig werden möchten, es einst vollkommen befolgen zu können.

So, du guter E., pflege ich mir meine Fortdauer im Tode zu beweisen, und darum sagte ich, daß jede Ueberwindung einer Begierde mir ein süsses leises Ahnen davon reiche, und daß ich nach jeder ausgeübten wahrhaftigreintugendhaften That ein wahres Vorgefühl von ihr hätte.

Ich weis wohl noch eine in die Augen fallendere Beweisart unseres Fortdaseins nach dem Sterben; dies wäre die, daß uns bewiesen würde, daß wir, ehe wir geboren, schon da gewesen wären — — wer würde dann nicht glauben müssen, daß er auch, wenn er stürbe, noch da sein würde? — — noch aber ist dieser Beweis nicht so durchdacht, daß er schon reif genug zum Gebrauch sein sollte. Bis dahin begnüge ich mich an dem Beweise, den ich geführt habe.

Mit deinen Beweisen reicht man gegen Zweifler, und — las es mich bekennen — gegen sich selbst, nicht hin, sobald man ein wirklicher Denker ist. Hier aber — in unserer Bestimmung zur Sittlichkeit — liegt ein unwiderleglicher Beweis, die wahre Grundfeste unserer Fortdauer. Wäre diese einst nicht für uns wirklich, so wären wir zur Sittlichkeit bestimmt, und nicht bestimmt; bestimmt durch unsere sittliche Natur, und nicht bestimmt, weil diese hier an uns nicht vollendet werden kann.

Das Einzige, was noch dagegen gesagt werden könnte, wäre, daß der Mensch wohl so ein seltsames Wesen sein sollte, das ein Gesetz bekommen habe, welches es nicht solle ganz erfüllen können; aber auch dies zerfällt wieder in sich selbst, sobald man nur darüber nachdenkt. Entweder es ist ein Gott, oder es ist kein Gott. Wäre auch kein Gott, so gibts an allen übrigen uns bekannten Wesen und Dingen kein Beispiel, daß irgend eins von ihnen falsch eingerichtet wäre. Denkt man auch recht hierüber nach, so kann dies nicht sein . . . Ist aber ein Gott, so wäre er kein Allweiser, wenn er das Wesen, woran er sich gerade am meisten verherrlichen wollte, so falsch eingerichtet, und gerade dieses einzig und allein so falsch eingerichtet hätte.

Du siehst also, daß mein Beweis für unsere Unsterblichkeit fest bestehe. — Las uns unsere wahre Ehre

und Würde in unserer höheren Natur und in ihrer Ausbildung finden; so haben wir unser ewiges Leben gefunden! Las uns mit jedem Tage moralischbesser werden; so werden wir an unserer Fortdauer im Tode mit jedem Tage weniger zweiflen können.

II.

Ich danke dir, mein lieber A., für deinen mir so lieben Brief. Du hast mich dadurch sehr in meinem Glauben an höhere Zukünfte gestärkt, ob ich gleich vorher schon an meinen Gründen dazu genug hatte. Ganz war mir deine Beweisart nie entgangen; aber freilich so in sie eingedrungen war ich noch nicht. Bei der Vervollkommlichkeit des Menschen überhaupt muste ich auch allemal auf sie zugleich kommen; ich bin nun aber überzeugt, daß unsere Bestimmung zur Sittlichkeit besonders und vor sich ein eigenes Argument, und zwar das stärkste, für unsere Unsterblichkeit ausmache. Das Nachdenken darüber ist daher jetzt meine Lieblingsbeschäftigung geworden; nimm hier Einiges von dem, worauf es mich geführt hat, an, und betrachte es als die ersten Früchte von dem Baum, den du selbst gepflanzt hast.

Wenn ich die ganze Sinnenwelt betrachte, so finde ich, daß die empfindungslosen Wesen weiter nichts an sich aufzeigen, als was ihr innerer Mechanismus bewirkt, und daß auch die Wesen, welche mit Empfindung begabt

sind, nichts weiter an sich aufzuweisen haben, als was ihre Organisation und die daher entstehenden Triebe bewirken. Von jenen lässt sich nicht einmal sagen, daß sie handeln, oder daß das, was an ihnen und von ihnen geschieht, durch sie geschehe; die Natur verrichtet dies Alles durch ihre bildenden Kräfte. Von diesen scheints aber doch wenigstens, als wenn sie handelten, und daher sind sie auch schon weit Mehr, als jene. Dennoch ists bei genauerer Beobachtung ebenfalls die Natur, welche durch die ihrer Organisation eingewebten Triebe Alles verrichtet. Betrachte ich aber den Menschen — was erblicke ich? Ein Wesen, das wirklich selbst handelt, oder das doch wenigstens selbst handeln kann, sobald es will.

Man mus hier nehmlich nicht blos dahin sehen, wo Menschen auch nur, wie die Thiere, nach ihren Trieben handeln; da handelt freilich ebenfalls nur die Natur durch sie, und darum hat auch Niemand von blosser Befriedigung seiner Triebe Ehre, gesetzt auch, daß er wirklich dadurch Gutes stiftete. Auch ists nicht abzuleugnen, daß Viele, wenn sie auch nicht nach ihren Trieben geradezu handeln, doch blos so handeln, wie die Umstände ihnen gebieten. Gibt es denn aber nicht auch Menschen, die den Umständen Trotz bieten, und ihren Trieben vorsätzlich entgegen handeln, blos darum, weil gewisse Vorstellungen sie dazu bewegen? Solche handeln wirklich, und handeln selbst, weil sie sich selbst dazu bestimmen. Wollte man sagen, sie bestimmten sich doch nicht selbst

dazu, sondern würden durch die Gründe dazu bestimmt, wie die Thiere durch die Triebe, so wird mit Recht gefragt — warum handeln zwei Menschen, denen dieselben Gründe vorgehalten werden, nicht gleich? Offenbar darum, weil der Eine von ihnen sich nach diesen Gründen bestimmen will, der Andere nicht. Bestimmten die Gründe wirklich, so bestimmten sie Beide. Der, den sie zu bestimmen scheinen, ist es selbst, der sich nach ihnen bestimmt. Wenn nun ein Weiser und Edler sich nach reiflich überdachten Gründen zu einer Handlung bestimmt, und diese Handlung, so schwer und sauer sie ihm wird, wirklich von ihm vollbracht wird — kann man da sagen, daß die Natur durch ihn handle? Gewis eben so wenig, als man, wenn ein empfindungsloses Wesen nach den Gesetzen seines inneren Baues verändert wird, sagen kann, daß es selbst handle, oder sich selbst verändere.

Dieses Vermögen des Menschen, selbst zu handeln, ist von der allergrössesten Wichtigkeit. Es erhebt ihn nicht nur über alles Andere um ihn her, worin die Natur blos wirksam ist, oder das blos Erscheinung nach Naturgesetzen und nach Naturtrieben ist, sondern es zeugt auch dafür, daß in seinem Wesen etwas seyn müsse, das von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit ist; und — wie sollten wir dis anders, als das Uebersinnliche, das Geistige an ihm, nennen? Da schliesse ich nun schon so — — wenn alles Andere, das blos Erscheinung nach Naturgesetzen und Naturtrieben ist, oder das

gesamte Sinnliche um den Menschen her, ja, das Sinnliche an ihm selbst, offenbar die Eigenschaft des Vorübergehenden, des Unbeständigen und des Vergänglichen hat: sollte das Uebersinnliche, das Geistige an ihm, wodurch die Vernunft begründet wird, die wieder sein Selbsthandeln begründet, nicht die Eigenschaft des Bleibenden, des Beständigen und des Unvergänglichen haben? Ja, ich möchte sogar auch beinahe so schliessen — — wenn die Natur, oder jede Urkraft, welche in der gesamten Sinnenwelt wirksam ist, nie vergeht, obgleich diese unaufhörlich vergeht: sollte das Selbsthandelnde am Menschen vergehen, wenn auch gleich das Sinnliche an ihm vergeht? Kurz, je mehr ich über die Sache nachdenke, desto mehr scheinen mir selbsthandeln und unzerstörbar sein schon an sich in einander laufende Begriffe zu sein; und so glaube ich dich ganz zu verstehen, lieber A., wenn du sagst, daß sich der Mensch allein dazu eigne, mitten im Gewühle des Unbestandes das Beständige zu sein.

Was sollte man, wenn's dergleichen gar nicht gäbe, über das gesamte All der Dinge denken? Stellte man sich selbiges ohne Gott vor, so wirkten also alle die Kräfte, welche darin unaufhörlich wirksam wären, im Grunde Nichts; denn nur das Beständige, das Bleibende, ist ein wahres Etwas. Ein unaufhörlich sich veränderndes Schattenspiel wäre die Welt, ihr Gewirktes, das man, je länger man es betrachtete, desto kleinlicher und widriger finden müste. Denkt man sich aber vollends

zum All der Dinge Gott hinzu, wie könnte man es für das Gewirkte von einer höheren Weisheit halten, wenn es mitten unter allem Unbestande nichts Bleibendes aufzuweisen hätte? Die höchste Weisheit mus nicht nur überall nach Zwecken hinwirken, und alle diese ihre Zwecke, gesetzt auch, daß die Reihe derselben unübersehbar wäre, so anlegen, daß sie immer in einander greifen, und einander befördern, sondern sie mus auch bei selbigen zuletzt einen Hauptzweck haben. Daß jene nichts, als Unbestand, sind, bringt ihre Bestimmung, da sie im Grunde insgesamt nichts, als doch nur Mittel, sein sollen, so mit sich; dieser aber mus schlechterdings etwas Bleibendes sein, oder — die höchste Vernunft hätte am Ende auch, wie die vernunftlose Natur, überall nur auf ein blosses Nichts hingewirkt.

Ich bete Gott an, wie du, und so ist mir's ausgemacht, daß in seinen Schöpfungen etwas Bleibendes sein müsse. Alles Sinnliche aber ist vorübergehend, selbst das Sinnliche am Menschen; folglich ist sein Uebersinnliches, das ihn zum Vernunftwesen, und dadurch zum selbsthandelnden Wesen, macht, dieses Bleibende. Gibt es noch andere Arten von Vernunftwesen auser ihm — ich vermuthe sie wohl, kenne sie aber nicht — so gilt von ihnen dasselbe, und alle zusammen machen dann die übersinnliche Welt aus. Was liesse sich auch wohl über vernünftige und selbsthandelnde Wesen hinaus noch Höheres denken? Ich bin ein solches, und so werde ich so gewis bleiben, als ich bin, und als ein

Allweiser ist, dessen Werk die sinnliche und die übersinnliche Welt ist.

Aus dem Sinnlichen an mir entwickelt sich offenbar mein Uebersinnliches; so ist also jenes für dieses da. Daß mithin jenes nicht von Bestand sei, wundert mich gar nicht — es ist ja nur Mittel; dieses aber, der Zweck, der sich aus der Sinnlichkeit entwickelnde Menschengeist, mus von ewigem Bestande sein, oder — wer wäre mein Schäpfer? Wie dieser Geist sich aus dem Körper entwickelt, so bildet er sich auch durch das Sein in einer Körper- oder Sinnenwelt aus, und übt in ihr sein Vermögen, selbst zu handeln; sie ist also auch für ihn da. Daß sie mithin auch nicht von Bestand sei, wundert mich ebenfals nicht — sie war ebenfals nur Mittel; wenn er aber, der Zweck, verginge, wie sie — wozu glaubte ich an Gott? Der Menschengeist kann freilich ohne sinnliche Hülle nicht bestehen — er kann freilich nur in einer Sinnenwelt selbst handeln; kann er aber blos in der gegenwärtigen sinnlichen Hülle bestehen? mus es gerade die gegenwärtige Sinnenwelt sein, in der er selbst handle? So wird Tod für ihn anderweitige sinnliche Umhüllung, und Versetzung in eine andere Sinnenwelt werden.

Freudig gehe ich nun in meinem Nachdenken über das Selbsthandelnsvermögen des Menschen weiter. — — Gott ist als Urgrund der Welt und ihrer Fortdauer immerwährend thätig; er ist als der höchste Geist

auch der höchste Selbsthandelnde. So ist also Selbsthandeln das Bild der Gottheit, und so trägt der Mensch dieses Bild an sich — trägts auf Erden allein an sich. Ist dis nicht das Bild des Unvergänglichen, des Ewigbleibenden? So wird dann auch der Mensch auf der Seite seines Wesens, wo er dieses Bild trägt, bleiben, wenn auch gleich das Sinnliche an ihm Vergang hat, und nicht nur einmal, sondern von Zeitraum zu Zeitraum immer wieder aufs neue, Vergang hätte. Hier, hier fühle ichs erst recht deutlich, daß selbst handeln und unzerstörbar sein in einander laufende Begriffe sind. Mein Uebersinnliches stammt, daß ich mich so ausdrücke, in gerader Linie von Gott ab, und ist unsterblich, wie er, der Vater der Geister!

Du hast Recht, lieber A., wenn du den selbsthandelnden Menschen einen Schäpfer, wie Gott, nennest. Er schaft wirklich sein Thun, wenn ihn weder blos ein sinnlicher Trieb, noch der Gang der Dinge, noch Gewohnheit, noch Beispiel Anderer, zu etwas bewegen, sondern wenn er sich Vorstellungen vorhält, sie ganz und gar durchdringt, und dann die Weise seines Verfarens nach ihnen eigenmächtig festsetzt. Es ist ein wahrhaftig Erstaunen erregender Anblick, ihn dabei zu sehen, wie er, wenn ihm sein festgesetztes Handeln von allen Seiten her ausgeredet und verleidet werden will, darauf gar nicht hört, und, wenn er den heftigsten Widerstand überall findet, darauf gar nicht achtet,

sondern alle Hinderniſſe über den Haufen wirft, mit den Gefaren, wie mit Bällen, ſpielt, ſeinen Willen durchſetzt, und ſo unmöglichſcheinende Dinge möglich macht. Man kann ſich dabei nicht enthalten, ein überirdiſches Weſen, einen Göttlichen gleichſam, an ihm zu erblicken; wie? und er ſollte ſich in ſolchen Augenblicken nicht ſelbſt überirdiſch, göttlich und — unvergänglich fühlen?

Es iſt alſo nicht genug, daß man das Vermögen, ſelbſt zu handeln, blos beſitze, ſondern man mus es auch gebrauchen; oder mit andern Worten — mit unſerer ſittlichen Natur ſelbſt iſts nicht abgethan, unſer Thun und Laſſen mus den Stempel der Sittlichkeit tragen. So hoch ſich der Menſch erhebt, wenn er ſich wirklich nach durchdachten Vorſtellungen beſtimmt: ſo tief wirft er ſich weg, wenn er ſich dieſer ſeiner Geiſtesfreiheit träge begibt, und ſich nur immer durch Alles, was ſich dazu aufwirft, beſtimmen läſſt.

Auf der andern Seite iſts dann aber auch wieder nicht genug, daß man ſein Vermögen, ſelbſt zu handeln, blos gebrauche, ſondern man mus es auch recht gebrauchen; oder mit andern Worten — damit iſts nicht abgethan, daß unſer Thun und Laſſen den Stempel der Sittlichkeit überhaupt trage, es mus den Stempel ſittlicher Güte tragen. Was wärs, daß wir uns wirklich ſelbſt zu etwas beſtimmten, wenn das, wozu wir uns beſtimmen, nichts Gutes iſt? Sollte Gott uns ſo eingerichtet haben, daß wir ſelbſt handeln kön-

nen, um böse zu handeln, und so die einzigen Wesen in der Schöpfung zu sein, die böse handelten? Nein, wir sollten nur den Gebrauch von diesem erhabenen Vermögen machen, welchen Er davon macht. Darum ward uns das heilige Gesetz auch zugleich mitgegeben und tief eingeprägt, nur immer so zu thun, wie die reine Vernunft uns rathet. Die vollkommene Befolgung dieses Gesetzes macht uns vollkommen gut; wären wir aber zu ihr nicht berufen, wozu wäre das Gesetz uns gegeben? Wir sind also offenbar zu sittlicher Vollkommenheit bestimmt; diese unsere Bestimmung ist dann aber auch für uns die Bestimmung zur Ewigkeit. Sieh, lieber A., dis ist jetzt der Gedanke aller Gedanken für mich; auf ihn führte mich das Vermögen des Menschen, selbst zu handeln, und ich verdanke ihm meine höchste Ruhe.

Ich soll nicht nur selbst, sondern auch recht, handeln, weil ich nicht blos ein sittliches Wesen bin, oder selbst handeln kann, sondern auch sittlichgut sein soll, wie das Gesetz in meinem Innersten besagt. Bringe ichs aber auch wohl mit dem blossen Selbsthandeln sehr weit? Handle ich auch nur öfter selbst, als nicht selbst?

Es ist leicht hingesprochen — hiezu oder dazu habe ich mich aus mir bestimmt; die Frage ist, obs wahr sei? Man wird sehr oft wirklich bestimmt, sucht aber hernach die Gründe auf, mit welchen man sein Handeln

rechtfertigen kann, und glaubt dann im Ernst, daß man sich nach ihnen bestimmt habe. Das Gewöhnlichste bei solchen Fällen ist, daß starke sinnliche Eindrücke, welche die Ereignisse um uns her auf uns machen, unsere Handlungsweise bestimmen; da wir dann, wenn sie angenehm sind, ihnen gemäs, und wenn sie unangenehm sind, ihnen entgegen handeln. Je reitzbarer Jemand ist, desto öfter geschieht ihm dis; so unreitzbar aber ist Niemand, daß es ihm nicht wenigstens zuweilen geschehe. Dringen die starken sinnlichen Eindrücke obendrauf noch schnell auf uns ein, und verlangen eben so schnelles Entschliessen von unsrer Seite, so soll der erst noch geboren werden, den sie nicht dreimal gegen einmal mit sich fortreissen. Warum sieht man denn nachher, wenn sie vorüber sind, so oft ein, daß man sich zu einer andern Handlungsweise hätte entschliessen sollen?

Man betrachte aber auch den gegenwärtigen Zustand der Geisteskraft des Menschen, auf der alles Selbsthandeln beruht; wenn die blosse Aufmerksamkeit sogar endlich ermüdet, wie weit eher wird das strenge Nachdenken ermüden! Was Wunder also, wenn man sich, gleichsam zur Erholung, bei solchen Gelegenheiten, wo man schon die Gewohnheit vor sich hat, durch diese bestimmen lässt? Man pflegt in einem gewissen Falle einmal so, oder so, zu handeln; so oft also derselbe Fall wieder kommt, handelt man ebenso, und bildet sich ein, daß man doch selbst handle, weil man sich in Gedanken darauf beruft, daß man, als man zum ersten

Male so handelte, sich wirklich nach Vorstellungen dazu bestimmt habe. Wäre dis, so liefe es freilich auf Eins hinaus; gewis aber verhält sichs nur selten so, und die mehresten Gewohnheiten zu handeln schreiben sich aus den Jahren her, wo man noch nicht wahrhaftig selbst handeln konnte, oder durfte.

Mit den Beispielen Anderer hat es dieselbe Bewandnis, als mit den eigenen Gewohnheiten, die gleichsam die Beispiele sind, welche man sich selbst gibt. Man glaubt sie von Leuten zu erhalten, die selbst handeln; dieser Glaube ist eine schuldlos scheinende Decke, welche die Gemächlichkeitsliebe für sich findet, wenn sie sich dem Nachdenken nicht immer nachsetzen lassen will. Ist das Beispiel vollends allgemein, so unterliegt auch wohl der Geistesstärkste der Versuchung, sein Vermögen, selbst zu handeln, lieber aufzuopfern, als durch Gebrauch desselben vieleicht ein ganzes Publikum gegen sich aufzubringen, oder doch in den Augen desselben ein Sonderling zu sein, wozu sich immer Verluste gesellen.

So bringts der Mensch im bloßen Selbsthandeln nicht einmal sehr weit; wie stehts aber vollends um sein Guthandeln? . . . So oft Jemand nicht selbst handelt, kann man sogar nicht von ihm sagen, daß er gut handle, und wenn auch das, was von ihm geschieht, noch so gut ist. Die That selbst hat alsdann wohl Güte, aber nicht als seine That. Nur der handelt eigentlich gut, der sich zu dem Guten, das er thut, selbst bestimmt,

und nur darum bestimmt, weil er es als etwas Gutes erkennt.

Wo ist aber der, der auch nur, so oft er selbst handelt, auf solche Weise immer gut handle? Er bestimmt sich allerdings nach Gründen, so zu handeln, wie er handelt; sind die Gründe aber immer von der Güte seiner gewählten Handlungsart hergenommen? Er befolgt allerdings nur gehörten innern Rath; ists aber wirklich immer die reine Vernunft, welche er ihm rathen hört? O wie oft wird er ihre Stimme zu vernehmen glauben, und hört doch nur die Stimme eines Vorurtheils, das, je älter es bei ihm ward, desto mehr ihren Ton anzunehmen lernte! Wie noch öfter wird er mit ihrer Stimme die Stimme einer Leidenschaft verwechseln, die er, weil sie früh in sein Herz schlich, gar nicht zu beherbergen wähnt, die aber auch eben darum unvermerkt so zur Gebieterin in seinem eigenen Hause ward, daß er, wenn sie ihre Kraftsprache hören lässt, nichts, als die bestimmendsten Gründe, zu hören meint! Das Schlimmste aber für ihn ist freilich, daß die Vernunft oft in einer Art von Widerspruch mit sich selbst bei ihren Rathgebungen an ihn erscheint. Er soll, will sie, kein Böses thun, auch das kleinste nicht, und wenn er auch den grössesten äuserlichen Vortheil davon hätte, und soll jedes Gute thun, das er thun kann, wenn er auch dabei verlöhre, ja, grosses Gutes sogar, wenn er auch darüber zu Grunde ginge; dennoch verlangt sie auch von ihm, daß er seine Wohlfart besorgen solle. Das sieht er wohl

leicht ein, daß er sie misverstehen würde, wenn er durch Bösesthun seine Wohlfart vergrössern und befestigen wollte; wie mag er aber begreifen, daß er diese durch Gutesthun zerstören, und doch zugleich auch sie besorgen solle? Die Schuld dieses Widerspruchs der Vernunft mit sich selbst liege immerhin nicht an ihr — genug, er ist doch da. Sie kann freilich nicht dafür, daß die sinnliche Natur des Menschen so wenig zu seiner sittlichen passt, und daß die Welt sich nicht besser zur Tugend schickt — der Mensch hat aber einmal die sinnliche Natur, die er hat, und mus in der Welt leben, in die er einmal gesetzt ward; wie kann es anders kommen, als daß ihn dieser Widerspruch nicht selten so verwirre, daß er geradezu gegen das Sittengesetz handle, wenn er es ausdrücklich zu erfüllen glaubt? Man denke ihn sich mit einer sinnlichen Natur, die besser mit seiner sittlichen, und in einer Welt, die mehr mit der Tugend, harmonirt — so wäre er der Gute, der Vollkommene, der Heilige, der er zu werden jetzt nur strebt, und immer vergeblich strebt.

Wie? und mit diesem blossen Streben darnach sollts für ihn abgethan sein? . . . Es gelingt ihm doch auch so manches gleich schöne und gleich schwere Gute . . . Eins, wie das Andere — daß er das Gesetz nicht immer erfüllen kann, und daß ihm doch so manche herrliche Erfüllung desselben gelingt — was ists? was soll er darüber denken? Dis, daß es dabei bleibe, daß er zu sittlicher Vollkommenheit bestimmt sei, daß er aber mit

dieser groben sinnlichen Natur und in dieser groben Sinnenwelt nur den Grund zu ihr lege, um sie mit einer reineren sinnlichen Natur und in einer erhabeneren Sinnenwelt wirklich zu erlangen. Das ihm gegebene Gesetz ist ein Gesetz für zwei Welten — dieser dein herzerhebender Ausdruck, lieber A., enthält Alles, was ihm seine zweite Welt verkündigen, versichern und ausser allen Zweifel setzen sollte.

Wir dürfen uns dadurch nicht irre machen lassen, wenn Andere nur eine Bestimmung des Menschen, sich ewig der sittlichen Vollkommenheit zu nähern, aber nicht, sie zu erreichen, gelten lassen wollen; diese besagen im Grunde doch dasselbe. Wenn es nur wahr ist, daß es mit dem, was hier aus uns, als selbsthandeln könnenden, oder sittlichen Wesen, wird, nicht abgethan sei — wie es dann unmöglich damit abgethan sein kann — so ists schon gut. Ein Anderes ist freilich unendliche, unbeschränkte, allerhöchste sittliche Vollkommenheit, welche nur Gott, als dem allerhöchsten Geiste, zukommt — diese kann der Menschengeist allerdings nie erreichen, d. h. er kann nie Gott werden; ein Anderes aber ist sittliche Vollkommenheit überhaupt, wie sie sich für ein Vernunftwesen gebührt. Zu dieser ist der Mensch durch sein Wesen und durch sein Gesetz bestimmt, und es mus ein Zeitpunkt für ihn kommen, wo es wenigstens von ihm mit Recht heissen kann, daß er nun ein wahrer Mensch sei, oder immer selbst und gut handle. Desto besser aber für ihn, wenn nirgends ein

fester Punkt für ihn gesetzt ist, über den er nicht noch hinaus schreiten könnte, sondern wenn er ewig im Guten noch wachsen, und ewig eine immer weniger beschränkte sittliche Vollkommenheit erhalten, d. h. ewig Gott sich noch immer mehr nähern und ähnlicher werden kann! O wie noch weit entzückender für ihn wird ihm dadurch die Aussicht in seine zweite Welt! Genug, hier ist nichts, als moralisches Stückwerk mit uns, und es kann damit nicht abgethan sein, sondern es mus irgendwo anders etwas Ganzes daraus werden; schön, schön, wenn ein immer herrlicheres Ganzes daraus wird!

dieser groben sinnlichen Natur und in dieser groben Sinnenwelt nur den Grund zu ihr lege, um sie mit einer reineren sinnlichen Natur und in einer erhabeneren Sinnenwelt wirklich zu erlangen. Das ihm gegebene Gesetz ist ein Gesetz für zwei Welten — dieser dein herzerhebender Ausdruck, lieber A., enthält Alles, was ihm seine zweite Welt verkündigen, versichern und ausser allen Zweifel setzen sollte.

Wir dürfen uns dadurch nicht irre machen lassen, wenn Andere nur eine Bestimmung des Menschen, sich ewig der sittlichen Vollkommenheit zu nähern, aber nicht, sie zu erreichen, gelten lassen wollen; diese besagen im Grunde doch dasselbe. Wenn es nur wahr ist, daß es mit dem, was hier aus uns, als selbsthandeln könnenden, oder sittlichen Wesen, wird, nicht abgethan sei — wie es dann unmöglich damit abgethan sein kann — so ists schon gut. Ein Anderes ist freilich unendliche, unbeschränkte, allerhöchste sittliche Vollkommenheit, welche nur Gott, als dem allerhöchsten Geiste, zukommt — diese kann der Menschengeist allerdings nie erreichen, d. h. er kann nie Gott werden; ein Anderes aber ist sittliche Vollkommenheit überhaupt, wie sie sich für ein Vernunftwesen gebührt. Zu dieser ist der Mensch durch sein Wesen und durch sein Gesetz bestimmt, und es mus ein Zeitpunkt für ihn kommen, wo es wenigstens von ihm mit Recht heissen kann, daß er nun ein wahrer Mensch sei, oder immer selbst und gut handle. Desto besser aber für ihn, wenn nirgends ein

fester Punkt für ihn gesetzt ist, über den er nicht noch hinaus schreiten könnte, sondern wenn er ewig im Guten noch wachsen, und ewig eine immer weniger beschränkte sittliche Vollkommenheit erhalten, d. h. ewig Gott sich noch immer mehr nähern und ähnlicher werden kann! O wie noch weit entzückender für ihn wird ihm dadurch die Aussicht in seine zweite Welt! Genug, hier ist nichts, als moralisches Stückwerk mit uns, und es kann damit nicht abgethan sein, sondern es mus irgendwo anders etwas Ganzes daraus werden; schön, schön, wenn ein immer herrlicheres Ganzes daraus wird!

Der Mensch

mus so lange zu leben suchen,

als möglich.

Ein Monolog.

Was wär's mit aller der bewundernswürdigen Mannigfaltigkeit, welche ich in dem unübersehbaren Reiche der empfindenden Wesen antreffe — was wär's mit dem noch bewundernswürdigeren Vorkehr, welcher im grossen Haushalt der Natur zu ihrer Erhaltung gemacht worden ist, wenn ihnen nicht auch ein Erhaltungstrieb eingepflanzt worden wäre? Alle würden sie nur erscheinen, um gleich wieder zu verschwinden, und ein unermeslicher Aufwand von bildenden und nährenden Kräften würde wirklich verschwendet. Daher sehe ich dann auch jedes Thier, auch das kleinste, wie es in der That aus blossem Instinkt in eigener steter Betriebsamkeit für seine Fortdauer ist. Vielen von ihnen ward es recht schwer gemacht, sich zu erhalten, aber die Stärke des Erhaltungstriebs erleichtert es ihnen. Mehrere müssen sogar, um gehörig fortzubestehen, für ihre Zukunft sorgen, allein auch hiezu stärkt sie der Trieb. An allen insgesamt mache ich die Bemerkung, daß sie Gefaren, die ihnen

Untergang bereiten könnten, auszuweichen streben, oder doch mit ihnen ringen. Ihr allerseitiger Verfolger ist gleichsam der Mensch, und es ist, als wüsten sie dis, weshalb sie auch grösstentheils vor ihm fliehen, so gut sie können; sie haben aber auch noch unter sich ihre Feinde. Wie sie sich gegen diese wehren, und die dazu von der Natur erhaltenen Waffen nach Vermögen gebrauchen! Kurz, Alles, was lebt, liebt auch das Leben, verabscheut den Tod, und jammert, oder krümmt sich doch, wenn es sterben mus. Und — ich sollte an Lust und Liebe zum Leben der gesamten übrigen empfindenden Welt nachstehen? Nein, ich mus sie vielmehr noch weit darin übertreffen.

Mir ward ja nicht blos ein dunkler Erhaltungstrieb eingepflanzt, sondern ich lebe mit Bewustsein. Ich weis, daß ich lebe, und habe Begriffe vom Werth des Lebens. Ich erblicke Gefaren, die für mich eintreten, nicht blos, sondern ich erkenne und erkläre sie auch für Gefaren. Ich bin nicht nur dem Tode zuletzt unterworfen, ich habe auch Vorstellung vom Tode; ja, ich weis lebenslang vorher, daß ich einst sterben mus. Müste ich also nicht selbst noch den Erhaltungstrieb mir geben, wenn ich ihn nicht schon hätte?

Sollte es scheinen, als verlöre ich dadurch, daß es so mit mir steht, weil mir mein Vorstellungsvermögen auch Geistesleiden macht, die die Thiere bei ihrem blossen Erhaltungstriebe nicht haben, so gewinne ich doch

auf der andern Seite unaussprechlich dabei. Meine Vernunft zeigt mir die Gefaren weit deutlicher, als ihnen, und macht mich auch geschickter, selbigen zu entgehen, oder doch überlegen zu sein. Welch eine Menge von Waffen, Wehr- und Hülfsmitteln dagegen lässet sie mich finden, und wie erleichtert sie mir dadurch meine Erhaltung! Wer wäre ich, wenn ich die Fürsorge für diese nicht aufs höchste betreiben, und so lange zu leben suchen wollte, als möglich?

Mit tiefer Rührung müsse ich doch oft das armseligste Insekt, das so wenig Lebensgenus hat, betrachten, wie es blos aus Naturtrieb für seine Erhaltung auf das möglichste sorgt! Ja, was haben die Thiere überhaupt von ihrem Leben, das sie doch so lieben. Auf einige grobsinnliche Genüsse eingeschränkt, werden sie höchstens in dem Augenblick, da sie sie schöpfen, einer angenehmen Empfindung gewürdigt, und schöpfen sie gleichsam nur so lange, als der Mensch sie ihnen gönnt. O wie so ganz anders stehts doch um mich! Ich habe es ja so gut auf der Erde — so unendlich besser, als alles Andere; mein Dasein ist mit Freuden aller Art angefüllt. Wie unvernünftig handelte ich, wenn ichs nicht so lange gern genösse, als ichs haben kann! Wie undankbar wäre ich dafür, daß ich Mensch bin!

Verschreie das Leben, wer will — man treibt dadurch zu unsinnige Gotteslästerung, auf die ich nicht höre; mache ich mir es nur nicht selbst traurig und böse,

Gott machte es für mich gut und selig. — Vermöge meiner sinnlichen Natur schöpfe ich alle die Genüsse, welche die Thiere haben; aber meine geistige Natur gibt sogar auch ihnen schon mehr Werth, vervielfacht, veredelt sie, schaft mir feinere Sinnesfreuden, die die Thiere nicht haben, und reicht mir aus sich selbst noch Seligkeiten, die mein Dasein zu einem Dasein machen, dem zur Vollkommenheit blos die ewige Fortwährung fehlt.

Wenn ich Mensch einen thierischen Genus schöpfe, so empfinde ich nicht blos sinnliches Wohlbehagen bei ihm, sondern ich habe auch deutliche Vorstellung davon, daß mir wohl sei, und daß ich durch ihn einen Zuwachs an Glückseligkeit erhalte. Wie weit Mehr wird er mir dadurch, als den Thieren! Ja, ich habe, wenn ich mir ihn bereite, schon vorher die Vorstellung, daß mir durch ihn wohl sein werde, und geniesse ihn also schon, ehe ich ihn geniesse.

Ich kann die grobsinnlichen Genüsse vermannigfaltigen, wie ich will. Lehrt mich meine Vernunft nicht Alles um mich her gebrauchen? Wie bequem, wie angenehm kann ich mir dadurch meinen ganzen Zustand machen! Ich gehe ja in der That wie der Herr der Schöpfung in der Schöpfung umher, und gebe allen Dingen nicht nur den Nahmen, sondern nenne sie auch faktisch mein, und benutze sie nach Gefallen. Geschmack — Geruch — Gefühl — was für eine ganze grosse Welt finden sie für sich! Bei mir stehts

aber auch, sie zu verfeinern, und sie in Wohlgeschmack, Schönruch und Hochgefühl umzuschaffen.

Doch — die an sich schon feineren Sinnesfreuden, welche ich genieſſe, lassen jene noch unendlich hinter sich zurück. Anblick des Schönen — Gehör des Harmonischen — wie sind sie gleichsam vergeistigte Sinnesfreuden! Mit welchem Entzücken blicke ich von den Bergen herab in die Thäler der Erde! Mit welchem süssen Staunen blicke ich aus der Tiefe hinauf zum gestirnten Himmel! Wie lieblich rauscht für mich der sanfte Wasserfall! Wie ergötzt mich der natürliche Wettgesang der gefiederten Sänger! — An die Natur schliesst sich die Kunst an. — Wie stehe ich wie verklärt bei dem Anblick eines Meisterwerks! Wie fühle ich mich wie bezaubert bei dem herrlichen Menschengesange und bei vollkommenem Saitenspiel! — Wo lebt ein Thier, dem Auge und Ohr solche Freuden bereiteten, und das den geringsten Sinn für schöne Ansichten, oder für lieblichen Einklang zeigte?

Allerdings bewirkt dis Alles schon, wie gesagt, meine geistige Natur, und ohne sie fände es gar nicht Statt; aber nun — ihre eigenthümlichen Freuden, welche sie mir reicht — die Freuden der Weisheit und Tugend — wie könnte ich diese auch nur je im Geringsten genossen haben, ohne nicht gern ein ewiges Dasein führen zu wollen? . . . Erkentnis — ha, wie schwillt bei diesem Gedanken der Busen mir schon

so hoch auf! Ich allein erkenne; alles Andere wird von mir erkannt. Welch einen Reichthum von Kentnissen kann ich mir erwerben, und wie kann ich in ihnen insgesamt noch immer mehr wachsen! Mit jedem Fortschritte in jeder derselben wird es immer lichter in mir, und ich fühle mich immer mehr in einer höheren Art von Leben. Die Krone aller meiner Erkentnis ist Gott. Wie hebt der blosse Gedanke an ihn schon mich über mich selbst empor! Wie macht das Nachdenken über ihn, daß ich mich im Aufschwunge zu ihm ganz in ihm verliere! Wer die Freude an Gott je empfand, der bejammert, daß er einst nicht mehr sein soll. Ewig möchte ich mich gern am Glauben an ihn, an Vorstellung seiner Herrlichkeit und an Bewunderung seiner Weltregirung erquicken. . . . Sittliche Güte, zu der ich mich emporhebe — wie schwillt, wenn ich hieran denke, mein Busen noch höher! wie klopft dabei das Herz auf das freudigstärkste! Ich bin frei, und kann mein Thun selbst bestimmen; ich kann Gutes thun, und das gethane Gute Mein nennen. Dadurch werde ich erst recht Gott ähnlich; dadurch verehre ich als Geist den obersten Geist, und werde Gegenstand seiner höheren Liebe. Wachsen kann ich ebenfals im Thun des Guten, wie im Erkennen des Wahren, unaufhörlich, und so immer göttlicher leben, und durch immer höheren Beifall meines Gewissens, der Gottes Beifall ist, auch immer seliger werden . . . So ein Wesen bin ich, und ich sollte nicht Alles thun, es so lange zu sein, als ich's sein kann? Ueberirdische Wonnen geniessend wandelt ja warlich der

Mensch auf der Erde umher, wenn er als ein Weiser und Edler sich als die Krone von Allem, was da ist, betrachten kann; wie mus er nicht nach jedem Augenblick geitzen, um den er diese himmelreinen Wonnen noch weiter geniessen möge!

Es müsse aber auch meine höchste Aufmerksamkeit erregen, daß alles Andere um mich her, sobald es nicht darin gestört wird, seine Bestimmung erfüllt, oder sich ausbildet, und zuletzt, wenn es Vergang nimmt, geworden und gewesen ist, was es sein sollte; es sei nun blos durch seine innere Einrichtung, oder durch zugleich eingepflanzten Trieb. Sogar an meiner sinnlichen Natur sehe ich dis; sie bildet sich ebenfals gehörig aus. Sollte nun meine übersinnliche, geistige Natur — sie, das Höchste von Allem, was da ist — sollte Ich im eigentlichen Verstande — das Einzige sein, welches die Ausbildungsbestimmung nicht hätte? O welch ein Scheusal der Schöpfung wäre ich, wenn ich so denken könnte — nicht werth, auch nur eine Raupe geworden zu sein, die sich doch ihrer Anlage nach — ungestört — zum Schmetterling ausbildet! Nein, ich mus vor allen übrigen Wesen vorzüglich mich ausbilden; ich mus am Ende mit dem Bewustsein abtreten, daß ich auch geworden und gewesen sei, was ich sein sollte. So weise und gut also, als mir zu werden möglich war, mus ich abtreten, weil weise und gut werden die Ausbildung meiner höheren Natur ausmacht, und mithin meine Bestimmung ist. Nun sehe ich ja aber, daß ich, je länger

ich lebe, desto weiser und besser werden könne. Wie viel thut dabei schon ein Jahrzehend! was würden Jahrhunderte thun? was eine Ewigkeit von Dasein? So mus ich wenigstens mein Dasein so lange zu erhalten suchen, als ich kann; weil ich sonst dereinst, wenn ich abträte, auf keinen Fall das Bewustsein haben könnte, so weise und gut geworden zu sein, als mir möglich war. Mehr Sorgfalt für meine Erhaltung hätte ja gemacht, daß ich älter geworden wäre, folglich auch, daß es mir möglich gewesen wäre, noch weiser und besser zu werden.

Sollte es zu menschlich von Gott gedacht sein, wenn ich glaubte, daß ich ihm Freude machen könnte? Man spricht ja doch von Menschen, die ihre Bestimmung zu erfüllen trachten, als von Gegenständen göttlicher Liebe; kann Liebe, oder Wohlgefallen, ohne Freude sein? Genug, ich mus es mir so vorstellen, als machte ich meinem Schäpfer dadurch Freude, wenn ich mich wahrhaftig als Mensch zeige. Nicht zum Verdienst will ich mir dis anrechnen, sondern zur Schuldigkeit. Gott erreiche seinen Zweck an mir, daß ich weise und gut werde; er müsse ihn aber auch noch immer mehr erreichen, dadurch, daß ich immer weiser und besser werde! Je länger ich lebe, desto mehr kann ich dis werden; so sei meine Erhaltung mir heilig, damit mein Schäpfer an mir noch immer länger Freude, und noch immer mehr Freude haben könne!

„Thue ich denn aber nicht, wenn ich so rede, als wenn der Tod völliger Untergang für mich wäre, so, daß ich hier nur noch jeden Augenblick von Dasein zu erhaschen suchen müste, den ich erhaschen könnte? Mein Schöpfer hat ja den Plan gemacht, ewig Freude an mir zu haben; mein Tod ist ja nur Vergang meiner sinnlichen Natur, aus deren feinerem Stoffe, wie aus Trümmern, eine bessere Hülle für das Geistige an mir sich bilden wird. Verändert sich hierdurch nicht die Sache meiner Erhaltungssorge?“

Allerdings verändert sie sich, aber — ins noch Wichtigere. Also nicht, als dürfte ich nun weniger besorgt, oder gar ganz unbesorgt, für meine Erhaltung sein; vielmehr mus ich nun noch weit eifriger so lange hier zu leben suchen, als möglich. Könnte ich mein jetziges und mein künftiges Dasein als zwei Daseine betrachten, deren jedes ein blos für sich bestehendes Ganzes ausmachte, und mit dem andern gar nicht in Verbindung stände, dann liesse sich jener Einwurf hören; dis kann ich aber nicht. Die Rede ist ja nicht vom Entstehen, sondern von Fortdauer — von meiner Fortdauer. Ich bin — ich bleibe; dasselbe Ich, das jetzt besteht, besteht auch ewig. Mein künftiges Leben macht also mit meinem jetzigen zusammen ein Ganzes aus; beide sind genau verbunden. Wie ich hier abgehe, so komme ich dort an. Komme ich dort nicht weise und gut an — wehe mir! Je weiser und besser

ich aber ankomme, desto seliger werde ich dort gleich sein; desto mehr Freude wird Gott ewig an mir haben. Mus ich nun also nicht noch weit eifriger so lange ein Bewohner der Erde zu sein suchen, als möglich, damit ich für meinen künftigen Stern an Weisheit und Tugend so reifen könne, als möglich?

Hier wird das erhabene Sittlichkeits- und Seligkeitsgebäude für mich nicht vollendet, so, daß es der Tod hernach zerstörte, wie ein Erdfall den Berg zerstört; nur der Grund dazu wird von mir gelegt, auf dem dort der Aufbau geschehen soll. Je grösser, je fester der Grund wird, den ich lege, desto majestätischer wird das Gebäude werden, das er trägt. Kann der Grund aber nicht um so viel grösser und fester von mir angelegt werden, je mehr Zeit ich dazu habe, oder je länger ich hier lebe?

Hier ist noch nicht die wahre Erndte, die Haupterndte, wohl aber die Hauptsaat, die über Winter liegen mus. Wird diese nicht auf das gehörigste bestellt, wie kann jene auf das schönste ausfallen? Je mehr Frist ich nun zur Bestellung habe, desto besser kann ich bestellen; also eignet sich jeder Tag, den ich mehr für hier gewinnen kann, zum ewigen Gewinn für mich!

Nun möchte mein Leben auch noch so viel Noth und Elend haben — ich müste es doch so lange zu führen suchen, als ich könnte. Ich überzeugte mich nicht nur

bald davon, daß ich bei allen meinen menschlichen Vorzügen nicht leidenfrei sein könne, und daß manches Leiden aus ihnen sogar nebenzu folgen müsse; ich sah auch frühzeitig ein, daß Leiden für meine sittliche Natur oft gerade zur rechten Zeit kommen, und der Ausbildung derselben einen neuen Schwung geben. So dankte ich Gott für die Vermischung des Guten mit Bösem schon darum, weil ich ohne sie sterbend das Bewustsein, geworden und gewesen zu sein, was ich sein sollte, nicht gehabt, und mein Dasein nicht so erhaben geschlossen haben würde. Wie vielmehr mus ich ihm nun für sie danken, da ich die durch sie erworbene Weisheit und Güte in eine neue Welt mit hinüber nehme, wo ich sie ewig besitze, und ewig darauf fortbaue! Sei es nun auch immerhin, daß ich nicht begreifen möge, warum mich diese oder jene Noth treffe, weil ich auf der Stelle keinen sonderlichen sittlichen Gewinn für mich dabei sehe; gewis wird doch dadurch einer der edelsten Karakterzüge an mir schon still begründet, der in jener Welt erst ausgebildet werden, und so meine Seligkeit, wie meinen moralischen Werth, dort vollkommener machen soll. Ich kenne ja die göttlichen Höhen nicht, die ich ersteigen soll. Wäre also mein ganzes noch übriges Leben auch nichts, als Elend: so müste ich denken, daß ich dadurch nur jene Höhen ersteigen könne, und müste bis zur letzten Thräne gern weinen, und bis zum letzten Seufzer gern seufzen — kurz, dennoch so lange zu leben suchen, als ich könnte.

Der einzigdenkbare Fall, in welchem dis wegfallen dürfte, wäre der, wenn ich für meine weitere Erhaltung nicht anders sorgen könnte, als — daß ich ein Böſewicht würde. So etwas müſte ich aber nicht blos mir einbilden, oder blos vorſchützen, ſondern es müſte völlig wahr ſein. Wäre dis, nun, ſo müſte ich zu mir ſprechen — „du lebſt, um deine ſittliche Natur auszubilden; weil aber die Sorge für dein längeres Leben ſie verbilden, und dich höchſtmoraliſchſchlecht machen ſoll, ſo gib ſie auf, und ſtirb.“ Dort würde ſichs dann ebenfals aufklären, warum dis mit mir hätte ſo kommen müſſen; dort würde ſichs zeigen, daß ich die göttliche Höhe, welche ich erſteigen ſollte, nicht anders erſteigen konnte, als — daß ich freiwillig für die Tugend ſtürbe.

Scheingründe

für vorsätzliche Selbsttödtung,

nebst Widerlgung.

In Dialogen.

Erster Dialog.

A. Ich glaube, daß es genug sei, wenn ich sage — ich will nicht mehr sein.

E. Steht dir denn das auch so frei, wie du denkst?

A. Ich wüste nicht, warum nicht. Ich bin nicht vorher gefragt worden, ob ich sein wolle; wäre ich gefragt worden, so hätte ichs abgelehnt. Folglich stehts nun wenigstens bei mir, ob ich weiter sein will, oder nicht.

E. Die Sache ist zu ernsthaft, sonst würde ich dir antworten — du kämst mir wie jener Mahler vor, der Adam zeichnete, wie er knieend Gott um seine Schöpfung bat. Du sprichst etwas ohne Sinn, wenn du vorher erst

hättest gefragt sein wollen, ob du sein wolltest; so hättest du ja zugleich schon sein und auch noch nicht sein müssen. Genug, du wardst, und so warst du da. Wie es nun aber nicht bei dir stand, ob du sein wolltest, so stehts auch nicht bei dir, ob du ferner sein willst. Du wardst, daher bist du; du bist, also must du sein, so lange du sein sollst.

A. Der Schlus ist falsch. Daß ich ward, konnte ich nicht verhindern; daß ich aber noch ferner sei, kann ich verhindern. Mit meinem völligen Werden, mit meinem Vernünftigwerden bekam ich das Vermögen dazu, und so auch die Freiheit.

E. Wirklich die Freiheit dazu auch? Wenn sich diese auf dein Vermögen dazu gründete, was für fürchterliche Freiheiten könntest du zu haben behaupten! wozu hast du nicht Vermögen?

A. Ei, ich rede nicht von Freiheit gegen Andere, sondern von Freiheit gegen mich. Andern darf ich freilich das Haus nicht einreissen, mein eignes aber kann ich einreissen, wie ich will; so — u. s. w.

E. Du wirsts doch aber gewis nicht einreissen, ohne eine wichtige Ursache dazu zu haben?

A. Sobald mir's nicht mehr ansteht — dis ist Ursache genug dazu. Nun steht mir das Dasein

bald davon, daß ich bei allen meinen menschlichen Vorzügen nicht leidenfrei sein könne, und daß manches Leiden aus ihnen sogar nebenzu folgen müsse; ich sah auch frühzeitig ein, daß Leiden für meine sittliche Natur oft gerade zur rechten Zeit kommen, und der Ausbildung derselben einen neuen Schwung geben. So dankte ich Gott für die Vermischung des Guten mit Bösem schon darum, weil ich ohne sie sterbend das Bewustsein, geworden und gewesen zu sein, was ich sein sollte, nicht gehabt, und mein Dasein nicht so erhaben geschlossen haben würde. Wie vielmehr mus ich ihm nun für sie danken, da ich die durch sie erworbene Weisheit und Güte in eine neue Welt mit hinüber nehme, wo ich sie ewig besitze, und ewig darauf fortbaue! Sei es nun auch immerhin, daß ich nicht begreifen möge, warum mich diese oder jene Noth treffe, weil ich auf der Stelle keinen sonderlichen sittlichen Gewinn für mich dabei sehe; gewis wird doch dadurch einer der edelsten Karakterzüge an mir schon still begründet, der in jener Welt erst ausgebildet werden, und so meine Seligkeit, wie meinen moralischen Werth, dort vollkommener machen soll. Ich kenne ja die göttlichen Höhen nicht, die ich ersteigen soll. Wäre also mein ganzes noch übriges Leben auch nichts, als Elend: so müste ich denken, daß ich dadurch nur jene Höhen ersteigen könne, und müste bis zur letzten Thräne gern weinen, und bis zum letzten Seufzer gern seufzen — kurz, dennoch so lange zu leben suchen, als ich könnte.

Der einzigdenkbare Fall, in welchem dis wegfallen dürfte, wäre der, wenn ich für meine weitere Erhaltung nicht anders sorgen könnte, als — daß ich ein Böſewicht würde. So etwas müſte ich aber nicht blos mir einbilden, oder blos vorſchützen, ſondern es müſte völlig wahr ſein. Wäre dis, nun, ſo müſte ich zu mir ſprechen — „du lebſt, um deine ſittliche Natur auszubilden; weil aber die Sorge für dein längeres Leben ſie verbilden, und dich höchſtmoraliſchſchlecht machen ſoll, ſo gib ſie auf, und ſtirb.“ Dort würde ſichs dann ebenfals aufklären, warum dis mit mir hätte ſo kommen müſſen; dort würde ſichs zeigen, daß ich die göttliche Höhe, welche ich erſteigen ſollte, nicht anders erſteigen konnte, als — daß ich freiwillig für die Tugend ſtürbe.

Scheingründe

für vorsätzliche Selbsttödtung,

nebst Widerlgung.

In Dialogen.

Erster Dialog.

A. Ich glaube, daß es genug sei, wenn ich sage — ich will nicht mehr sein.

E. Steht dir denn das auch so frei, wie du denkst?

A. Ich wüste nicht, warum nicht. Ich bin nicht vorher gefragt worden, ob ich sein wolle; wäre ich gefragt worden, so hätte ichs abgelehnt. Folglich stehts nun wenigstens bei mir, ob ich weiter sein will, oder nicht.

E. Die Sache ist zu ernsthaft, sonst würde ich dir antworten — du kämst mir wie jener Mahler vor, der Adam zeichnete, wie er knieend Gott um seine Schöpfung bat. Du sprichst etwas ohne Sinn, wenn du vorher erst

hättest gefragt sein wollen, ob du sein wolleſt; ſo hätteſt du ja zugleich ſchon ſein und auch noch nicht ſein müſſen. Genug, du wardſt, und ſo warſt du da. Wie es nun aber nicht bei dir ſtand, ob du ſein wollteſt, ſo ſtehts auch nicht bei dir, ob du ferner ſein willſt. Du wardſt, daher biſt du; du biſt, alſo muſt du ſein, ſo lange du ſein ſollſt.

A. Der Schlus iſt falſch. Daß ich ward, konnte ich nicht verhindern; daß ich aber noch ferner ſei, kann ich verhindern. Mit meinem völligen Werden, mit meinem Vernünftigwerden bekam ich das Vermögen dazu, und ſo auch die Freiheit.

E. Wirklich die Freiheit dazu auch? Wenn ſich dieſe auf dein Vermögen dazu gründete, was für fürchterliche Freiheiten könnteſt du zu haben behaupten! wozu haſt du nicht Vermögen?

A. Ei, ich rede nicht von Freiheit gegen Andere, ſondern von Freiheit gegen mich. Andern darf ich freilich das Haus nicht einreiſſen, mein eignes aber kann ich einreiſſen, wie ich will; ſo — u. ſ. w.

E. Du wirſts doch aber gewis nicht einreiſſen, ohne eine wichtige Urſache dazu zu haben?

A. Sobald mir's nicht mehr anſteht — dis iſt Urſache genug dazu. Nun ſteht mir das Daſein

nicht länger an, so kann ichs auch einreiſſen, wie ich will.

E. Wenn es dir nun aber recht ſehr anſtände, würdeſt du es dadurch länger haben, als du ſollteſt?

A. Das freilich nicht.

E. Nun ſo muſt du auch, wenns dir gar nicht anſteht, es ſo lange behalten, als du ſollſt.

A. Wieder falſch geſchloſſen. In jenem Falle fragt man mich nicht, ob ich länger leben will. Meine Stunde ſchlägt, und dann — —.

E. Nun, ſo wirſt du auch in dieſem Falle nicht gefragt, ob du länger nicht leben willſt. Warte, bis deine Stunde ſchlägt, und dann erſt — —.

A. Daß ſie ſpäter ſchlage, zu machen, iſt nicht in meiner Gewalt; daß ſie aber früher ſchlage, kann ich machen. Nun bin ich Daſeinsſatt — ſo mache ich dis.

E. Iſt wohl nichts, als Laune, bei dir? . . . Genies, aber nicht zu viel. Nichtgenus und Uebergenus verleiden das Sein; meuſchlicher Genus macht es uns unſchätzbarwerth.

A. Mir nicht. Es kommt bei Allem nichts heraus. An der ganzen Welt ist nichts. Was soll ich länger in ihr? man ist sich nur darin zur Last.

E. Die Welt vertheidigt sich selbst. Sie möchte aber sein, wie sie wollte — es soll dir in ihr gefallen, weil du ein sittliches Wesen bist. Als ein solches kannst du dich, wie in jeder Weltlage, so auch in jeder Welt selbst, immer mehr ausbilden, wenn du nur willst. Daß du dich aber immer mehr ausbildest, ist die Hauptsache. Die Frage ist nicht, wodurch? sondern — bilde dich den Umständen nach aus. Oder — glaubst du etwa nicht an die Pflicht, deine höhere Natur auszubilden, möglichst auszubilden?

A. Mein Glaube ist der, daß diese Ausbildung gerade das sei, was das Sein verleidet.

E. Das wäre ja ein Widerspruch. Da sie immer höher steigen kann, so müste sie vielmehr den Wunsch nach ewigem Sein hervorbringen.

A. Seitdem ich meine höhere Ausbildung betrieb, habe ich erst die ungeheuern Mängel des Weltwesens recht empfunden. Je ausgebildeter ein Mensch wird, desto mehr mus ihm die Welt misfallen, und also auch das Sein in ihr immer unerträglicher werden. Darum war das goldene Zeitalter das Erste. Auf der untersten Stufe von Ausbildung sah man ein Elisium vor sich, weil

man sich hauptsächlich an Genus hielt, und der Mensch allerdings am meisten geniessen kann. Sobald man sich mehr auf reflektiren, raisonniren, moralisiren legte, trat schon an die Stelle des goldenen Zeitalters das silberne; und — als man sich hauptsächlich hierauf legte, war das eiserne da.

E. Lieber A., du kehrst in der Finsternis deines Gemüths alles um. Das goldene Zeitalter wird das Letzte sein, wenn die Menschen durch ihre Kultur so weit gekommen sind, daß sie den abzuhelfenden Weltmängeln abgeholfen haben, und die nicht abzuhelfenden zu ihrer Veredlung anwenden. Ich gebe dir den Rath — bessere an der Welt, was du bessern kannst; das Uebrige las auf sich beruhen. Du wirst aber immer Mehr an ihr bessern können, je sittlichbesser du selbst wirst.

A. An ihr zu bessern finden sprich.

E. Gut, aber auch bessern können. Je besser die Menschen werden, desto besser wirds in der Welt. Denke einmal, wenn alle Menschen recht besser würden!

A. Ach lieber E., wie an der Welt nichts Rechts ist, so wird auch nichts Rechts aus uns. Man quält sich in der sinnlichen und in der übersinnlichen Welt herum, und eine, wie die andere, ist — Nichts.

Um was bin ich weiter, als vor zehen Jahren? um wie viel weiter werde ich nach zehen Jahren sein?

E. Wäre wirklich Beides, so wäre Beides deine Schuld. Sprich aber nicht so; du bist wirklich weiter, als vor zehen Jahren. So wirst du auch noch immer weiter kommen, wenn du nur willst.

A. Was hülfe auch dis? Vollkommen werde ich doch nicht.

E. So suchs so zu werden, als du kannst. Eben darum schickt sichs nicht zu sagen — ich will nicht mehr sein. Es klingt ebenso, als sprächst du — ich will mich nicht noch mehr sittlich ausbilden.

A. Endlich aber — wozu denn all das Ausbilden und Weiterausbilden? Damit nur noch mehr sittliche Vollkommenheit begraben werde und zerstäube?

E. Wenn das auch wäre! So könntest du doch sterbend denken — „so nehme ich als ein sittliches Wesen Vergang, da ich mich möglichst ausgebildet habe.“ Aber — du irrst; und darum ist es — nimm mir's nicht übel — wirklich nichts gesagt, wenn du sprichst — ich will nicht mehr sein. Du must sein. Das fernere

Sein hier kannst du verhindern, aber das Fortsein überhaupt nicht.

A. Wer weis mit ausgemachter Gewisheit, ob es so mit uns ist?

E. Wenns nun aber so wäre?

A. Hum! . . .

E. Machst du's so, wie ich sage, so bist du auf beide Fälle gefasst; auf deine Weise aber wärst du nur auf den Fall gefasst, daß es nicht so wäre . . . Was ist das Vernünftigere?

Zweiter Dialog.

B. In meiner Lage fühlt man's erst recht, wie Viel man an der Vernunft habe.

E. Gewis, mein B.!

B. Wenn man so die armen geplagten Arbeitsthiere betrachtet, möchte man ihnen nicht einen Schimmer auch nur von ihr wünschen, weil doch keine Hofnung dazu da ist, daß der menschliche Pöbel, hoch und nidrig, sie jemals menschlicher behandeln werde? Sieh doch

z. E. nur die Pferde an; wie fürchterlich wird ihnen von ihren Besitzern begegnet — vom groben Fuhrmann an, der unaufhörlich auf sie zuschlägt, bis auf den feinen gnädigen Herrn, dessen Sporen sich immer in ihrem Blute baden! Also — einen Schimmer von Vernunft ihnen; so wäre ihnen geholfen.

E. Sie würden sich alsdann nicht aufzäumen lassen, meinst du — nicht wahr?

B. Das nicht; dahin brächt's der Mensch, der Wüterich, am Ende doch. Nein — ersäufen würden sie sich bei erster bester Gelegenheit, um ihrer Qual ein Ende zu machen.

E. Nun — und wie hangt dis mit deinem ersten Ausspruche zusammen?

B. Das siehst du nicht gleich ein? So hangts damit zusammen — wenn der Mensch seine Leiden nicht mehr aushalten kann, so kann er ihnen doch sofort ein Ende machen; die Vernunft zeigt ihm den Weg dazu, und dis ist das letzte, aber auch zugleich unschätzbarste Verdienst, das sie sich um ihn erwirbt.

E. Dich so zu verstehen konnte mir nicht einfallen. Ich erschrecke vor dieser Erklärung deiner Worte.

B. Ich nicht. Bei dem harten Schicksale, das mich trift, ist dis noch immer mein einziger Trost — wenn ichs nicht mehr ertragen kann, so verstehe ich mich ja auf meine Erlösung davon. Dank meiner Vernunft! ich kenne Gift, und habe die Wahl zwischen Opium und Arsenik.

E. Freund, wie verirrst du dich, wenn du dis zum höchsten der Vorzüge machst, die die Vernunft uns gibt!

B. Doch — so ists. Göttlich war mir von jeher das Geschenk der Vernunft an mich. Erst schaft sie tausend Freuden niderer und höherer Art; wenn diese aber nachlassen, oder nicht mehr genossen werden können — wenn gar fürchterliche Qualen an die Stelle derselben treten: dann thut sie das Höchste noch, und spricht zum Menschen — „du solltest nicht so leiden, darum zuletzt noch bekamst du mich — warum willst du's also, da du's an meiner Hand nicht nöthig hast? — Wolle es nicht! auf und befreie dich! fühle dich hier am allermeisten Mehr, als die Thiere! sei ganz Herr, wie du sein sollst.“

E. So spricht die Vernunft gewis nicht, und kann nicht so sprechen — sie widerspräche sich sonst selbst, und hörte also auf, Vernunft zu sein.

B. Wie so?

E. Sprach sie, das Geistige an dir, nicht von jeher, daß du dich zum höchsten geistigen Dasein — zum sittlichvollkommenen — zu erheben suchen müssest? Und nun sollte sie dir rathen, sogar dein sinnliches Dasein zu zerstören — als wodurch deine höhere sittliche Ausbildung gleich ein Ende hätte? Ja, weis sie denn nicht, daß Leiden diese deine höhere Ausbildung vorzüglich befördern? Wie könnte sie dir rathen, deiner Leiden wegen dein Leben wegzuwerfen? Nein, sie rathet dir vielmehr und mus dir rathen, gern so lange zu leiden, als du leiden sollst, um dich so vollkommen auszubilden, als möglich. Sieh, so must du in deiner Lage erst recht fühlen, wie Viel man an der Vernunft habe, und so verstand ich dich auch anfangs; deshalb antwortete ich gleich so bestimmt — gewis!

B. Es ist gut, daß du auf die sittliche Ausbildung kommst; du vertheidigst mich nun gar, indem du mich widerlegen willst. Ihr Glücklichen bildet euch das so ein, daß Leiden so vorzüglich die höhere Vollkommenheit beförderten. Man mus nur erst so schrecklich leiden, wie ich; dann findet man es anders. Ein sehr hoher Grad von Leiden bringt uns vielmehr moralischherunter, und droht, zuletzt unsere sittliche Güte ganz zu zerstören. Da tritt eben die Vernunft, wie es ihr Amt ist, noch zu rechter Zeit ein, und ruft uns zu — „las sie dir nicht zerstören — da hast du Mittel dagegen — brauch diese, und werde kein Böswicht.“

E. Ja, so thut sie allerdings; aber was meint sie damit? Auf was für Mittel deutet sie hin?

B. Auf was für welche sonst, als — dergleichen ich vorhin erwähnt habe?

E. Mus man denn durch hohe Leiden schlechterdings zum Bösewicht werden? Müssen uns selbige nothwendig moralisch herunterbringen? Die Schuld liegt ja an uns, wenn dis geschieht.

B. Lieber, werde nicht hart gegen mich!

E. Nein; aber verlange auch nicht, daß ich dir die Wahrheit zum Opfer bringe. Etwas ganz Anderes ists, auf sein Leben Verzicht thun, weil man es durchaus nur durch Abscheulichhandeln retten könnte; in grossen Leiden aber kann man ebensogut ein Heiliger werden, wie ein Bösewicht, und so ists nicht nöthig, daß man das Leben hrentwegen wegwerfe. Man mus nur dagegen arbeiten, daß man durch sie kein Bösewicht werde, und daß sie die sittliche Güte nicht zerstören. So ists gemeint, wenn die Vernunft spricht — las sie dir nicht zerstören!

B. Bald gesagt! Wenn nun aber das Gefühl der Leiden aufs Höchste steigt, so, daß gleichsam Himmel und Erde für dich vergehen, dann arbeite einmal dagegen, daß sie deine Gesinnungen nicht schwärzen.

E. Solche Perioden währen nicht lange, und können vermöge der Natur unseres Gefühlvermögens nicht lange währen. Bekäme dein Sinn in selbigen einen schwarzen Anstrich, so bist du dadurch noch kein Bösewicht. Verwische ihn, sobald sie vorüber sind, wieder, daß er sich nicht in deinen Sinn einätze — dis, nur dis würde dich zum Bösewicht machen. Dagegen hast du Mittel, und den Gebrauch dieser meinte eben die Vernunft; willst du sie etwa nicht gebrauchen?

B. Ich bitte dich nochmals — kränke mich nicht!

E. Nun — so sprich, wenn die deinen Sinn schwärzende hohe Leidensgefühlsperiode vorüber ist, nur zu dir: „so, wie ich vorhin dachte, war nicht recht gedacht“ — und setze dir dis durch dein sittliches Gefühl deutlich aus einander; zu besserem Sinn hierdurch zurückgebracht, labe dich dann recht an der Selbstzufriedenheit, die du bei ihm und durch ihn geniessest; so wirst du diesen Sinn von neuem wieder behaupten, und auch die traurigste Leidensperiode wird dich im Grunde nicht verbösern können.

B. Ja, wenn das wäre!

E. Wolle nur! thu nur so, wie ich sagte, so ists gewis. — Sieh, so braucht man sein Dasein nicht zu zerstören, um durch grosse Leiden seine sittliche Güte am

Ende nicht zerstört zu sehen. Man kann Beide zugleich behalten; ja, man kann durch Aushalten im leidenvollsten Leben seine sittliche Ausbildung sogar vollkommen machen. Was geht über immer unerschütterlicher werdende Standhaftigkeit gegen alle Schläge des Schicksals? Was geht über männliche Hingabe des Willens an das Unabänderliche, und über Beharrlichkeit darin bis ans Ende? Ist dis nicht die Krone unserer sittlichen Herrlichkeit? und diese sollten wir von uns werfen? — Was rathet hier die Vernunft? — sprich!

B. Freilich — daß ich sie nicht von mir werfe.

E. So sollst du in deiner Lage erst recht fühlen, wie Viel du an der Vernunft hast.

Dritter Dialog.

E. Gern sterben ist die höchste Verehrung Gottes; wenn ich aber so lange warte, bis ich sterben mus, und dann gern sterbe, ist das eine Kunst? Vor der Zeit freiwillig sterben — dis, dis ist das rechte, das ausgemachte, das höchste Gernsterben; und darum — —

E. Sprich nicht so schnell weiter; das bloße Gernsterben an sich ist nicht die höchste Gottesverehrung,

sondern nur das Gernsterben, sobald Gott will, gesetzt, daß man alsdann auch noch so jung, und noch so glücklich wäre. Bis dahin, daß Gott will, sollen wir gern leben; mag also immerhin das eigenmächtige Sterben vor der Zeit das höchste Gernsterben sein — statt, daß du dadurch zum erhabensten Gottesverehrer würdest, hörtest du vielmehr ganz auf, ein Gottesverehrer zu sein. Ich könnte dir leicht beweisen, daß gern leben vielmehr unter Umständen die höchste Gottesverehrung sei; erwäge aber jetzt blos, daß du nur dann Gott verehrest, wenn du das, was er will, auch gern willst, es heisse Leben oder Tod. Wie darfst du also gern Tod wollen, wenn er noch Leben will?

C. Ich will ja aber Tod nicht aus Widerstreben gegen ihn, sondern aus Liebe zu ihm. Wenn du denken könntest, ich wollte darum freiwillig sterben, weil ich glaubte, mit meinem Dasein schalten zu können, wie ich wollte — o wie thätest du meinem Herzen Unrecht! Nein, weil ich weis, daß ich durch den Tod in eine nähere Verbindung mit Gott komme, und mich nach dieser sehne — oder darf ich dis auch nicht? — darum, nur darum — —

E. Das magst du immerhin; dennoch aber must du warten, bis Gott deine Sehnsucht erfüllt, und — dich ruft.

C. Ich denke mir Gott als Vater, und mich als

sein Kind; kann ein Kind seine Liebe zum Vater mehr an den Tag legen, als wenn es noch eher zum Vater kommt, als ihm befohlen ward, oder wenn es ungerufen kommt? Wirds der Vater nicht mit Freuden aufnehmen, und den übrigen Kindern zum beschämenden Muster hinstellen, die er erst noch lange rufen muste, und die noch unwillig dem Rufe folgten?

E. Wenn er die Kinder insgesamt blos zu ihrem Vergnügen, zum Spielen etwa, irgendwohin gehen lies — dann wird dis der Fall sein, ja; aber auch alsdann, wenn er sie zum Lernen, oder zum Arbeiten, ausschickte? Das sind doch wohl keine gute Kinder, die aus der Schule, oder von der Werkstäte, laufen? An ihrer zeitigeren Zurückkunft kann der Vater doch wohl kein Wohlgefallen haben? — Sind wir Menschen denn nur zum Spielen in dieses Dasein versetzt, oder sollte die Zeit uns nicht Lehr- und Werkanstalt für die Ewigkeit sein?

E. Wenn nun aber ein Kind sein Pensum, das es zu lernen, oder zu arbeiten, hatte, geschwinder eingelernt, oder fertig gemacht hat, dann darf es doch wohl nach Hause kommen, wie es will? dann freuet sich der Vater doch wohl um so mehr, je früher es kommt?

E. Hast du denn dein Pensum hier schon gelernt und gearbeitet? Sieh, nun habe ich dich da, wo ich dich haben wollte! Unser menschliches Pen-

sum hierniden ist nicht, nur dis und das zu lernen, oder zu verrichten, sondern — immer fortzulernen, so lange wir können, und Gutes zu stiften, so lange wir können. Nur, wenn du dis thust, und wenn du deine höhere Ausbildung so weit treibst, als möglich, wirst du erst würdig, in jene nähere Verbindung mit Gott, dem weisesten und heiligsten Geiste, einzutreten, nach der du dich sehnest. Du must also hier bleiben, bis Gott dich ruft; denn so lange kannst du dich immer noch mehr ausbilden. Gingest du eher und eigenmächtig von hinnen, so wär's deine Schuld, daß du nicht so weise und gut dort ankämest, als du hättest ankommen sollen und ankommen können, und dann — wehe dir!

C. Jetzt kommt mir's vor, als wenn wir blos über Worte stritten.

E. Nun — den Beweis hiervon bin ich begierig zu hören.

C. Du sagst nehmlich, man müsse so lange hier bleiben, bis Gott uns rufe — dieser Meinung will ich also beitreten; ruft Gott aber den nur, der an völligem Vergang seiner Lebenskraft stirbt, oder auch den, der, bei vollen Kräften noch, durch ein bösartiges Fieber hingeraft wird?

E. Auch diesen.

E. Also auch den, den ein Zufall tödtet — und den, der für seinen Beruf stirbt — und den, der unter Meuchelmördern fällt — und den, der bei einer gewagten Lebensrettung selbst das Leben einbüsst?

E. Ja, diese Alle ruft Gott.

E. Nun, so ruft mich Gott jetzt auch. Der Unterschied ist blos der, daß er mich weder durch die Natur, noch durch eine Epidemie, noch durch einen herabfallenden Balken, noch durch eine Kanonenkugel, u. s. w. sondern — durch mich selbst, ruft. Ruf ist Ruf; wie er geschehe, oder wie er an mich komme, gilt gleich.

E. Darin hast du Recht, sobald es ein wirklicher Ruf ist. Auch würdest du allerdings durch dich selbst von Gott gerufen, wenn du z. B. dir aus unvermeidlichem Versehen eine tödtliche Wunde beibrächtest, oder in einem Anfalle von Raserei dich entleibtest, oder der Begehung heillosen Frevels, wozu man dich fürchterlich zwingen würde, nicht anders ausweichen könntest, als dadurch, daß du dir selbst das höchste Unheil zufügtest — kurz, wenn du Selbstmord ausüben in irgend einem Verstande müstest. Wie passt dis aber in deiner Lage auf dich? Der göttliche Ruf, den du zu hören glaubst, ist also kein wirklicher, sondern ein blos eingebildeter Ruf. Nimm alle jene Fälle, über die du mich vorhin befragtest, ob Gott in selbigen rufe, so wirst du finden, daß es denen, die darin sterben, nicht

freigelassen sei, ob sie darin sterben wollen, oder nicht. Selbst des braven Lebensretters Wille ist es nicht, durch seinen Heldenmuth umzukommen; bei dir wäre es aber eigener völligfreier Wille. Du hast dis ja auch schon zugestanden, als du gleich anfangs das höchste Gernsterben so erhubst, und versteckest dich nur jetzt hinter den göttlichen Ruf, weil ich dir bewies, man müsse so lange hierniden bleiben, bis Gott rufe. Nun habe ich dir aber auch bewiesen, daß dich Gott noch nicht rufe; also bleib noch, und warte seinen Ruf erst ab.

E. Sollte ein inniger, unwiderstehlicher Hang zum Sterben nicht der höchste göttliche Ruf sein?

E. Lieber, erschrick selbst vor deinem eigenen Gedanken! Wenn jeder innige Hang zu etwas für Gottes Stimme gelten sollte, wie wären, ich will nicht einmal sagen, der Bosheit, sondern nur — der Schwärmerei, alle Thore geöfnet! Soll aber der innige Hang zum Sterben etwa eine Ausnahme machen?

E. Ich dächte.

E. Ein Anderes ists, gern, innigstgern sterben, sobald Gott will; aber — wenn Gott noch nicht will, wenn man noch leben kann und darf, also — soll, einen innigen Hang zum Sterben haben, ist das recht? Stimmt er mit dem Willen Gottes überein, daß wir uns hier erst noch mehr ausbilden sollen? Einem solchen

Hange must du widerstehen, und wenn er noch so innig wäre; du kannst ihm auch widerstehen, und darum sollst du die Beiwörter „innig und unwiderstehlich“ nicht für gleichbedeutend nehmen. Du darfst nur deine Bestimmung, dich hier möglichst auszubilden, dir recht vorhalten, und dann dabei erwägen, daß Gott dir noch Zeit dazu lassen wolle; so wirst du vor dem Hange zurückbeben, dir selbst diese Zeit zu verkürzen.

C. Ich fühle, daß ich dis Alles gelten lassen mus; denke ich aber wieder daran, daß der Tod mich näher mit Gott vereinigt, so — —

E. Das Leben hier länger auch. Nimm diesen Gedanken noch als Zugabe zu dem, was ich dir bereits darauf geantwortet habe. Je weiser und besser wir werden, desto näher vereinigen wir uns mit Gott. Kannst du nun, sobald du nur willst, je länger du lebst, auch noch immer weiser und besser werden, so mus dich deine Sehnsucht, dich noch näher mit Gott zu verbinden, vielmehr antreiben, so lange zu leben, als möglich, oder — du brauchst diese nur zum Deckmantel deiner Selbsttödtungssucht . . . Soll ich dis von dir glauben?

C. Nein.

E. Nun, so bleib, und bleib gern.

Vierter Dialog.

D. Jene Welt hat mich nun einmal zu lüstern nach sich gemacht; drum mus ich eilen, daß ich in sie komme.

E. Von welcher Seite her machte sie dich's.

D. Warlich nicht von der gewöhnlichen! Nein, ich bin zufrieden mit der Natur, mit der Gesellschaft, mit dem Schicksal, kurz, mit Allem, wie es hier ist, nur — mit mir selbst nicht. Dort erwartet mich sittliche Vollkommenheit — hier ekelt mich selbst vor meiner moralischen Erbärmlichkeit — dorthin habe ich längst gewollt, und immer hat mich unmännlicher Schwachmuth zurückgehalten, aber nun nicht weiter.

E. Also — dis ists mit deinem Lebensüberdrus. So gehörst du wenigstens zu denen, mit welchen man gern darüber spricht. Lieber D., ich habe gewis auch alle Ehrfurcht für unsern künftigen Zustand; dis hält mich aber doch nicht ab, die schuldige Achtung für unsern gegenwärtigen zu haben. Du thust ja warlich, als wäre hier an uns nicht das geringste Gute, nicht der schwächste Schimmer von jener Herrlichkeit, die unsere Bestimmung ist. Können dich denn alle die grossen und edlen Seelen, welche alle Zeitalter und alle Himmelsstriche aufzuweisen haben, nicht auf der Stelle eines Bessern belehren?

D. Ja doch — von weitem glänzen sie; betrachte sie nur in der Nähe — wenn du nehmlich kannst. Statt Golds hast du dann Tomback, der wie Gold gleisst, an ihren sogenannten Gros- Hoch- und Götterthaten, und ihr gesamtes Tugendreichthumswesen ist eine wahre prächtige Armut.

E. Nicht so! Du versündigst dich an der Menschheit. Es kann auch dein Ernst nicht sein.

D. Ja, er ists, denn ich schliesse von mir auf jeden Andern. Hierdurch würde ich mich nur dann versündigen, wenn es mir am Willen, gut zu sein, gebräche; in dieser Hinsicht aber nehme ichs mit allen deinen grossen und edlen Seelen in allen Sekuln und unter allen Zonen auf. Da sehe ichs dann nun jedoch, wie weit ichs damit bringe.

E. Höre, du bist selbst besser, als du denkst. Wer in so hohem Grade Willen hat, gut zu sein, wie du, der ist auch gewis nicht blos in einem nidrigen Grade gut, und — welches das Wichtigste ist — wird in einem immer noch höheren Grade gut werden. So ists mit uns; so sollte es mit uns sein. Nur für Wollen des Guten sollten wir an der Hand der Vernunft sorgen; das Vollbringen desselben sollte uns dann durch Uebung trotz aller sinnlichen Begierden immer leichter werden, und immer noch besser gelingen. Dadurch sollten wir auf der einen Seite die einem sittli-

chen Wesen über Alles gehenden Freuden des Wachsthums im Guten geniessen, und auf der andern an einen uns gewis bevorstehenden Zustand der Vollendung im Guten glauben lernen.

D. In diesen will ich eben.

E. Ich auch, und gewis jeder vernünftige Mensch, aber — nur nicht eigenmächtig, und so lange man noch hier im Guten wachsen kann.

D. Mit deinem Wachsthum! Es kommt mir damit gerade so vor, als mit der Einbildung, womit sich unsere gutherzigen Philosophen, die die Erde gar zu gern zum Paradise machten, wenn sie nur könnten, hinzuhalten pflegen, daß es — in der Welt immer besser werde. Anders wirds wohl immer in ihr, aber bald besser, bald schlechter, und dann wieder besser, und wieder schlechter, und so in Ewigkeit fort. Gerade so ists mit uns. Heute steigt einmal unsere sittliche Güte, morgen fällt sie wieder, übermorgen steigt sie wieder, um überübermorgen wieder zu fallen, und so auch fort bis ans Ende. Dabei kommt wohl etwas heraus?

E. Allerdings, und zwar nach und nach immer Mehr; bleib du nur bei deinem gewählten Vergleiche. Ists nicht doch wahr, daß es in der Welt trotz aller Abwechselungen zwischen Besser- und Schlechterwerden in ihr

dennoch im Ganzen immer besser werde? Du müsteſt dich ganz geſchichtunkundig ſtellen, wenn du nicht nur dis nicht zugeſtehen, ſondern auch ſogar nicht einräumen wollteſt, daß es gerade dadurch, wenn es einmal wieder ſchlechter in der Welt ward, hernach noch beſſer ward, als es vorher in ihr geweſen war. Und nun ſpreche ich, wie du vorhin — gerade ſo iſts mit uns. Iſt nur der Wille da, gut zu ſein, ſo ſteigt bei allem abwechſelnden Steigen und Fallen unſere ſittliche Güte im Ganzen doch, und ſteigt gerade dadurch, wenn ſie einmal wieder fällt, hernach noch höher, als ſie vorher ſtand. Wir werden auf jeden Sieg, den die Begierden über die Vernunft erſchlichen, kampfeifriger und kampfſtärker gegen ſie, und — ſo iſts ſchon gut.

D. Ich mus mich in der That über deine liberale Denkart aufhalten, und faſt möchte ich ſie noch anders nennen. Mich beruhigſt du damit weder meinſelbſtwegen, noch weniger Gottes wegen. Wie ſo innigſt wünſchte ich dieſem Allheiligen zu gefallen! So aber, wie ich hier beſchaffen bin, und bis ans Ende, wenn ich auch noch ſo lange lebte, beſchaffen ſein werde, kann ich ihm unmöglich gefallen, und dieſer Gedanke bringt mich um alle Freudigkeit zu ihm, und ſo auch um alle Seligkeit.

E. Thu du nur, was du kaunſt, um immer noch beſſer zu werden; ſo gefällſt du Gott gewis.

D. Auch nicht einmal, was ich kann, thue ich dazu jederzeit.

E. Nun, so thu 's, wenn dergleichen wieder der Fall ist, hernach desto eifriger. Auch dis, daß wir nicht immer thun, was wir doch könnten, gehört zu unserem gegenwärtigen Zustande, auf den Gott von allen Seiten Rücksicht nimmt, weil er selbst uns in ihn versetzt hat.

D. Warum unser Zustand auch nur so sein mag, und warum wir nicht gleich in einen besseren gesetzt worden sind!? Das ganze Verderben kommt doch blos von dem grobsinnlichen Wesen an uns her; also nur ein feinerer Körper — so wäre uns geholfen gewesen. Wird deshalb nicht der künftige Körper als ein verklärter beschrieben? Wenns auch nicht so wäre, so müste man alle Hofnung auf sittliche Vollkommenheit aufgeben. Warum 's nur aber nicht gleich so ward!!!

E. Gewis hat unser Zustand erst so sein müssen, wie er jetzt ist. Betrachte doch Alles, was da ist; wenn es auch noch so gros wird, mus es nicht erst klein sein? Wir selbst fingen mit einem Punkt an . . . Unsere sittliche Güte, die ewig sollte zunehmen können, muste also auch erst einen geringen Anfang haben. Die künftige höhere konnte sich nur aus der gegenwärtigen niederen entwickeln, — Eine Sinnenwelt, wie die jetzige

ist, ist auch gerade die, welche sich dazu eignet, daß geistige Wesen die ersten Kentnisse, Neigungen und Fertigkeiten sich erwerben, oder den Grund zur Weisheit und Tugend legen können; wie sie nun aber war, so muste auch unser Körper sein, oder sie wäre keine Welt für uns gewesen. Ich bitte dich, D., beherzige dis Alles. Ja, vergis nicht, daß der künftige feinere oder verklärte Körper sich aus dem gegenwärtigen groben bilden werde; jener könnte also nie werden, wenn dieser nicht erst wäre. Vergis nicht, daß sogar unser Geistiges selbst sich aus unserem Grobsinnlichen entwickelt habe; mithin existirten Wir im eigentlichen Verstande nicht einmal, wenn dieses nie existirt hätte . . . Sieh, so beantworte dir deine Frage — warum 's nicht gleich so ward, wie 's einst sein soll.

D. Alles gut — wenn nur die häslichen Begierden nicht wären!

E. Mit einem solchen Körper sind auch solche Begierden nothwendig verbunden. Gewis eignete sich ihre Bekämpfung aber auch vor allen andern Mitteln, unsere Tugend zu bilden, zum ersten Bildungsmittel.

D. Wohlan, so mag auch dis sein; so ist mir's dann aber auch wohl zu gönnen, daß ich mich endlich von einem so lästigen Zustande befreie. Ich habe dieses erste gepriesene Tugendbildungsmittel nun lange genug — und leider oft vergeblich genug — gebraucht. Mich

verlangt nach besseren Bildungsmitteln, nach höherer Tugend, und so — öfne ich mir selbst den Eingang in die heiligere Wtlt.

E. Sprich wenigstens nicht — in die heiligere — sondern blos — in die künftige Welt. Glaubst du denn, daß jene Welt auch für den, der hier gar nichts that, um sich zur Tugend zu bilden, der wohl gar höchst lasterhaft ward, gleich eine heiligere Welt sein werde?

D. Da sei Gott für, daß ich so etwas glaubte!

E. So kannst du aber auch nicht glauben, daß sie es für den sein werde, der hier nicht seine Bildung zur Tugend so weit trieb, als ihm möglich war; und heisst dis nicht mit andern Worten — der nicht so lange lebte, und gern lebte, als er konnte?

D. Jener Böse will nicht gut werden; ich aber habe den eifrigsten Willen dazu. Ich will ja nur darum weiter und fort, um meine Bildung zur Tugend noch schneller und glücklicher betreiben zu können.

E. Dis wirst du nur dann einst können, wenn du es hier in der Tugend schon so weit gebracht hast, wie du solltest, und wie dir die bestimmte Lebenslänge verstattete; sonst must du dort ebenso nachholen, was du durch Verkürzung deines Lebens muthwillig zurückliessest, wie

der Bösewicht, der hier im längsten Leben Alles zurücklies, dort Alles nachholen mus.

D. Wird dieser es auch können?

E. Wirst du es können? — Nun erwäge, wie dir einst zu Muthe sein würde, wenn du dir deine höhere Ausbildung, statt sie zu befördern, wenigstens erschwert hättest? Ja — wie? wenn du gar deine Vollendung durch eigenmächtigen Uebergang aus Welt in Welt auf immer zerrüttetest? Würdest du nicht im ersteren Falle deine That, zu der dich dein zwar gutmeinendes, aber doch aus Irthum Gott vorgreifendes Gemüth verleitete, wenigstens ewig zurückwünschen, und im letztern Falle gar ewig verfluchen müssen?

D. Hilf Himmel, wenn mir so etwas bevorstehen könnte!

E. Gewis würde dir's, wenn du deinen Plan nicht aufgibst. Ich will dir darüber noch etwas sagen. Du baueſt mit Recht so viel auf deinen künftigen Körper. Die Art und Weise seiner Bildung ist uns freilich verborgen; daß er sich aber aus dem gegenwärtigen bilden werde, ist ausgemacht. Selbst diejenigen, welche an Auferstehung im eigentlichen Verstande glauben, nehmen dis an. Wie? wenn du nun dadurch, daß du den gegenwärtigen selbst zerstörteſt, machteſt, daß der künftige sich nicht vollkommen aus ihm bilden

könnte? Wäre alsdann die Unvollkommenheit des letzteren nicht allein schon hinreichend genug, deine sittliche Vollendung auf immer unmöglich zu machen?

D. E., du erschütterst mein Innerstes.

E. Und — wenn dann gar dein künftiger Körper eine erkennbare Spur von der That, die du an dem vorigen begingst, an sich trüge, und du sie durch die aufrichtigste und bitterste Reue nie vertilgen könntest!!!

D. Pfui, so sei mein Vorsatz lieber jetzt verflucht, als daß ich ihn ewig verfluchen müste!

E. Komm und umarme mich! — — Erst müssen wir an unserer sittlichen Ausbildung arbeiten, so lange wir können; dann, nur dann mögen wir zu Ehren und Wonnen in die Ewigkeit eingehen.

Rathgebungen der Vernunft —

Lebensgefaren betreffend.

Du bekamst das hohe Vermögen, Gefaren, die dir Untergang drohen, als solche zu erkennen, und sie sogar vorherzusehen, nicht, um dich in sie zu stürzen, sondern um ihnen besser ausweichen zu können, und dich rüstiger zur Wehr gegen sie zu setzen . . .

Du hast gar nicht nöthig, Lebensgefaren erst für dich zu veranstalten, um dich etwa ganz kennen lernen zu wollen, oder die höchste Messung deiner Kräfte anzustellen; von allen Seiten her hast du sie ohne all dein Zuthun schon zu erwarten . . .

Du kennst den vorzüglichen Werth deines Lebens in Hinsicht auf höhere Ausbildung, die du hier nicht eifrig genug, also auch nicht lange genug, betreiben kannst, um sie einst jenseits glücklich fortzusetzen . . .

Treib also Lebensgefaren von dir ab und weg, so lange du kannst und darfst! Begäbest du dich wissentlich

und ohne Noth zugleich — also wirklich muthwillig — in sie, um wie viel wärst du besser, als der, der Selbstmord versucht?

Nur dann wage dein Leben, wenn du dein Leben selbst schlechterdings nicht anders retten kannst, als allenfals so noch. Bist du nehmlich schon in einer Gefar, die dir ausgemacht gewis den Tod bringt, wenn du in ihr verharrest, und es wäre noch das einzige Mittel, ihr zu entkommen, daß du dich selbst in eine andere stürztest, die dir nicht so ausgemachtgewis den Tod bringen müste, so stürze dich in sie — und wenn sie übrigens auch zu den grössesten gehörte. Gesetzt dann, du kämest in ihr ebenfals um, so war's doch möglich, daß du nicht in ihr umkämest, und so musteſt du auch das Letzte noch thun, um dein schon für verlohren erklärtes Leben noch zu erhalten. — Gerieth also dein Haus, während daß du hochoben schliefst, von unten herauf in volle Flamme, so, daß kein Herabgang für dich mehr Statt findet, so spring zum nächsten freien Fenster heraus! Es ist freilich höchstwahrscheinlich, daß der Fall dir tödtlich werde; es kann aber doch sein, daß er dir nur die Füsse zerbreche. — Wirf dich, wenn reissende Bestien, es sei in Thier- oder Menschengestalt, dich bis ans steile Ufer verfolgen, wo du zuverlässig von ihnen zerfleischt, oder gewürgt werden würdest, ohne Zeitverlust in den reissendsten Strom! Schwer, sehr schwer wirds halten, daß er dich nicht verschlinge; es ist aber doch möglich, daß du ihn glücklich durchruderst, und nur eine Krank-

heit davonträgst. — Gib dich, wenn Krebs oder Brand eins deiner Glieder unheilbar ergreifen, zur fürchterlichsten Operation als ein schon todter Mann her! Unterm Schnitt kannst du allerdings verscheiden; vieleicht aber vermehrst du die kleine Zahl derer, die ihn aushielten, und hernach lange noch lebten.

Nur dann wage dein Leben, wenn du auf keine andere Weise einem Zustande entgehen könntest, der dich verdammte, lebenslang blos als Thier zu existiren. Zu so einer Existenz hast du keinen Beruf; auch wäre sie für dich, als ein sittliches Wesen, das sich immer mehr ausbilden soll, ganz zweckwidrig. Du darfst dich also, um dich davor zu sichern, in die höchste Lebensgefar begeben, sobald nur noch die geringste Möglichkeit da ist, daß du nicht in ihr umkommest. Geschähe dis aber, so verlöhrest du im Grunde nichts, und hättest doch Alles gethan, um dein eigentliches Leben — das menschliche — zu retten. — Ohne Vernunft existiren ist so eine blos thierische Existenz. Hättest du also Anfälle von Wahnsinn, die immer näher zusammenrückten, so, daß er nächstens permanenter Zustand für dich werden müste, und es gäbe ein Mittel, das deine Vernunft noch wiederherstellen, auf der Stelle aber auch dich wohl tödten könnte, so nimm keinen Anstand, Gebrauch davon zu machen. Der dich zum vernünftigen Wesen bildete, gebietet es dir, und der Ausgang davon wird sein, wie er sein soll. — Völlig Sklav sein ist auch nicht besser, als blos Thier sein. Nationen wagten

schon ihr Leben, um sich von halber Sklaverey zu erlösen, weil der Mensch nur in der Freiheit Mensch ist, und sich als Mensch fühlt; wie vielmehr darf der so ein Wagstück machen, der ganz Sklav sein und bleiben, und nie wieder, wie er selbst will, thun, wohl aber Alles, auch das Unsittlichste, thun und — leiden soll, das ein fremder Wille ihm despotisch gebietet! Gerietheſt du also auf irgend eine Weise in dergleichen Zustand, so versuch bei erster Gelegenheit auch die allergefärlichste Flucht, während welcher dein Leben nur noch wie an einem seidenen Faden hangt, um, wo möglich, wieder ein freies Sein zu führen, in welchem allein nur Ausbildung deiner höheren Natur — der Zweck deines ganzen Seins — Statt findet. Der dich zum sittlichen Wesen bildete, will also; ob dir's gelinge, oder nicht, ist nicht deine Sache.

Nur dann wage dein Leben, wenn du von ungefär dazu kämeſt, daß ein anderes Menschenleben — es gehöre wem es wolle — unschuldigerweise zerstört werden soll, und hohe Wahrscheinlichkeit da ist, daß es gerettet werde, sobald du dich selbst in Gefar setzen willst. Kannst du dir dis nicht verheelen, und ist nicht vielmehr das Gegentheil weit wahrscheinlicher, oder ists nicht gar ausgemachtgewis, daß dein an sich schon vergeblicher Versuch dir dein Leben auch kosten müsse: so wird es dir, so zu thun, sogar zu einer heiligen Pflicht, deren Erfüllung dir einen sehr hohen Grad von sittlicher Güte und Grösse gibt. — Kannst du also gut schwimmen, so

scheue auch den tiefsten Flus nicht, sondern eile, den vom Tode in den Wellen zu erlösen, der schon im Begrif ist unterzusinken. — Hast du Gewehr, so begib dich dahin, wo Angstgeschrei unter Mörderhänden ertönt, und nimm's, wenn sie dir durch die Zahl nicht offenbar überlegen sind, mit den Unholden auf; vieleicht, daß dein blosses unerwartetes Erscheinen sie die Flucht nehmen lässt, und so schon den Ueberfallenen rettet. — Bist du gros und stark, so wage dich ins Schneegebirge, wo ein verirrter Wanderer kaum noch zu winseln vermag, und strenge dich aufs Aeuserste an, den schon verklommenen aus dem Wintergrabe zu tragen. — — Kämest du dann auch durch einen unvorherzusehenden Umstand in einem solchen Rettungsversuche selbst um, so stürbest du, wie ein Engel nur sterben könnte.

Nur dann wage dein Leben, wenn du überhaupt dadurch, daß du es nicht wagtest, dich um deine sittliche Güte brächtest. Du weissest, daß du für deine weitere Erhaltung nicht sorgen darfst, wenn du dadurch zum Bösewicht werden müstest; so werde auch nicht Bösewicht durch Zurücktritt von Lebensgefar. Die Fälle, in welchen du dis dadurch würdest, wird dir in deiner Lage jederzeit dein Gewissen am richtigsten sagen; höre nur auf seine Stimme, und steh dabei zugleich fest auf dem Grundsatze, daß auch Todesscheue dich nicht schlecht machen dürfe, weil du, sobald du dis würdest, den ganzen Zweck des Lebens zerstörtest. Selbst alsdann, wenn du deine lebens-

sicherere Lage verliessest, und eine andere erwähltest, die offenbar mit Lebensgefaren verknüpft ist, müstest du so denken; denn deine sittliche Ausbildung erfordert auch die höchste Rechtschaffenheit bei Erfüllung solcher Pflichten, die du dir einmal freiwillig aufgelegt hättest. Wärest du aber in dergleichen Lage einzutreten gezwungen worden, so stehts dir frei, aus ihr wieder herauszutreten, und, müsstest du, um dis zu bewerkstelligen, dein Leben wagen, so wag's. Du wärst schon ein Thor, wenn du 's nicht einmal wagen wolltest, um es nicht immer wagen zu müssen. Gelingt dir aber auch der einmalige freiwillige Wag, so kannst du hernach an deiner sittlichen Ausbildung ruhig fortarbeiten; mislänge er dir, so nähmest du das Bewustsein mit, sie, die durch ein gezwungenes Leben in Lebensgefaren bis ans Ende schlechterdings zerstört werden muste, haben retten zu wollen. — —

Aus blossem Leichtsinn aber begib dich nie in Lebensgefar! — Wenn du denselben Zweck mit Lebensgefar und ohne Lebensgefar erreichen kannst, so wähle nicht aus Uebermuth, oder zum Spas, die erstere Weise. Ein Bild hiervon ist der, der über den breiten Graben neben dem Stiege, der da liegt, springt, oder der durch den angeschwollenen Bach dicht an der Brücke watet. — Wenn du etwas ohne alle Gefar verrichten kannst, sobald du dir die gehörige Zeit dazu nehmen willst, so mache es durch läppische Eil nicht halsbrechend für dich. So thut der wilde Reuter, und der Kletterer, der von der erstiegenen Höhe herabsetzt. — Am wenigsten treib Leibes-

übungen, die ebenso lebenbefährdend, als unnütz, sind, und blos zu einem schauderhaften Vergnügen gereichen. Je künstlicher sie wären, desto schändlicher wär's für dich, daß du dir alle ersinnliche Mühe gäbest, dein Dasein einzustürzen, das so nur auf schwachen Füssen steht.

Begib dich nie in Lebensgefar aus Habsucht und Geitz! — Kann es im Ernst einen Güterpreis geben, um den du dein Leben wirklich verkaufen möchtest? Thor! was hättest du nach dem Verkauf am höchsten Preise? So biet's auch nicht feil um irgend einen solchen Preis; im Hui könnte sonst ohne dich der Kauf geschlossen sein, und du müsteſt ihn dennoch halten. — Lauf also nicht in dein schon über und über brennendes Haus zurück, um noch Luidorrollen, oder Uhren, mit Diamanten besetzt, die du aus Angst bei der Flucht vergassest, zu retten! — Besteig nicht im grössesten Sturm den Kahn, um verunglücktes Gut, das in Tonnen und Kisten umherschwimmt, aufzufangen und zu erobern! — Kriech nicht in unterirdische Hölen und Gänge, wo deine Kerze nicht einmal fortbrennen will, um da verborgene Schätze der Vorwelt zu suchen. — Wähle nicht auf deinen Reisen die stockfinstere Nacht und den unsicheren Nebenweg, blos, um eine leidige Ersparnis an mancherlei Kosten zu machen!

Begib dich nie in Lebensgefar aus zu grossem Selbstvertrauen! — Wenn du blos dächtest, es müsse Alles gehen, und glücklich abgehen, sobald du nur wahrhaf-

tig wolltest, wie fürchterlich würdest du dich täuschen! Wer weis, ob du auch nur einmal die eigentliche Grösse der Lebensgefar, der du dich aussetzen willst, gehörig kennest? Gehst du von dem Glauben aus, daß du Alles, was du nur ansiehst, gleich durchsehest, so kennst du sie gewis nur oberflächlich, und würdest, wenn du ihr auf den Grund sähest, eben so vor ihr zurückbeben, wie du ihr entgegeneilst. Du meinst auch wohl, daß es, weil es bei dir steht, jedes angefangene Werk wieder aufzugeben, auch blos bei dir stehen werde, dich immer noch aus der Gefar zu rechter Zeit, d. h. wenn sie zu toddrohend für dich würde, wieder zurückzuziehen; wird dis aber auch möglich sein? Es ist nicht genug, daß du sprichst — „auf diesen Fall verlasse ich mich auf mich“ — auf dich allein verlas dich ja nie ganz; du wär'st verlohren, wenn du nicht noch andere Wehrmittel in solchen Lagen auch hättest. Hast du dich um diese bekümmert? Weissest du auch wohl nur, wie man sich in dergleichen Fällen zu benehmen habe? Die Frage ist dann aber auch noch, ob du dich wirklich auf dich verlassen könnest. Bist du der seelenstarke Mann, für den du dich hältst? Du hast Muth, in die Lebensgefar einzugehen; wirst du auch, wenn du wirklich in ihr bist und bleiben must, den Muth behalten, um mit ihr kämpfen zu können? Hat besonders deine Geistesgegenwart dir schon solche Proben abgelegt, daß du mit Gewisheit darauf rechnen kannst, sie werde dich alsdann nicht verlassen? Und — wie stehts um deine Körperkräfte?? Anstrengung, besonders in der Noth, macht

sie freilich noch stärker, als sie sind; erfordert aber die Grösse der Lebensgefar, die du übernehmen willst, nicht etwa einen unweit höheren Grad derselben, als du ihnen auch durch Helden- und Felsenmuth zu geben vermöchtest? Sobald auch dis nur offenbar wahr ist, so bleib von der Gefar zurück, und — wenn ihr Wag auch Menschenleben beträfe. Der Versuch des Unmöglichen kann nie für dich Pflicht werden; am wenigsten aber dann, wenn du schlechterdings über ihn dein Leben aufopfern müstest.

Begib dich nie in Lebensgefar aus abergläubischer Rechnung auf höheren Beistand! — Das Alterthum hat zwar Erzählungen genug von Wunderhülfe und von Wunderrettung hinterlassen; glaube du aber nicht an sie. Die Fakta selbst sind entweder nicht wahr, oder sie sind nur so wunderbar hingestellt. Die Elemente verändern keineswegs ihre Natur, sobald etwa ein Machtspruch von oben herab deshalb geschähe, sondern bleiben stets, was sie sind; mit deinem Körper ists ebenso. Kannst du dich also aus den Flammen nicht durch die Flucht retten, so verzehren sie dich nach Feuerart, und, kannst du nicht schwimmen, so ersäufen dich die Fluten, wenn du in sie geräthst, nach Wasserart. Menschen, wenn sie gerade da sind, können vieleicht bei dir Engelsstelle vertreten; auf wirkliche Engel aber warte nicht. Gott steht dir blos natürlich bei. Wie er dich nur durch natürliche Kräfte und Umstände überhaupt erhält, so rettet er dich auch nur durch sie.

Sind die natürlichen Kräfte zu deiner Rettung nicht hinreichend, so werden keine übernatürlichen wirksam; treten keine rettenden Umstände natürlich ein, so werden dergleichen nicht übernatürlich in den Gang der Dinge eingeschoben, sondern — es ist um dich geschehen. So ists; wunderbare Rettungen ereignen sich nie, sondern blos zuweilen sonderbare. Die natürlichen Kräfte vermögen nehmlich oft Mehr, als der Mensch weis, und die natürlich erfolgenden Umstände haben oft einen ihm verborgenen Zusammenhang. Trift nun vollends Beides zusammen, so ruft der Mensch überlaut aus — wunderbar! wunderbar! — er sollte aber blos ganz leise sprechen — sonderbar! sonderbar! Daß dich der Gedanke an dergleichen sonderbare Rettungen stärke, wenn du in Lebensgefaren eingehen must, ist recht und schön; soll er aber, er allein noch dazu, dich bewegen dürfen, freiwillig in sie einzugehen? Du hörst ja von etwas Sonderbarem; kanu man auf das Sondebare immer und fest rechnen? So hörte es ja auf, das Sonderbare zu sein, und würde das Gewöhnliche. Darf dich aber der Glaube an sonderbare Rettungen, die doch zuweilen geschehen, nicht allein bewegen, dich in Lebensgefaren zu begeben — wer wärest du, wenn dich gar der Glaube an wunderbare Rettungen, die nie geschehen, einzig und allein dazu bewegen könnte?

Daß du dich übrigens nicht blos aus Ueberdrus des Lebens in Lebensgefar begeben dürfest, folgt schon daraus, daß du nicht Selbstmörder werden sollst. Es

wäre dann in der That doch weiter kein Unterschied zwischen ihm und dir, als daß du nicht Kraft genug hättest, dir selbst das Leben zu nehmen; sprich — würdest du dadurch nicht verächtlicher, als er? . .

Wie du nun Lebensgefaren von dir ab- und wegtreiben sollst, so lange du kannst und darfst: so leiste auch, wenn du ohne deine Schuld in sie eingehen mustest, und sie dich wohl, ohne daß du's ahntest, überfielen, noch mitten in ihnen Gegenwehr gegen sie, so lange du kannst. Ohne Noth solltest du dich nicht in sie begeben; so komm auch nicht ohne Noth in ihnen um. Selbst die Pflicht, wenn sie dich in sie zwang, kann dir den Kampf mit ihnen nicht verbieten; vielmehr, wie ihr daran lag, daß du dein Leben für sie wagtest, so mus sie dir ihren Segen dazu ertheilen, daß du es als Sieger wieder wie eine rechtmässige Beute davon tragen mögest. Nur, daß du die Flucht als Nothwehrmittel nicht gebrauchest, sondern in der Gefar Widerstand leistend beharrest, kann sie in gewissen Fällen, keineswegs jedoch in allen Fällen, von dir fordern.

Wenn dich aber die Elemente in Lebensgefar bringen, dann brauch die Flucht zur ersten Nothwehr, und spähe jeden Schlupfwinkel aus, den sie dir noch dazu lassen; denn mit ihnen ist nicht gut kämpfen. Kannst du jedoch nicht fliehen, oder rettete dich die Flucht nicht, so beginne auch mit ihnen den Kampf. Sammle alle deine Kräfte, biete sie auf, strenge sie an mit Muth und Vor-

ficht zugleich . . Lösche die Flammen um dich her, womit, und so viel du kannst — entferne von dir Alles, was vorzüglich brennbar ist — stütze, was über dir einfallen will — gib ihm, wenn es doch fällt, aus Leibeskräften eine andere Richtung — sieh den Augenblick ab, wenn irgendwo eine Oefnung wird, umhülle dich schnell mit nasser Bedeckung, und brich durch die Glutschluft gewaltsam hindurch . . . Verstopfe die Zugänge, durch welche die urplötzlich von allen Seiten herströmende Flut in deine Hütte einzudringen droht, mit Allem, was du hast — entlaste dich, kleide dich leicht, und halt eine Tonne und Stange bereit, sobald du gewahr wirst, daß die Wand eingelegt, oder der Grund ausgespült werde — wirf dann die Tonne ins Wasser, und rudere auf ihr dahin — schwimme, wenn dein kleines Fahrzeug verunglückt, so wacker, als du vermagst, und sträube dich gegen das Untersinken bis auf die letzte Kraft . . . Bleib, wenn dich unterwegs ein Gewitter übereilt, im Freien — wirf Alles, was den Blitz leicht an sich zieht, von dir — setze langsam deinen Weg fort — las dich den Platzregen durchnässen — gib keiner Aengstlichkeit Raum, und thue auf solche Weise Alles, was dir möglich ist, dich auch gegen den Wetterstrahl zu wehren.

Ueberfällt dich eine gefärliche Krankheit — an Flucht vor ihr darfst du nicht denken — so überlas dich ihr nicht aufs Gerathewohl. Sie geht nicht wieder so, wie sie kam, und ganz sorglose Unthätigkeit gegen sie gibt ihr erst die tödtende Kraft. Unterlas also gleich Alles, was

sie vermehren könnte; beobachte die strengste Diät, und gebrauch auf der Stelle die Heilmittel gegen sie, die du kennst und bei der Hand hast. Habe aber keineswegs genug hieran, sondern bediene dich auch fremden Raths, wenn du ihn haben kannst, und such' ihn ohne Zeitverlust zu erhalten, damit er dir nicht zu spät komme. Thu dis sogar, wenn du auch selbst Arzt wärest; denn du könntest aus Gedankenschwäche an dir ein grosses Versehen machen. Befolge aber keinen Rath, der abergläubisch ist, und las dich nicht zu simpathetischer Kur verleiten. Zieh den gelehrten Arzt dem ungelehrten vor, und vertraue dich am wenigsten dem Pfuscher an, in dessen Händen dein Leben nur noch mehr in Gefar geriethe, als es so schon wäre. Verheele dem Sachverständigen, der dich retten soll, nichts, es betreffe deinen kranken Zustand, oder dein Thun vorher. Gebrauch alle die Mittel, welche er dir rathet, aufrichtig und nach der Vorschrift pünktlich; ermüde nicht darin, und stärke die Kraft der Kunst durch Glauben an sie. Scheue dabei keinen Schmerz, keinen Geldaufwand, keinen Zeitverlust; auch selbst dann nicht, wenn die wirkliche Lebensgefar schon vorüber wäre, und dein Genesungsgefühl dich dir für gerettet erklärte. Wehre dich alsdann gegen den Rückfall in die gehobene Krankheit, wie du dich gegen sie selbst wehrtest; denn er würde dir gewis nicht blos neue, sondern unüberwindliche Lebensgefar zuziehen. Wehre dich dagegen durch genaue Befolgung der vorgeschriebenen Nachkur, durch immer noch strenge Diät, und durch einstweiliges Zurückbleiben noch von Geschäften und Vergnügungen, die du

in völliggesunden Tagen zu genieſſen und zu verrichten pflegſt.

Fällt dich ein Menſch mörderiſch an, ſo ſuch' ihm allerdings zu entfliehen; du weiſſeſt nicht, wie der Kampf mit ihm ausfallen könnte. Muſt du aber Stand ihm halten, weil er dich wenigſtens als Fliehenden noch gewiſſer zu Boden ſtrecken könnte, und — kannſt du ganz und gar nicht auf fremden Beiſtand gegen ihn rechnen: ſo übe die männlichſte Nothwehr aus. Du haſt gerechte Sache — er hat ungerechte; dieſer Gedanke ſtärke deine Kräfte, und gebe dir Muth zum gräslichen Blutſtreit! Er ſchont dich nicht — ſo ſchone auch ihn nicht; unter ſeinen Händen ſollſt du ſterben — was könnte dich verpflichten, ſolches gutwillig zu thun? Stifteteſt du das geringſte Gute damit? Er maſſt ſich ein Recht auf dein Leben an; dadurch gibt er dir ein wirkliches Recht auf das ſeinige. Kannſt du alſo ſogar dein Leben nicht anders vor ihm retten, als daß du ihm das Leben nimmſt, warum ſollt'ſt du's ihm nicht nehmen dürfen? Müſſen Tauſende, ſobald die Fürſten wollen, gegen einander hintreten, und recht das Lauer abſehen, wer den Andern zuerſt entleiben könne, ſo darfſt du auch, wenn du mörderiſch angefallen wirſt, und dich kein Fürſt ſchützen kann, den tödten, der ſonſt auf jeden Fall dich tödten würde. Und — da der dich Anfallende auf deine Ermordung ſich bereitet hat, ſo, daß du nicht wiſſen kannſt, wie viel Mordmittel er noch bei ſich führe, ſo

säume nicht, ihn sobald, als möglich, ausser Stand zu setzen, sie gegen dich noch gebrauchen zu können. Es heisst hier nun einmal — du, oder er — so sieh schnell das Lauer ab, und streck' ihn zu Boden. Fällt er, so fällt ein Meuchelmörder mit Recht.

Nicht blos Sein — auch Wohlsein!

Eine Betrachtung,

welche erst das Recht, und dann die Pflicht,

darnach zu streben, ausser Zweifel setzt.

Bringt es nicht die Natur eines empfindenden Wesens so mit sich, daß es sich lieber in angenehmen, als in unangenehmen Zuständen befindet? In der That zeigt sich daher auch bei den Thieren schon nicht blos der Erhaltungstrieb, sondern auch ein Trieb nach Wohlsein. Sie suchen die Freiheit, hassen den Schmerz, nähren sich lieber gut, als schlecht, und säumen nicht, sich nach ihrer Art zu belustigen. Je mehr sich ihre natürliche Einrichtung der thierischen Vollkommenheit nähert, desto mehr wird man dis Alles an ihnen gewahr, und desto stärker ist ihr Wohlseinstrieb.

Der Mensch gehört nicht nur auch zu den empfindenden Wesen, sondern steht sogar hochoben an der Spitze derselben. Seine sinnliche Einrichtung ist die vollkommenste unter allen; er hat vermöge derselben die gröfeste

Empfänglichkeit für Wohlsein — also auch den stärksten Trieb darnach. Die Vernunft, welche ihm zu Theile ward, steht damit so wenig in Widerspruch, daß sie diesem Triebe vielmehr noch die allerhöchste Stärke gibt. Sie thut dis schon dadurch, daß sie das dunkle Gefühl von Wohlsein, welches der Mensch mit den Thieren gemein hat, in eine klare Vorstellung davon verwandelt; wodurch sein Streben darnach noch eifriger werden mus. Sie billigt ferner aber auch ausdrücklich solch eifriges Streben, und heiligts gleichsam dadurch. „Du must, ruft sie ihm zu, dich, so viel du kannst und darfst, in einen solchen Zustand zu versetzen suchen, der mit deiner wesentlichen Einrichtung übereinkommt, d. h. dir behagt; thätest du nicht so, so verleugnetest du meinen Karakter.“ Ja, sie setzt ihn endlich sogar in den Stand, seinen Wohlseinstrieb in weit höherer Vollkommenheit zu befridigen, als alle andere empfindende Wesen; wozu thäte sie dis, wenn er diese nicht auch insgesamt im Streben darnach übertreffen sollte?

Der Mensch handelt also ganz als das, was er ist, oder als ein sinnlichvernünftiges Wesen, wenn er auf allen Seiten Wohlergehen für sich sucht. Er ist so eingerichtet, daß er darnach streben mus, und so hat er auch das vollkommenste Recht dazu.

Die Erde, auf der er lebt, ist aber auch so eingerichtet, daß er es auf ihr haben kann; — wie? oder wäre dis nicht? Ist sie etwa

wirklich ein Kerker, worin er nicht frei sein — ein Pesthaus, worin er nicht gesund sein kann? Ist sie wirklich so eine Wüste, daß an Genüge für ihn auf ihr nicht zu denken ist — so ein Jammerthal, daß es auch nicht die kleinste Freude für ihn gibt? Nein, sie ist weit, luftig, fruchtbar und wonnevoll genug, daß sein Wohlseinstrieb auch auf ihr volle Befridigung findet. Wer mag ihm nun vollends sein Recht abstreiten, nach Wohlsein zu streben?

Dieses Recht mus dann auch jeder Mensch ohne Unterschied haben — so lange, bis er es verwirkt; denn Jeden treibt vermöge seiner Sinnlichkeit sein Wohlseinstrieb — in Jedem stärkt selbigen die Vernunft noch mehr; auch ist die Anstalt getroffen, daß ihn Jeder befridigen könne. Die Erde ist für Alle zur Freiheit geräumig genug — zur Gesundheit bequem genug — zum Genügehaben reich genug — sich zu ergötzen anmuthsvoll genug.

Der Vorwurf, daß es zu klein für den Menschen sei, sich um Wohlsein so sehr zu bemühen, fällt in sich selbst zusammen; wie könnte ein Wesen dadurch unter seiner Würde handeln, wenn es seiner Einrichtung gemäs handelt? Ein Thor wäre er, wenn er auf solch afterphilosophisches und überspanntes Geredsel hören, und sich verleiten lassen wollte, ohne Noth auf Glückseligkeit Verzicht zu thun, um sich dadurch über seine Natur zu erheben. Statt höher dadurch auf der

Wesenleiter zu steigen, würde er gewis nur tiefer sinken, als er stehen soll.

Nichts, als heilige Schwärmerei, wär's, wenn er vollends sich einreden liesse, oder selbst einredete, daß es Gottes Wille für ihn sei, so zu thun, und daß er dadurch ein Gegenstand des höheren göttlichen Wohlgefallens würde. Wer pflanzte ihm denn durch seine Sinnlichkeit den Wohlseinstrieb ein? Wer stärkte diesen noch durch Vernunft? Wer richtete die Welt so ein, daß er ihn in ihr befridigen kann? Wie? solche Veranstaltungen hätte Gott getroffen — auf der einen Seite hätte er dem Menschen diesen Trieb im höchsten Grade gegeben, und auf der andern für die Befridigung desselben in höchster Masse gesorgt — und menschliches Wohlsein wäre sein Wille nicht, und der Mensch gefiele ihm besser, wenn er lieber unglücklich, als glücklich, sein wollte? So wäre der Undankbare Gott angenehmer, als der Dankbare, und Gott widerspräche sich selbst.

Freilich bleibt es ausgemacht, daß Wohlsein nicht der Zweck des menschlichen Seins sei, sondern — Gutsein; statt aber, daß hierdurch dem Menschen sein Recht auf Wohlsein aufs neue streitig gemacht würde, wird es vielmehr dadurch aufs höchste bestätigt. Wenn nehmlich seine sittliche Natur ohne die sinnliche gar nicht sein und Bestand haben könnte: so wird auch die Vollkommenheit jener sich nach der Vollkommenheit des Zustandes dieser richten; d. h. er kann zu ihrer glücklicheren Aus-

bildung des Wohlseins nicht entbehren. Man denke sich ihn, wenn er von Kindesgebeinen an als Sklav und als Siechling in Mangel und Traurigkeit hätte leben müssen — würde er den geringsten moralischen Werth haben? Die Einrichtung seines Wesens bleibt aber hernach, wenn er erwachsen ist, dieselbe, und, wie Freiheit, Gesundheit, Genüge und Freudengenus den Grund zu seiner sittlichen Ausbildung legten, so bauen sie diese auch am natürlichsten fort. Wer ihm also seine Verbindlichkeit zum Gutsein vorhält, der lasse auch sein Recht auf Wohlsein gelten!

Mag es immerhin sein, daß Viele von denen, welche im höchsten Wohlsein leben, sich aufs unsittlichste verbilden, und die schlechtesten Menschen werden; auf der andern Seite hat das höchste Elend gewis bei noch Mehreren denselben unseligen Erfolg. Die Frage ist dann aber doch, wer Mehr für sich habe — der, der dadurch schlecht wird, daß er Alles hat, oder der, der es dadurch wird, daß er Nichts hat? Es ist da wohl unmöglich, daß die Antwort nicht zu Gunsten des letzteren ausfallen sollte. Auch ist nicht zu begreifen, wie Jemand darum seiner natürlichen Ansprüche auf Wohlsein sich begeben müsse, weil es Menschen gibt, welche das höchste Wohlsein zu ihrer höchsten Verbösserung misbrauchen. Wenn er nun spricht — ich verlange ja nicht einmal so ein höchstes Wohlsein, sondern nur das gehörige — ich will auch dadurch nicht schlecht werden, sondern ich verlange es, um immer besser werden zu kön-

nen — — was mag darauf mit Recht entgegnet werden?

Dis etwa, daß er durch Leiden auch immer beſſer werden könne? . . Allerdings kann er das; ja, er kann dadurch die höchſte moraliſche Höhe erſteigen; von was für Leiden darf aber dann nur die Rede ſein? Doch wohl nur von ſolchen, die er übernehmen mus und denen er ſich nicht entziehen kann, oder darf? Wenn er da auf Wohlſein gelaſſen Verzicht thut, ſich unter ſein trauriges Schickſal gutmüthig ſchmiegt, und in dieſer Denkart beharrt, ſo erhält er immer höheren moraliſchen Werth; übernähme er aber Leiden ohne Noth, ſo ſchadete er ja muthwillig ſich ſelbſt — welches ſogar kein Thier thut — und verlöhre auf ſolche Weiſe allen moraliſchen Werth. Sollte dis nicht richtig geſchloſſen ſein, ſo könnte ſich auch der tollkühnſte Wagehals, ja, der ärgſte Miſſethäter, wenn er ſich die höchſten Leiden zugezogen hätte, damit entſchuldigen, daß er es gethan, um in ihnen und durch ihre heroiſche Erduldung die höchſte moraliſche Höhe zu erſteigen.

Nein, ganz ſo, wie ſichs mit den Lebensgefaren für den Menſchen verhält, ſo verhält ſichs auch mit den Lebensbeſchwerden für ihn. Wer mag ihm darthun, daß er in jene blos darum, weil ſie ſich ihm zeigen, eingehen müſſe? Nun, ſo braucht er auch dieſe nicht zu übernehmen, ſo, wie ſie ihn nur zu bedrücken drohen. Er hat nicht nöthig, eher auf Sein

Verzicht zu thun, als wenns nicht anders sein kann, oder darf; so hat er auch nicht eher nöthig, auf Wohlsein Verzicht zu thun, bis er nicht anders kann, oder darf, denn — Wohlsein ist blos vollkommeneres Sein. Seiner Sittlichkeit gehört es, über Beides den entscheidenden Ausspruch zu thun. Erfordert ihre Ausbildung Lebenswag, so hat er kein Recht weiter, des Lebens zu schonen; ausserdem aber braucht er nicht nur nicht das Leben zu wagen, sondern ists ihr sogar schuldig, es nicht zu wagen. So ist auch sein Recht auf Glückseligkeit dahin, wenn seine Sittlichkeit dadurch litte, daß er darauf bestände; übrigens aber verbindet ihn nicht nur nichts, es aufzugeben, sondern er ists auch seiner Sittlichkeit sogar schuldig, sich hierzu nicht zu verstehen, und hat Recht und Pflicht zugleich, für sein Wohlsein emsig auf allen Seiten zu sorgen.

Freiheit ist da das Erste, wonach er streben mus. Wer völlig unterworfen lebt, und wirklich Sklav ist, der hört ganz und gar auf, ein sittliches Wesen zu sein; denn Selbsthandeln macht den Karakter eines solchen Wesens aus, er aber handelt nie selbst, sondern seine Gebieter handeln durch ihn, und er darf nie thun, wie er will, sondern mus immer thun, wie sie wollen. Strebe er ihnen immerhin eine Zeitlang in seinem Innern noch entgegen; durch stetes unnützes Gegenstreben der Art ermüdet, verliehrt er endlich auch die Kraft dazu, thut sogar auf das eigene Wollen Verzicht, und wird zur Maschine, die sie durch die Geis-

sel in Bewegung setzen, oder zum Hausthiere, das ihnen nur immer nach den Augen sieht. Aus so einem Zustande, worin erst die Selbstthätigkeit, und dann sogar die Selbstständigkeit — also alle Menschheit — verlohren geht, sich zu erlösen zu suchen ist dem Menschen heiligste Pflicht, und wenn er darüber das Leben selbst einbüssen sollte.

Er ist es aber auch seiner Sittlichkeit schuldig, sich aus jeder allzugrossen Abhängigkeit von Andern zu retten, die sich bald mehr, bald weniger, der wirklichen Sklaverei nähert; und wenn er darüber auch noch so grosse anderweitige Vortheile aufopfern müste. Er leiste lieber auf Ansehen und Ueberflus, auf Weltgeräusch und Theilnahme an glänzenden Lustbarkeiten Verzicht, wenn er sich dadurch in den Stand setzen kann, von seinen Kräften mehr einen solchen Gebrauch zu machen, wie er es nach eigener Wahl für gut findet, und den Aussprüchen und Rathgebungen seiner Vernunft und seines Gewissens ungehinderter zu folgen. Thut er nicht so, so wird er ebenfals, wie der wirkliche Sklav, nach und nach immer mehr um seine Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit kommen; sein sittliches Gefühl wird sich, wie sein Wahrheitssinn, abstumpfen. Er wird nachlallen, was die, von denen er so knechtisch abhangt, aussprechen, ohne zu fragen, ob sie recht urtheilen, und nachäffen, was sie thun, ohne zu fragen, ob sie recht handeln. Er wird ihr Böses billigen, Hand mit daran legen, und sich von ihnen als Werkzeug zu Abscheulich-

keiten gebrauchen lassen, für die sie sich selbst zu gut halten. Er wird sich endlich hieran so gewöhnen, daß er, wenn ja noch einzelne Augenblicke für ihn kommen, in welchen er seinen tiefen sittlichen Verfall einsieht, auch den Muth nicht mehr haben wird, sich wieder emporzuheben.

Nach der Freiheit ist Gesundheit das Vorzüglichste, wonach der Mensch streben mus. Es ist traurig genug, wenn die Natur ihn schon zum Krüppel, oder zum Siechling, bestimmte, oder wenn er in der Jugend das Unglück hatte, dergleichen zu werden; entging er aber diesem Elende, so thue er Alles, um seinen Körper so ganz, wie er ihn hat, zu erhalten, im freien Gebrauche seiner Sinne zu bleiben, den Umlauf des Bluts gehörig zu befördern, gute Säfte zu haben, und so viel, als möglich, ohne Schmerzen zu sein. Es ist unglaublich, wie Viel er dadurch für seine sittliche Ausbildung leistet. Er soll ja das Gute nicht blos wollen, sondern auch thun; dazu gehören aber Kräfte und Muth, und, wie jene nur dann vollkommen sind, wenn sein körperlicher Zustand vollkommen ist, so beruhet auch dieser ganz ausserordentlich hierauf. Wie viel Gutes wird ihm sonst wirklich blos dadurch unmöglich gemacht, daß er z. E. blind, oder gelähmt, oder nervenschwach wäre! Wie noch weit Mehr Gutes wird ihm wenigstens so erschwert, daß er es nur halb leistet, sobald er sehr kränkelt! Am Ende, wenn die Unvollkommenheit seines körperlichen Zustandes zu gros wird, mus er sich wohl gar am blossen Wollen des Guten begnügen;

welch ein sittliches Elend schon an sich! Dabei bleibt es aber noch nicht einmal immer für ihn. Wie nehmlich sein Wollen des Guten das Thun des Guten erzeugt, so stärkt auch sein Thun und das Gelingen des Guten wieder das Wollen des Guten. Gelingt ihm nun kein Gutes mehr, kann er sogar kein Gutes mehr thun, so hören auch diese Stärkungen des guten Willens für ihn auf; wie Viel verliehrt er hierdurch! Das fortdauernde Gefühl seiner körperlichen Leiden kommt dann dazu, und arbeitet im Stillen und wie im Finstern an gänzlicher Zerstörung seines guten Willens. Wie wird er zu kämpfen haben, daß er nicht gar den Sinn für alles Gute verliehre, und ein Gemüth bekomme, das sich selbst zur Strafe ist! Wer immer mit Schmerzen zu thun haben mus, der wird leicht untheilnehmend. Wer sich seiner Unnützlichkeit wegen allgemein zurückgesetzt sieht, den wandelt leicht Has gegen die ganze Welt an. Wer aus Kränklichkeit auf tausend Freudengenüsse Verzicht zu thun gezwungen ist, der wird dadurch leicht geneigt, auch das Gute, das die Erde noch für ihn hatte, undankbar von sich zu weisen, und sich lieber auch noch selbst zu kerkern; woraus am Ende die höchste Unzufridenheit mit Gott entsteht. Herrschender Unmuth wird leicht Schwermuth, gegen die alle eigene und fremde Vorstellungen nichts helfen. Wenn es also wahr wäre, daß viel Gebrechliche und Siechlinge, die dis von Jugend auf waren, auch grosse Seelengebrechen an sich aufzeigten, und sich fast kränker am Gemüth, als am Körper, befänden — würde dadurch nicht dis Alles bestätigt? Freilich ist es Pflicht, wenn man einmal

körperlich leiden mus, auch hierdurch sich zu veredeln; da dis aber doch so schwer hält, und die sittlichen Gefaren dabei so gros sind, so ist es noch weit mehr Pflicht, vor dergleichen Leiden sich so viel, als möglich, zu bewahren, für seine Gesundheit auf das wackerste zu sorgen, und so seine sittliche Ausbildung sich zu erleichtern und zu versichern.

Eben so gebietet auch die Sittlichkeit dem Menschen, ihrer selbst wegen dahin zu streben, daß er Genüge habe. Genüge hat man alsdann, wenn man so viel hat, daß man nicht blos nothdürftig, sondern auch gemächlich, leben, und dabei zugleich auch der Zukunft auf eintretende Nothfälle ruhig entgegensehen kann. Es ist unmöglich, daß der Arme, dem es sogar an Lebensunterhalt fehlt, für seine sittliche Ausbildung Viel thun könne. Leben will er, leben mus er, die Sorge dafür geht allen andern Sorgen vor; wenn ihn diese nun unaufhörlich nicht nur beschäftigt, sondern gar quält, wie mag er überhaupt an etwas Anderes denken? Nidergedrückt durch Nahrungskummer, hat er vollends nicht einmal die Kraft, an das Höhere zu denken. Es mus ihm doch gewis wohl vergehen, seine sittliche Natur zu warten und zu pflegen, wenn seine sinnliche, auf welcher jene sich gründet, in steter Gefar des Untergangs ist. Wohl ihm noch, wenn ihn nicht gar die Noth verleitet, geradezu unsittlich zu handeln, um nur dem Verhungerungstode zu entgehen! Hat er aber auch wirklich die Nothdurft — jedoch nur die eigentliche Nothdurft — so gehört doch Viel dazu, wenn er dabei hei-

ter sein sollte. Er fühlts, wenn er nicht schon ganz abgestumpft ist, zu tief, daß er mit dem Züchtling gleiches Schicksal habe, und daß es vielen Hausthieren besser gehe, als ihm. So, verbrechermässig behandelt, ja, nicht einmal nach dem Vorrange eines sittlichen Wesens gesetzt, überfällt ihn Harm über seine Lage, wird leicht seine Gemüthsstimmung, und macht ihn dann unaufgelegt zu Sanft- Gros- und Edelmuth, oder überhaupt, sich als ein sittliches Wesen auszubilden, wofür er doch nicht gelten zu sollen scheint. Woher das kaum noch grobe Gefühl bei so vielen Armen? Daher, weil sie alles Gute aus sich selbst schöpfen sollen, und sich von aussenher mit nichts zu Hülfe kommen können, um feiner zu empfinden, zu denken und zu handeln. Wenn es dann nun auch Pflicht ist, als Armer sogar ein guter Mensch zu sein, so ist doch also Armut keineswegs der Zustand, in welchem man es am besten sein kann; Jeder ists mithin seiner Sittlichkeit schuldig, auf das wackerste nach Genüge zu streben. Wer diese hat, der hat auch vielerlei Mittel, wie seinen Geist, so auch sein Herz, immer mehr zu veredeln. Seine gute Lage macht ihn zufriden; seine Zufridenheit macht ihn aufgelegt zu allem Guten. Neid, Misgunst und Schadenfreude wandeln ihn nicht an. Er hat für eigene zukünftige Nothfälle; so kann er damit auch in gegenwärtigen fremden Nothfällen Unterstützung leisten. Es wird ihm leicht, sich manche Ergötzlichkeit zu verschaffen, nach der er sonst vergeblich sich sehnte.

Wozu aber das Letztere? — Auch seiner sittlichen Ausbildung wegen . . . Dis führt zu dem angefochtensten Satze, daß der Mensch auch nach sinnlichen Vergnügungen streben, oder sich so zu setzen suchen müsse, daß er zuweilen seine Zeit ausdrücklich zu dem Behuf anwenden könne, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen. Hätte er Alles dazu, und wollte blos nicht, so verstände er sich schlecht auf sein höheres Bestes. Wie? ist er denn etwa nicht gern thätig zum Guten? So überzeuge er sich, daß dis davon herkomme, daß er sich die Freuden des Lebens versagt; er fange an sie zu geniessen, so werden alle seine Kräfte mehr Regsamkeit erhalten, und sich gleichsam freywillig auf das Gute richten. Ist er aber gern auf nützliche Weise thätig, so bedarf er ja auch zuweilen einer Erholung davon, und, je eifriger er es ist, desto öfter bedarf er ihrer. Auch die stärksten Kräfte lassen nach, wenn sie anhaltend, besonders auf einerlei Weise, angestrengt werden, und der blosse Wille, daß sie von neuem stark sein sollen, stärkt sie gewis nicht. Arbeitsstillstand mus erfolgen; wer aber an Beschäftigung sehr gewöhnt ist, den plagt während desselben, wenn er nicht schläft, die Langeweile, und bringt ihn um den ganzen Segen seines Ruhestands. Da ist ein mässiger Vergnügensgenus für ihn unentbehrlich. Dieser ist nicht nur doch an sich immer noch eine sanfte Art von Beschäftigung, sondern erquickt ihn auch durch das Erheiternde, welches er mit sich führt, mehr, als Alles. Eine weise Eintheilung der Zeit in Geschäftsbetrieb und Ergötzung bildet da-

her den nützlicheren Mann, den Mann von wahrem sittlichen Werth.

Sind die Beschäftigungen, welche Jemand treibt, von der Art, daß sie die höheren Geisteskräfte sehr anstrengen; bestehen sie wohl gar einzig und allein darin: so ist es äuserstnöthig, daß er sich nicht blos oft von ihnen losreisse, sondern daß er sich alsdann auch in solche Zustände versetze, wo er nichts, als angenehme Empfindungen, hat. Sein Kopf selbst erfordert dis nicht nur, der ebenfals in Gefar geräth, wenn er ihm nicht durch Zwischenergötzungen zu Hülfe kommt, sondern sein Herz noch weit mehr. Die sittliche Ausbildung kommt bei tiefem Spekuliren und hohem Rechnen auf allen Seiten schlecht weg. Es geschieht nicht nur dadurch weder unmittelbar, noch mittelbar, etwas für sie, sondern sie wird dadurch sogar gehemmt, und, wenn es leidenschaftlich getrieben wird, endlich zerstöret. Die feineren Gefühle gehen verlohren — die Humanität stirbt ab. Man lebt nur in Ideen und Zahlen; so verschliesst sich das Herz gegen alles Andere. Ueble Laune, mürrisches Wesen, wobei man nur tadelt, verachtet, spottet, kränkt, wird die herrschende Gemüthsstimmung. Nicht besser, als es den Armen geht, die kein Vergnügen haben können, gehts den Gelehrten, die kein Vergnügen haben mögen. Wollen sie ihre Sittlichkeit retten, so müssen sie sich von Zeit zu Zeit auch sinnlich ergötzen. Weg sind dann ihre Ideen und Zahlen, die sie ganz an sich fesselten, und sie werden wieder offen und empfänglich für die Anssenwelt um sich her. Die an-

genehmen Reitze, welche in sie eindringen, verscheuchen den Trübsinn aus ihnen, bringen sie zur natürlichen Theilnehmung und Theilgebung zurück, machen sie wieder sanft, gefällig, liebreich, freundlich, hold, — kurz, stellen ihre verfallene Humanität wieder her.

Wie viel Vorfälle und Zustände gibts auch im menschlichen Leben, die alle Heiterkeit des Geistes zu zerstören, und der Zufridenheit mit dem Gange der Dinge und mit dem, der ihn leitet, den Untergang, drohen! Darf man sich, wenn man in dergleichen geräth, der Seelenstimmung, welche sie herbeiführen, überlassen, und so seine ganze Herzensgüte aufs Spiel setzen, oder mus man ihr nicht möglichst entgegenarbeiten? Da stehe es dann immerhin dem Menschen, als einem geistigsinnlichen Wesen, wohl an, daß er zuförderst durch Vorstellungen entgegenarbeite; wenn er nun aber damit seinen Zweck nicht erreicht? So eile er, sobald er kann, sich auch durch seine Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, und sich eben so innig, als unschuldig, zu ergötzen! Der Gedanke, welcher ihn quälend tirannisirt, und sich an alle seine übrigen Alltagsgedanken kettete, wird da keinen Halt haben, wird also weichen, und frohen Gedanken, die der Vergnügensgenus herbeiführt, Platz machen. Diese werden ihn auf das lebhafteste ergreifen, weil sie aus Empfindung entspringen, und mit Empfindung begleitet sind; und so wird es ihnen gelingen, seinen gesunkenen Geist wieder emporzuheben. Er sei versichert, daß er, wenn er die Vorstellungen, welche vor dem Vergnügens-

genusse gar keine Beruhigung für ihn hatten, sich hernach wieder vorhält, sie sehr beruhigend für sich finden werde. Die genossene Ergötzlichkeit hat seine Lebensgeister wieder angefrischt, seine Fantasie mit anmuthigen Bildern erfüllt, und die Wahrheiten, an welchen er vorher zweifelte — daß das Leben noch Gutes für ihn habe, und daß Gott ihm noch wohlwolle — durch Versinnlichung ausser allen Zweifel gesetzt. Ergebener und gleichmüthiger wird er sich nun in das, was er nicht ändern kann, schicken, und seine Herzensgüte darin glücklicher behaupten.

Ueberhaupt will die Heiterkeit des Geistes, bei der das gute Gemüth nur gedeihet, von Zeit zu Zeit immer genährt sein; vermöge der Einrichtung des menschlichen Wesens aber geschieht dis am besten durch wohlgewählte sinnliche Vergnügungen. Es mus also Jeder ohne Unterschied, auch der Beste, nach diesen streben; er strebt dadurch in der That nach dauerhafter und immer höher steigender sittlichen Güte. Ihr Genus wird ihn aufgelegt und kraftvoll zu vorzüglich schönen Handlungen machen, die er ausserdem nicht verrichtet haben würde; denn wem selbst hochwohl ist, der verbreitet auch am liebsten und am glücklichsten hohes Wohlsein um sich her, ja, er wagt deshalb etwas, denn — er ist einmal im Schwung. Zuweilen ist sogar die Gelegenheit, grosses Gutes zu stiften, an einen gewissen Vergnügensgenus gebunden; wie ist man alsdann vollends verpflichtet, ihn zu schöpfen!

Also — nicht blos Sein, sondern auch Wohlsein, und zwar von allen Seiten, und so viel, als möglich! Die Pflicht des Menschen, darnach zu streben, ist so gros, als sein Recht dazu. Wem 's gut geht, dem wirds am leichtesten, auch gut gesinnet zu sein und gut zu handeln; — so stehts nun einmal mit dem Menschen, und weder Stoiker, noch Kapuciner, werdens ändern.

Sophron — der beneidenswerthe Greis;

oder,

wie man's machen müsse, wenn man ein hohes und glückliches Alter erreichen will.

Eine Erzählung.

Sophron war von gesunden Eltern geboren, und unter ihren Augen vernünftigsorgfältig erzogen worden. Man hatte ihn vor aller Verwahrlosung behütet, völlig an sein Klima gewöhnt, besonders von früher Wolluſt unbefleckt erhalten, frühzeitig aber arbeitsam gemacht, und sein sittliches Gefühl wie eine schöne Bluhme gepflegt und gewartet. So, gesund und stark an Kopf und Herz, Fleisch und Bein, trat er in das höhere Jünglingsalter mit dem Vorsatze, ein alter Mann werden zu wollen, aber ein solcher alter Mann, der nicht lieber wünschen müste, frühzeitig gestorben zu sein.

Hätte er jene grossen Vorzüge, zu denen er nichts weiter beigetragen, als daß er, da er Verstand bekommen, den Weisungen und Rathgebungen seiner Eltern gefolgt, nicht gehabt, so wäre dieser sein Vorsatz in sich selbst zerfallen; da er sie nun aber durch ein günstiges Schicksal erhalten hatte, so betrachtete er sie als die heilige Grund-

lage, auf der er herrlich fortbauen könne und müsse. Er studirte den menschlichen Körper, lernte sich selbst kennen mit allem seinem Guten und Bösen, benutzte die Welt- und Menschenkentnis seines Vaters, machte darnach den Entwurf seines Lebens, und schwur's seinem eigenen Herzen, sich durch nichts davon abwendig machen zu lassen.

Er wählte einen Stand, in dem er der Welt sehr nützlich werden könnte, — doch so, daß er nicht offenbaren Lebensgefaren dabei unaufhörlich ausgesetzt wäre, daß er so wenig, als möglich, von der Herrschsucht und dem Eigensinn Anderer abhinge, und bei redlicher Betriebsamkeit sein Brodt reichlich genug hätte, um eine Familie bauen und mit ihr ohne Kummer und Sorgen leben zu können.

Bis dahin, daß dis geschah, unterdrückte er den Geschlechtstrieb gänzlich; er sorgte aber zugleich durch Fleis und guten Haushalt dafür, daß er zu rechter Zeit des Glücks des häuslichen Lebens theilhaftig würde, um es so, wie ganz, also auch recht lange, genieſſen zu können. Da sah er dann bei der Wahl seiner Gattin weniger auf Vermögen, als auf Gesundheit, Sanftmuth und Simpathie; wohl wissend, daß es weiter nichts, als einen Misgrif auf dieser Seite seines Lebens, brauche, um seinen ganzen Glückseligkeitsplan zu vereiteln. Er fand die, welche er wünschte, weil er sie zu suchen verstand, und genos in ihrem Verein die Zauberfreuden der Liebe mit züchtiger Mässigung.

Sophron setzte die höchste Lebensweisheit überhaupt in Herrschaft über die Affekten. Er glaubte mit Recht, daß sie die meisten frühen Gräber baueten, und die meisten Beschwerden herbeiführten, über die die Greise klagten. Den Grund ihrer heilzerstörenden Uebergewalt über die Vernunft, welche sie so häufig ausübten, fand er sehr glücklich in der menschlichen Fantasie, die allen Dingen und Vorfällen eine grössere Wichtigkeit zu geben pflege, als sie wirklich haben. Er übte sich also recht darin, Alles, was das menschliche Leben betraf, gehörig zu würdigen, damit ihn Gewinn und Verlust, oder gar nur blosse Hoffnung auf jenen und blosse Furcht vor diesem, oder irgend etwas sonst, das sich für ihn und um ihn her ereignete, so selten, als möglich, und nie mehr, als sichs gehöre, aus dem Gleichgewicht brächten. Besonders hielt er, da er sich sehr gut kannte, diejenigen Affekten, welche ihm vorzüglich eigen waren, sorgfältig in Obacht, und hatte von jeher an dieser Seite seines Herzens am meisten gebauet; nehmlich dadurch, daß er die wichtigsten Vernunftgründe gegen ihre Heftigkeit sich tief eingedrückt, und an die Vorstellungen solcher Gelegenheiten, die sie sehr reitzen könnten, fest gekettet hatte. So viel er konnte, vermied er dergleichen Gelegenheiten, wenn er sie vorher sah; überfielen sie ihn aber unerwartet, oder muste er in sie eingehen, so hatte er gleich jene Vernunftgründe bei der Hand, und stellte sie dem heftig werden wollenden Affekt entgegen. Wollte dis nicht hinreichen, so machte er sich etwas Wichtiges zu thun, oder zerstreute sich sonst, um seine Aufmerksamkeit von dem empörenden Gegenstande abzuleiten, und einen

Affekt durch den andern zu dämpfen. Dis bewirkte er auch oft schon dadurch, daß er, wenn jener Gegenstand eine gute Seite hatte, nach ihr sich hinwendete, oder, wenn selbiger auch nur eine lächerliche Seite hatte, diese schnell ins Auge fasste. So konnte auch sein Lieblingsaffekt nicht das Gift, das er bei sich führte, in seinem Körper absetzen, und an der Dauer desselben nagen.

Im Essen und Trinken war er jederzeit mässig, doch ohne seinem Leibe wehzuthun. Er as nicht, wenn ihn nicht hungerte, und trank nicht ohne Durst; hungerte und dürstete ihn aber, so as und trank er sich satt. Mehr als dis, zu thun, lies er sich durch nichts verleiten, er mochte sein, wo er wollte. Er kannte seine Portion, die ihm gut war, und die er vertragen kannte; so ging er nie davon ab, und, wie in seinem Hause Niemand zum Essen und Trinken genöthigt ward, so machte er sichs auch ausser dem Hause, und wenn er beim heitersten Freudenmahle war, gleich aus, daß er nicht dazu genöthigt würde, oder er hörte, wenn's geschah, wenigstens nicht drauf. Auf seinem Tische fand man grösstentheils nur ein Gericht; waren's zwei, so musten sie doch sich zusammenschicken. Bei Gastgeboten genos er nach derselben Regel, und wenn sechs, oder gar sechs und zwanzig Schüsseln aufgetragen worden wären. In einem Gerichte, das ihm schmeckte, oder in zwei, höchstens drei, die sich in seinem Magen vertrugen, as er sich satt, und betrachtete die übrigen als Schaugerichte für sich. Das Mittagsessen war das einzige gewis bestimmte bei ihm;

ob er auch frühstücke und vespere, kam auf seinen Hunger an. Abends as er selten warm, Mittags aber immer. Er hielt auf nahrhafte Speisen, wenn sie auch noch so einfach waren, und wechselte darin gern ab. Nicht vorzüglich nach seinem Gaumen, sondern nach seinem Magen, wählte er unter ihnen, und bestimmte ihre Zubereitung; doch zog er auch, wenn Beiden zugleich wohl geschehen konnte, den höheren Grad des Annehmlichen gern vor, und glaubte nicht, daß der Geschmack der einzige Sinn wäre, dessen Pflege in totalem Widerspruch mit der guten Fortdauer des Körpers stehe. Auf inländische Kräuter, wovon er einen ganzen Garten voll hatte, hielt er weit mehr, als auf ausländische Gewürze; Obst as er viel, Gebackenes wenig, Konfituren gar nicht. Warm Getränk genos er nur des Morgens, und wechselte dabei mit verschidenen Arten von Kräuterthee ab. Bei Tische trank er Quellwasser und Wein — ausser der Mahlzeit aber ein nahrhaftes Bier. Aller Liqueur war aus seinem Hause verbannt, und den eigentlichen Branntewein rechnete er blos unter die Medicin bei gewissen Umständen. Rein und erheiternd muste der Wein sein, den er trank, und ausser Gesellschaften nahm er etwa drei, höchstens vier Gläser, davon zu sich, und zwar nur Mittags. Daß er dis immer haben konnte, bewirkte er durch die Frugalität, welche übrigens seinen Tisch besetzte, und durch Ersparung an Kleiderluxus. „Lieber ein tuchenes, als ein seidenes Kleid, wobei man sich so nur leicht erkältet, pflegte er zu sagen, und dafür Wärme und Kraft den Verdauungswerkzeugen!“ War er bei Freudenmahlen, so verschmähete

er auch einen Freudentrunk über das Gewöhnliche nicht, setzte sich aber dabei ebenfals die gehörigen Schranken, so, daß er Tags drauf nicht nur sich wohlbefände, sondern auch mit demselben Wohlgeschmack wieder sein Quart tränke.

Seine ganze übrige Lebensweise war sehr natürlich. Er war gern im Freien, machte sich viel Bewegung, und trieb besonders deshalb den Gartenbau, weil dieser Beides für ihn vereinigte. Mit seinem Nervensistem, das keine Jugendgreuel geschwächt hatten, bot er jeder Witterung Trotz, hütete sich aber doch dabei vor Erkältung ohne Noth. Wie die Jahreszeit war, so kleidete er sich auch, und war dabei weder zu weichlich, noch zu hart, gegen sich. Den Kopf bedeckte er nicht blos gegen den Hagel, sondern auch gegen die Sonnenstrahlen; die Füsse hielt er stets trocken und warm. Er machte auf kein Weise, wenns nicht schlechterdings sein muste, aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag. Nach Tische schlief er nie, sondern ging gewöhnlich um zehn Uhr Abends zu Bette, und stand um vier Uhr des Morgens wieder auf. Im Winter lag er auch wohl eine Stunde länger. Sein Bette war — ein wirkliches Bette, und er hielts in diesem Punkt mit den Alten, die auch gern weich lagen; die Decke aber muste leicht sein. Heisse Zimmer konnte er nicht leiden, wohl aber musten sie die gehörige Wärme haben. Er lies einheitzen, wenn's nöthig war, und kehrte sich, wenn er in der Stube sein muste, und Geschäfte, die nicht viel Bewegung zuliessen, zu verrichten hatte, dabei nicht daran,

obs November, oder Mai, oder Junius, wäre. Pracht war bei Allem, was zu seiner häuslichen Einrichtung gehörte, seine Sache nicht; auf Bequemlichkeit aber hielt er, und auf Reinlichkeit noch mehr.

Er wusch sich fleissig, und zwar blos mit einem mässigkalten Wasser. An Kopf, Hals und Händen that er dis täglich gewis des Morgens, jedoch nur erst eine halbe Stunde nach dem Aufstehen; den ganzen Leib wusch er wöchentlich wenigstens einmal. Die Badesitte des Orientes beobachtete er zwar auch zuweilen, aber doch nur alsdann, wenn wirklich orientalisches Klima war, und — auch dann mit aller Vorsicht. Nach jeder Mahlzeit reinigte er die Hände, den Mund und die Zähne, wie des Morgens, und hatte es dieser ganz einfachen Erhaltungsweise der letzteren zu danken, daß sie ihm nicht nur treu blieben, sondern auch nie Schmerzen verursachten. Eine halbe Stunde nach dem Aufstehen legte er seine Nachtkleidung ab, und zog sich gleich so an, wie er den ganzen Tag gehen wollte. In frischer Wäsche machte er lieber Verschwendung, als Ersparnis, und duldete, wie an seinem Körper, so auch an der Bedeckung desselben, nicht den geringsten Schmutz. Ueberall an seinem Stuben- Kammern- und Hausgeräth sah man dieselbe Sauberkeit. Alles, was üble Dünste verbreiten konnte, ward auf der Stelle entfernt, und das ganze Haus fleissig durchlüftet. Diese einfachste aller Räucherkünste wendete er auf sein Wohnzimmer noch öfter an, und dreimal öfnete er wenigstens Thür und Fenster desselben, um wohlthätigen

Zug zu veranstalten, während desselben er auf die Seite ging.

Seine Zeit theilte er als ein Weiser in Arbeit und Ruhe ein. Fleissig und treu betrieb er seine Geschäfte, jedoch, ohne sich ganz zu ihrem Sclaven zu machen. Er fand, daß man oft an einem Tage Mehr vor sich bringen könne, als an drei andern; sobald so ein glücklicher Tag kam, nahm er ihn mit, und dachte an kein Ruhen. Kam aber dann auch ein Tag von entgegengesetzter Art, so betrachtete er ihn als einen solchen, den seine Natur selbst zur Ruhe für ihn bestimme. Sich jemals zu überarbeiten hielt er für thöricht, weil der Schade, welchen die Gesundheit davon hat, den Geldvortheil weit überwiegt, den es einbringt. Wie er also as, wenn ihn hungerte, so ruhete er auch, sobald er sich ermüdet fühlte. Völlige Ungeschäftigkeit war's aber, wenn er nicht schlief, äuserstselten, worin er das Ausruhen suchte. Er eilte dann entweder in seinen Garten, wo er einen blossen Geschäftswechsel traf, oder unterhielt sich geselschaftlich, oder las ein nützliches und dabei angenehmes Buch, oder dachte selbst über etwas, das für ihn passte, nach.

Er dachte überhaupt gern, machte es aber mit dem Denken, wie mit dem Arbeiten; gleichwie er sich nicht überarbeitete, so überdachte er sich auch nicht. Wie er seinen bürgerlichen Stand, den er selbst gewählt hatte, und seinen menschlichen Beruf, den ihm ein Höherer, als er, gegeben hatte, immer besser betreiben mö-

ge — dis war's, worüber er aus eigenem Antrieb und recht emsig nachdachte, und, wenns möglich gewesen wäre, gern ewig nachgedacht hätte. Was er überhaupt auf diesen Seiten noch zulernen konnte, war in seinen Augen das Zulernenswertheste, und er nahms eben so dankbar, als begierig, an, es mochte ihm angeboten werden, wo und wie es wollte. Alles hingegen, was ihn weder geschäftsklüger, noch moralischbesser, machen konnte, das lies er linker Hand liegen, sobald er's nicht beizu, ohne grosse Anstrengung, und blos zum Vergnügen, erlernen konnte. Das Spekuliren vollends über Dinge, deren Ausmachung seit allen bekannten Jahrtausenden immer geschehen sollte, und nie geschah, also auch nie geschehen wird, überlies er getrost denen, die sich nun einmal berufen glauben, sich daran an Leib und Seele siech zu spekuliren. Betraf es religiöse Gegenstände, so hielt er es für wirklich absurdundiätetisch, über Sachen, die doch einmal Glaubenssachen heissen, und sich auch nur dazu eignen, sich auch nur zum Hipochondristen grübeln zu wollen. Er glaubte also fest, daß ein Gott sei, daß der Mensch im Tode fortdaure, und daß durch Herzens = und Lebensgüte Gott nur verehret, wie der Mensch nur selig, werde. Um das übrige lies er sich unbekümmert; dis aber glaubte er darum so fest, weil es vernünftiger sei, daß man es glaube, als daß man das Gegentheil glaube. So ein Glaube, der auch offenbar nur die Bestimmung des Menschen ist, erhielt ihn ruhig; die Ruhe erhielt ihn heiter, die Heiterkeit thätig, und Heiterkeit und Thätigkeit zugleich erhielten ihn gesund.

Sinnliche Vergnügungen genos er gern; denn er fand sie stärkend für sich. Damit sie dis aber auch gewis immer für ihn wären, traf er unter ihnen die gehörige Auswahl, und genos sie in gehörigem Masse. Die Schönheiten der Natur suchte er fleissig auf, und machte deshalb manche kleine Fusreise an seinen Ruhetagen. Er würde die ganze Erde bereiset haben, wenn er nicht an einen gewissen Stand gefesselt gewesen wäre, und wenn ihn nicht die Neigung zum Familienleben noch mehr gefesselt hätte. Stand er dann auf irgend einer Höhe, und hatte eine weite herrliche Aussicht vor sich, so war's, als athmete er Lebensbalsam ein, und die gefühlte Erhebung aller seiner Kräfte dadurch stärkte gleichsam sein Daseinsgefühl. Heiterer ward ihm sofort jede Ansicht seiner Weltlage, und neugerüstet zu Thun und Leiden kehrte er in diese zurück. In edelfroher Gesellschaft befand er sich gleichfals überaus gern. Erheiternde Gespräche waren ihm da das Liebste, woran er Theil nahm; doch hatte auch gute Musik, wenn er sie daselbst fand, sehr viel Angenehmes für ihn. Ihre Harmonieen erhuben ebenso sein ganzes Wesen, wie der Anblick der schönen Natur, und er verdankte ihnen hernach die holdeste Gemüthsstimmung. Den sanfteren und züchtigen Tanz verachtete er nicht, sondern gebrauchte ihn als eine wohlthätige Leibesbewegung. Auch an Spielen nahm er in vermischten Gesellschaften Theil, sobald sie nicht sitzend betrieben wurden, und den Affekten nicht mehr Rege gaben, als den Gliedern. Zu Karten- oder Würfelspiel gab er sich deshalb schon darum nicht her, weil er sich darnach träge und trübe, also nicht gestärkt, son-

dern geschwächt, fand. Oft und lange dabei zu sitzen zählte er zu den feinereu Arten von Selbstmord, wie von Sittlichkeitsmord. Welches sinnliche Vergnügen er nun aber auch genos, so blieb er doch allemal Herr darüber. Er fragte sich von Zeit zu Zeit, obs nun nicht zu Erreichung seines wahren Endzwecks lange genug genossen sei, und, wenn dann seine Vernunft Ja sagte, so gab er es auf.

Von der Zeit an, daß er Mann und Vater ward, gingen ihm die Freuden des häuslichen Lebens über alle andere Ergötzlichkeiten. Die kleine fortdauernd ihn umgebende Gesellschaft, welche er selbst gestiftet und versammelt hatte, lies ihn aller grösseren fast vergessen, und er fand in ihr Alles beisammen, was wahres Leben und Frohsinn über ihn verbreiten konnte. Die gute Wahl, so er an seiner Gattin getroffen, bewirkte für ihn die glücklichste Ehe. Beide waren sie im höchsten Verstande nur ein Herz und eine Seele, und nie fiel unter ihnen ein bedeutender Zwist vor. Das Weib dachte auch über den grössesten Punkt des ehelichen Lebens — über den Genus der sinnlichen Freuden der Liebe — ganz so, wie der Mann, und so befestigten sie einander Gesundheit und Heiterkeit von allen Seiten. Rein und stark hatten sie sich vereinigt; im Verein erschöpften sie sich nicht; so zeugten sie auch die vollkommensten und lebhaftesten Kinder, welche ihnen, je mehr sie erwuchsen, auch desto mehr Freude machten, und ihr Leben mit immer neuen und noch nie genossenen Seligkeiten anfüllten.

Sophron lies sich die Erziehung derselben so angelegen sein, wie sein Vater sich einst die seinige. „Ich bin's, betete er sich oft vor, wie ihnen, so auch mir selbst, schuldig. Ihre Mutter verlängert mein Leben durch treue Liebe, und versüsst mir mein mittleres Alter; so müssen meine Kinder mir auch das Leben nicht durch Kummer und Gram verkürzen, oder das höhere Alter finster umwölken. Thäten sie dis je, wer wäre Schuld daran, als ich? Wozu ich sie ziehe, das werden sie für mich — Quäler oder Tröster, Mörder oder Erhalter. Gott! so stärke mich, daß ich sie so erziehe, daß ich einst als Greis, wenn die Erde weiter kein Glück mehr für mich hat, in ihrem Kreise noch mein höchstes Glück finde, — sie so erziehe, daß ich zuletzt in ihren Armen mit Vorgefühl künftiger Seligkeit noch sterbe; wo stirbt sichs wohl besser, als umfasst und umschlungen noch von guten, glücklichgemachten und dafür dankbaren Kindern?“

Je länger auf solche Weise Sophron Mann und Vater war, desto mehr überzeugte er sich, daß er wohl daran gethan, daß er es geworden, und zwar zu rechter Zeit geworden sei. Der Herzensfreuden ward immer Mehr für ihn, und so ward er auch immer noch lebenslustiger und lebensstärker zugleich. Mocht's auch immerhin manche Widerwärtigkeit geben, die, wie vom menschlichen Leben überhaupt, so vom häuslichen besonders, alles Vorbauens ungeachtet unabhaltbar ist; „das hat nichts zu sagen — das geht wieder vorüber“ — war alsdann sein erster Gedanke, den er erst sich, und

dann den Seinigen, zurief. Hielt die Widerwärtigkeit länger an, als er selbst gedacht, so machte er sich und seine Lieben auf grosses Gutes aufmerksam, das sie doch dabei noch hätten, und also als hinreichenden Trost dafür betrachten müsten. So sprach er z. E., wenn Mitbürgerhas sein Haus traf — „sind wir uns einander doch gut“! — und wenn er einen Geldverlust hatte — „sind wir doch gottlob alle gesund“! — oder, wenn Jemand im Hause krank ward — „können wir ihn doch aufs beste pflegen und warten!“ Auf solche Weise besiegte er auch das Misgeschick, so, daß es weder seine Ruhe zerstören, noch sein Leben unterwühlen durfte. Was er am Ende wie Jeder, wenn ihn die Natur verliesse, und die Kunst auch weiter keinen Beistand für ihn schaffen könnte, zu erwarten hätte, das wuste er; das war aber auch das Einzige, was ihn je besiegen sollte.

Er medicinirte übrigens wenig, oder vielmehr im vornehmen Verstande gar nicht. Sein regelmässiges Leben, das seiner starken Natur stets zur Seite ging, machte ihn gleichsam fest gegen wirkliche Krankheiten, und kleine Unpäslichkeiten achtete er nicht. „Das hat nichts zu sagen — das geht wieder vorüber“ — war der Anfang seines Recepts, wenn er sich ja dergleichen selbst verschrieb. Fasten war dann in seinen Augen ein Universalmittel, dessen er sich bald mehr, bald weniger bediente, weil es die Natur in schwereren Krankheiten durch Appetitlosigkeit selbst verordnet. Hatte er sich eine heftige Erkältung zugezogen, so schwitzte er mit Hülfe sei-

nes grossen Fliederbaumes, der ihm jährlich Blüten und Mus in Menge gab. Litte sein Magen, so reinigte er ihn erst durch ein gelindes Brechmittel, das er ein für allemal gelesen und gut befunden hatte, und stärkte ihn hernach durch Kräuterwein, den er sich selbst bereitete. Fehlte es ihm an Oefnung, so grif er nach seiner Rhabarber, die er auch selbst erbaute. Dem Aderlas war er feind, und sparte sein Blut bis auf den höchsten Nothfall, reinigte es aber in jedem Frühjahre durch eine Kräuterkur, die er in demselben Garten brauchte, wo sie wuchsen. Nur einmal, als er schon über die Mitte des Lebens hinaus war, ward er durch ein epidemisches Fieber, das auch ihn ergrif, gefärlich krank. Da säumte er nicht, die höhere Kunst zu Hülfe zu rufen; eben darum aber, weil er sonst nicht mit ihr gespielt, that sie ihm auch die grössesten Dienste. Seine gute Natur kam dazu, und er wiedergenas glücklich und bald. Man bemerkte während der Krankheit keine Todesfurcht an ihm; als aber der Arzt ihm zum ersten male sagte — „nun hat's nichts zu sagen — es geht wieder vorüber“ — sah man ihn doch sanft lächeln. Bald nachher hatte er Gelegenheit, seinen Wohnort auf eine sehr vortheilhafte Weise zu verändern; die Entfernung aber war zu weit — so lehnte er den schönen Antrag von sich ab. Als ihn ein Freund darüber misbilligte, erwiederte er ihm — „wolltest du etwa gern bald hören, daß man mich begraben hätte? Wer einmal in meinen Jahren ist, und noch weiter will, der mus auf der Erde auch nicht viel weiter wollen, am wenigsten sich in ein ganz anderes Klima wagen.“

So erreichte Sophron in seiner Heimat die Mitte zwischen achtzig und neunzig, und war immer noch bei guten Kräften, lebenslustig und heiter. Er ging ohne Kricke, und las ohne Brille — sogar den Hamburger Korrespondenten. Alle seine Sinne blieben ihm treu, und sein Verstand noch treuer, als sein Gedächtnis, womit er doch tausend Greise übertraf. Hier war kein altes Kind, das nur zum Spott noch lebte — kein unerträglicher Murrkopf, den Jeder, wie den Rübezahl, flöhe — kein kontraktes lebendiges Skelet, das man von einem Ort zum andern tragen müste — kein blosser zusammenfallender Fleischklumpe, für den die ganze Aussenwelt, Speise und Trank abgerechnet, vergeblich da wäre — keine blosse Pflanze, die eine Art von Sensitifa vorstellte. Dieser vollkommene Greis nahm sogar noch Antheil an den gewöhnlichen Geschäften, die er einem seiner Söhne schon übergeben hatte, und stand allen seinen Kindern mit gutem Rath bei. Für alle Freuden, die die Nerven nicht zu sehr erschütterten, noch offen, genos er noch herzlich, that sich etwas zu gute, und hatte das erquickendste Gefühl davon. Schien er nach einem Labsale verlangend, das er sich selbst nicht verschaffen konnte, so traten seine Kinder zusammen, und verschaften es ihm. Mit Dankbarkeit, der das Selbstgefühl seiner Verdienste um sie einen ehrwürdigen Anstrich gab, nahm er es jederzeit an, und segnete sie dafür; das allerhöchste Labsal aber, das sie ihm gewähren konnten, bestand doch nur darin, daß sie ihn zuweilen insgesamt mit ihren sämtlichen Nachkommen umgaben. Still entzückt, wie ein Patriarch der

Urwelt, stand er dann in der Mitte seiner Allfamilie, hatte bejahrte Männer, neue Väter, Jünglinge, Knaben und Säuglinge — eigene Kinder, Enkel und Urenkel — kurz, so viel Menschen, die ihm alle das Dasein verdankten, um sich, als er Jahre zählte, erblickte in ihrer langen Reihe vom Aeltesten bis zum Jüngsten das lebendige Gemählde seines ganzen vergangenen Lebens, und sah sich selbst in einem Jeden so wieder, wie er in demselben Alter gewesen war. So oft er diesen Auftritt gehabt hatte, war er wie neu geboren, und würde auf Unsterblichkeit gerechnet haben, wenn es nur vor ihm ein einziges Beispiel der Art gegeben hätte.

Dieser beneidenswerthe Zustand hatte erst mit den letzten vier Wochen ein Ende. Da ward er jählings schwach, und zusehends immer schwächer. Er fühlte sich, und sprach — „das hat etwas zu sagen — das geht nicht wieder vorüber.“ Statt aber darüber mismuthig zu werden, pries er sich vielmehr selig deshalb. „So ein vernünftiger und so ein sanfter Tod, wie der, den ich sterbe, betete er, ist doch wohl die Gnade aller Gnaden, mit der du, heiliger Ordner der Welt, am Ende eines so langen und gnadenreichen Lebens mich noch krönen kannst — du hast Alles wohlgemacht — geheiligt werde dein Nahme!“ Seine Kinder wollten ihm noch vielerlei Arznei reichen; er nahm aber nichts, als — Brustsaft, und eilte nun, von ihnen Abschied zu nehmen, ehe er die Kraft dazu verlöhre. Die ganze Nachkommenschaft muste sich um ihn her versam-

len, und er drückte jedes Glied derselben unter Freudenthränen noch einmal an sein Herz. Als er damit fertig war, sprach er — „es hat doch nichts zu sagen — es geht wieder vorüber — droben, droben — —“

Drauf lebte er noch einige Tage, während welcher nur seine eigenen Söhne und Töchter ihn umgeben durften. Nach Lichtweise ging seine Lebenskraft nach und nach aus. Er schlummerte oft ein, und erwachte wieder; endlich schlummerte er ein, ohne wieder zu erwachen. In den Armen seiner Gattin verschied er, und sein ältester Sohn, ein Mann von sechzig Jahren, küsste ihm die Augen, die sich selbst geschlossen hatten. Zufriedenheit und Glaube thronten im Sarge noch auf seinem ehrwürdigen Antlitz, und, da man den Deckel auf ihn legte, war es nicht anders, als wenn er noch sprechen wollte — „das hat nichts zu sagen — das geht wieder vorüber.“

Freiheitssicherung.

Zehen Regeln.

I.

Man habe Hochgefühl der Freiheit!!!

Wo ihr Hochgefühl nicht Statt findet, da kann auch kein Enthusiasmus für sie sein, ohne den sie gleich so gut als verlohren ist. Man hat aber alsdann Hochgefühl der Freiheit, wenn man lebendig überzeugt ist, daß sie das Gut aller Güter für uns, die einzig wahre Menschseinsstütze, das goldene Kleinod eines Vernunftwesens sei. Der Beweis, daß sie dis sei, eignet sich zur höchsten Evidenz. Freiheit ist derjenige Zustand, in welchem man nur blos so zu handeln braucht, und ganz so handeln darf, wie die eigene Vernunft, und keine fremde, gebietet, oder wie sie das von einer fremden Vernunft Zugemuthete wenigstens billigt. Nun besteht aber der Karakter eines vernünftigen Wesens darin, daß es so handle, oder mit andern Worten, daß es thue, wie es selbst einsieht, daß es thun müsse, oder doch, daß es thun dürfe. In beiden Fällen sonst, wenn es das Gegentheil thäte, widerspräche es sich selbst, und hörte dadurch auf, das zu sein, was es sein soll. Wer also um seine Freiheit kommt, der wird zu einem

vernunftlosen Wesen gestempelt, kommt um sein ganzes Menschsein, und hat nichts mehr zu verlieren, weil er schon Alles verlohren hat. Sein Dasein selbst wird zwecklos; denn der Zweck desselben ist sittliche Ausbildung, die nun völlig für ihn wegfällt. Wie kann er nach eigener Einsicht und aus eigenem Antriebe, oder selbst, gut handeln, und es darin immer weiter bringen, sobald er gar nicht mehr selbst, oder nach eigener Einsicht und aus eigenem Antriebe, handeln darf? Noch kürzer — wie kann er an der Ausbildung seiner sittlichen Natur arbeiten, wenn er sie abgelegt hat? Durch diese höchstevidenten Sätze erzeuge man ein Hochgefühl der Freiheit in seiner Brust, und entflamme sich so zum Enthusiasmus für sie; dann wird man um sie, wie um seine Krone, ringen, und Alles thun, und auf Alles sinnen, sie sich auch so wenig, als möglich, beschränken zu lassen. Auch jede Beschränkung, die der Freiheit durch fremden Zwang oder Druck widerfährt, greift das Menschsein an, und behindert die sittliche Ausbildung.

2.

Man fliehe, voll von dieser allerheiligsten Ueberzeugung, alsdann jede Lebenslage, mit welcher offenbar Fälle — in denen man auf fremdes Gebot handeln muß, ohne fragen zu dürfen, ob dasselbe auch vernunftmäßig sei, oder ohne sich widersetzen zu dürfen, wenn man es gar unvernünftig findet — schlechterdings verbunden

sind! Man fliehe dergleichen Lage um so eifriger, je mehr solche Fälle mit ihr schlechterdings verbunden sind! Was will man sonst beginnen, wenn man einmal in ihr ist? Alsdann etwa erst auf Sicherung seiner Freiheit denken, wenn die despotischen Fälle eintreten? Wem dis ein Ernst wäre, der hätte eher darauf gedacht, und sich in die Lage nicht freiwillig begeben; als wodurch es ihm ja weit leichter geworden wäre, seine Freiheit zu sichern. Er wird also die Zwangthat verrichten, und sich nachher damit gegen sich selbst rechtfertigen wollen, daß er sie ohne seinen Willen verrichtet habe. Schimpfliche Rechtfertigung an sich schon! war es denn aber nicht sein Wille, daß er in die Lage einging, für die er die Zwangthat unausbleiblich kommen sah? So hat er dann auch diese sogar mit seinem Willen verrichtet.

3.

Man opponire sich, so viel man kann, wenn man in dergleichen Lebenslagen einzugehen gezwungen werden soll! Hier walten Angriffe auf das Menschsein, also auf das wahre Dasein, bevor; es gilt folglich auch hier Nothwehr, wie bei Angriffen auf das Dasein überhaupt und aufs Leben selbst. Man rette sich wieder aus solchen Lagen, wenn man alles Widerstandes ungeachtet in sie eingezwungen ward, sobald man kann! Hier machen auch die heiligsten Angelöbnisse, welche man thun muste, darin zu bleiben, nicht auf einen Augenblick länger verbindlich, als es die Klugheit erfor-

dert; denn wie könnte ein Mensch gehalten sein, sich, nachdem man ihn erst phisisch in irgend eine Situation einzwang, nun auch moralisch zwingen zu lassen, in ihr zu beharren? wie vollends alsdann, wenn sie von der Art ist, daß sie ihn um seine Moralität bringt? Sein Menschsein verschwören ist doch wohl der abscheulichste Schwur; müste man ihn nicht brechen, wenn man ihn sogar aus sich selbst in einer Art von Wut, oder Verzweiflung, gethan hätte, und hernach sich besinne? Nun, so ist man also vollends dann, wenn man ihn gezwungen that, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihn zu brechen.

4.

Man liebe seine Heimat nicht kindisch! Flucht ist in den mehresten Fällen, wie das einzige, so auch ein leichtes Mittel, solchen aftermenschlichen Lebenslagen sich, wo nicht gleich anfangs, doch hernach bald wieder, zu entziehen; aber freilich darf man sich dann zu Hause nicht weiter sehen lassen. Wer da so denkt — „zu einem freien Wesen schuf mich Gott — im Vaterlande soll ichs aber nicht sein — so sei mir Vaterland jeder Winkel der Welt, in dem ich frei sein kann!“ — dem ist geholfen. Sei auch immerhin mit der Flucht aus der Heimat der Verlust der Freunde und aller Habe verbunden; man liebe auch diese nicht kindisch, sondern denke ferner — „gute Menschen finde ich allenthalben, wohin ich

komme, und meine schönste Habe ist Freiheit, die ich, da es einmal so sein soll, auch auf das Theuerste will erkaufen können."

5.

Man lasse sich, wenn man nicht nur vor dergleichen Zwanglagen sicher, sondern auch durch ein günstiges Geschick so gesetzt, ist, daß man ganz sein eigener Herr sein kann, durch nichts verblenden, diese seine beneidenswerthe völlige Unabhängigkeit aufzugeben, oder sie auch nur aufs Spiel zu setzen! Alles Andere, was man gegen sie eintauschen könnte, wären doch nur Scheingüter gegen dieses allerhöchste Gut, und wenn sie noch so viel Glanz um sich her strahlten. Je glänzender sie vielmehr oft sind, wie z. E. hohe Ehrenstellen, Hofleben und Umtrieb in der so genannten grossen Welt: desto mehr beengen und bedrängen sie die goldene Freiheit, und machen, daß man, statt nur nach seinen eigenen Einsichten und Ueberzeugungen zu wandeln, sich von Andern gängeln, oder gar irre leiten lässt. „Woher kommt heute der höhere Wind? — wie lautet der vornehme Ton? — wie mus ich mich benehmen, um zu gefallen?" — lauter Fragen, die der Moralität gefärlich sind, und die der freie Rittersmann nicht zu thun nöthig gehabt hätte, wenn ihm die Stille und die Unbekanntheit auf seinem reichen und mit allen wahren Lebensgenüssen versehenen Landgute nicht auf eine unbegreifliche Weise zur Last

geworden wären. Gewis, es wird Wenigen so gut geboten; wem's also zufälligerweise so geboten wird, der schätze es doch, und suche sich dadurch seiner selteneren Lage erst würdig zu machen, statt daß er sie für unwürdig für sich hielte. Aus dem Grunde, daß man einen grösseren Wirkungskreis für sich suchen müsse, braucht wenigstens Niemand auf seine an Werth alle andere Güter der Welt übersteigende Unabhängigkeit Verzicht zu thun; er hat vermöge ihrer selbst, wie Kraft und Zeit, so auch Gelegenheit genug, zum Wirken, ja, er kann unter den Gelegenheiten wählen, und sie sogar sich machen. Nichts behindert seine sittliche Ausbildung; Alles vereinigt sich vielmehr, sie zu begünstigen, und er kann sie, von allen fremden Einflüssen ungestört dabei, durch stetes eigenes edles Wollen und Thun zu einer Höhe treiben, die Tausenden unerreichbar ist.

6.

Man setze sich, wenn man nicht durch das Schicksal so ganz unabhängig gesetzt ist, aber doch unter mehreren Arten zu leben wählen kann, selbst wenigstens so, daß man weniger abhängig sei! Das Landleben, oder überhaupt die Fortkommensweise, bei der man sich von Erzeugung der Naturprodukte nährt, hat von dieser Seite unstreitig die höchsten Vorzüge. Man braucht sich dabei nicht nach Mächtigen, Vornehmen und Reichen zu richten, oder ihnen gar durch jede verlangte Aufopferung seiner richtigeren Gefühle und besseren Sitten zu fröhnen,

um nur von ihnen seinen Unterhalt zu haben; auch kann man seine Arbeiten einrichten, wie man will, und also nach Gefallen auch sich selbst leben. Den letzteren Vorzug geniessen gleichfals alle die, die sich mit Verfertigung solcher Arbeiten beschäftigten, welche sie nur zum Verkauf haben, oder die doch für Andere nur in ihrem eignen Hause arbeiten. Man wähle aber eine Art zu leben, welche man will, so sehe man doch darauf, daß man nicht immer Andern mit Leib und Seele angehöre, sondern auch oft sich selbst leben könne. In jenem Falle, wo man nur immer nach fremder Vorschrift handeln mus, kann es nicht anders kommen, als daß man endlich sogar verlerne, nach eigenen Einsichten und Ueberzeugungen zu handeln. Wie man sich allerdings gewöhnen mus, so zu arbeiten, wie die, deren leibeigener Arbeiter man gleichsam ist, es wirklich vorschreiben: so thut man dann auch leicht übrigens überall so, wie sie zwar nicht vorschreiben, aber doch selbst thun, und also auch gern sehen, daß man ihnen nachthue. Ist man jedoch einmal in einem solchen Falle, so reisse man wenigstens Stunden ab, und, wenns Nachtstunden sein müsten, um in ihnen sich selbst zu leben, und sein eigener Herr zu sein. So oft man dis ist — also, je öfter man es sein kann, desto besser — fühlt man sich als Mensch; dis Gefühl ist das angenehmste, und so stärkt es immer wieder von neuem den Trieb, auf das Menschsein zu halten. Man gibt zu solchen Zeiten von dem, was man thut, nur sich selbst Rede und Antwort, und kann also auch blos nach seiner besten Ein-

ficht und Ueberzeugung thun; dis ist eine schöne Uebung der Sittlichkeit, die sonst vieleicht ganz verlohren ginge, und man bringts durch sie dahin, daß man auch über Vieles, was man als fremdes Gebot thun soll, sich selbst erst Rede und Antwort gibt, und dann Manches, wovon die eigene Vernunft sagt, daß man es schlechterdings nicht thun dürfe, auch wirklich nicht thut.

7.

Man lerne frühzeitig, nicht gerade auf gewisse Lebens- und Freudengenüsse zu bestehen, wenn man sie nur schwerlich haben kann, sondern an ihrer Stelle mit andern zufriden zu sein, die sich leicht haben lassen, und gleichsam selbst anbieten! Trift sichs dann auch, daß man sie nicht anders haben, und nicht anders Theil an ihnen nehmen kann, als wenn man sich dazu hergäbe, Vernunft und Gewissen zu verleugnen, und gegen seine Einsichten zu urtheilen, oder gegen seinen Glauben zu handeln: so braucht man diesen Fall nur unter die Fälle zu rechnen, in welchen man sie schwerlich haben kann, und das Herz, an Verzichtthuung auf sie gewöhnt, wird auf seine eigene Kosten vollends nicht fortfaren, sie zu begehren. Geht man dann noch einen Schritt weiter, und stellt diesen Fall unter dergleichen Fällen hochoben an — als wohin er auch in der That gehört — so ist das Menschbleiben gewis aufs vollkommenste gesichert, in so äuserstgrosser Gefar es sich auch schon befand. Auf solche Weise vereitelt man Andern die Gewalt über seinen

Kopf und über sein Herz, welche sie auf eine recht sanfte Weise ausüben wollten, und daher um so gewisser auszuüben gedachten. Mögen sie dann immerhin sprechen — „wenn ihr euch in euren Urtheilen und Gesinnungen nur nach uns richten, eure ersten Grundsätze nur gegen die unsrigen ersten vertauschen, unsern Ton annehmen, und überall euch uns gleich stellen wolltet, so sollte euch der Zutritt in unsere Geselschaften offen sein“ — man antwortet ihnen getrost — „behaltet eure Geselschaften, wie eure Thorheiten und Unsittlichkeiten, für euch, und lasset uns die Ehre, nur so zu denken und zu handeln, wie wir unserer Erkentnis nach denken müssen und handeln dürfen; unter den Unsrigen, im Schosse der Natur ist uns wohl ohne euch.“ Dächten besonders junge Leute so, so würden sie nicht immer noch zu Tausenden, wie um ihre Tugend, so um ihre ganze Selbstständigkeit, kommen. Es gibt wenig vollkommenere Sklaven, als die, welche der Drang nach Ergötzlichkeiten im Umgange mit den despotischen Tonangebern im Reiche der Meinungen und Sitten erschaft.

3.

Man sorge dafür, daß man sein Auskommen habe, und sei, wenn man dieses hat, damit zufriden! Mangel macht am ersten unterwürfig. Sein eigenes Joch ist zu unerträglich, als daß man es nicht gegen jedes andere zu vertauschen bereit sein sollte. Tragen nicht Tausende daher lieber das thierische Joch der wirklichen Leibeigenschaft,

als daß sie in der Freiheit Noth litten? Wie vielmehr wird man lieber am Joche des Bittens und der Dankbarkeit ziehen, als ohne gehörige Befridigung seiner Bedürfnisse sein wollen! Man sucht also Wohlthäter; man wünscht sie aber auch, wenn man sie gefunden hat, zu behalten. Wie? wenn man sie nun sogar schon nicht anders finden kann, als daß man sie über seinen Kopf und über sein Herz gebieten lasse — wird man ihnen nicht mit beiden zu Gebote stehen? Gesetzt aber, man fände sie ohnedis, so wird man sie sich doch auf keinen Fall ohne Dankbarkeit erhalten können. Freilich besteht diese nun zwar eigentlich nur darin, daß man das erhaltene Gute auch gut anwende; werden die Wohlthäter aber auch damit zufriden sein? Sie sind Menschen; im Menschen liegts, wenn er fortdauernd Wohlthäter ist, über den, dem er es ist, eine Art von Herrschaft zu begehren — wär's auch nur Herrschaft über sein Gemüth. Dieser ist auch Mensch; im Menschen liegts, sich seinem beharrlichen Wohlthäter zu unterwerfen, und den Willen desselben zur Richtschnur des seinigen zu machen. Wenigstens weis Jeder, daß dis das bewährteste Mittel sei, sich seinen Wohlthäter auf immer zu versichern, und so sucht man stets noch mehr den Karakter desselben anzunehmen, um ihm stets noch gefälliger zu werden. Man unterdrückt die eigenen Einsichten und Ueberzeugungen, wenn der Fall kommt, daß sie seiner Denk- und Handlungsweise widersprechen; man gibt jene endlich ganz auf, und schliesst sich bei jeder Gelegenheit geradezu an diese an, ohne weiter Nachfrage bei sich selbst zu

halten, ob sie vernunftmässig und sittlichgut sei, oder nicht. Wohl dem also, der keiner immerwährenden Wohlthäter bedarf, sondern selbst sein zureichendes Auskommen hat! Ein arbeitsames und haushälterisches Leben ist der Weg dazu; man liebe also ein solches — so sichert man sich vor Mangel und vor Verlust seiner Freiheit zugleich. Mit dem zureichenden Auskommen sei man dann aber auch zufriden! Man braucht sonst in den mehresten Fällen dauerhafte Gönner, und mit den dauerhaften Gönnern gehts dann, wie mit den dauerhaften Wohlthätern; — man gibt auf dieselbe Weise, um sich ihre Gönnerschaft auf immer zu versichern, seine Selbstständigkeit an sie hin, setzt sich ihren Kopf auf, und lässt ihr Herz in seinem Busen schlagen.

9.

Man liebe in dem Geliebten nur sich! So eigennützig dis klingt, so leidet es doch die edelste Erklärung, und ist schlechterdings nothwendig; denn die Herrschaft, welche sich die Liebe anmasst, geht über Alles, sogar über orientalischen Despotismus. Setzen die Liebenden nicht selbst ihre Seligkeit darin, daß sie ein Herz und eine Seele sind? Kann es nun aber auch eine höhere Sklaverei wohl geben, als die, in die die Liebe versetzt, wenn man sich durch sie mit einem Andern zu einem Herzen und zu einer Seele erst machen läßt? Was heisst dis anders, als — ob man gleich ganz anders zu empfinden, zu denken, zu wollen und zu

handeln sonst pflegte, als er, weil man dazu seine Gründe hatte, sich doch nun durch ihn so übergewaltigen lassen, daß man, ohne sich weiter um Gründe zu bekümmern, und blos aus hinreissender Leidenschaft gegen ihn, ganz so handelt, daß es lässet, als wenn er es wäre, der handelt, völlig nur so will, wie er will, über Alles mit ihm gleich denkt, und sogar so empfinden zu müssen glaubt, wie er empfindet, kurz — daß man sein ganzes höheres Selbst an ihn abgibt, und nur in ihm moralisch fortexistirt? Wehe aber dem Liebenden, der mit dem Geliebten nicht schon vorher ein Herz und eine Seele war! dieser macht ihn nun gewis dazu; es wäre dann, daß er stärker wäre, und ihn dazu machte. Dann übte er aber auch ebenso die höchste Tirannei aus, wie er im andern Falle in die höchste Sklaverei geriethe. Genug, unter Liebenden, die nicht vorher schon Eins waren, macht der Eine von Beiden den Andern allemal zu seinem Sklaven, und das Sklavenloos zieht jederzeit der, der unter ihnen am innigsten lieben kann. Dieser liebt über Alles, und will über Alles wiedergeliebt sein; so verwandelt er sich ganz in den Geliebten, damit selbiger sein fremdes Selbst in ihm erblicken, und ihn wie sein eigenes Selbst zu lieben sich gezwungen fühlen möge. Alles, was der Geliebte an sich hat, findet er schön, und mus es um so mehr auch an sich haben; wären es auch Fehler, die jener anfzeigte — genug, der Geliebte zeigt sie auf, und sie lassen ihm schön; so vollenden sie auch die Schönheit des Liebenden. Seltsamer Schlus freilich; aber allerinnigste Liebe, Liebe über Alles schliesst nun ein-

mal so. Wer diesem totalen Freiheits- und Selbstverluste, den die Liebe drohet, entgehen will, der mus mit dem Geliebten schon ein Herz und eine Seele gewesen sein, ehe er ihn kannte, und mus ihn darum nur zum Gegenstande seiner Liebe gemacht haben, weil er ihn, als er ihn kennen lernte, als ein Herz und eine Seele mit sich fand. So höchstvollkommen dann auch die Uebereinstimmung mit ihm ist, so ist sie doch nicht erzwungen, sondern blos zufällig; er bleibt also frei bei ihr, und behauptet sein Selbst nach, wie vor, ob er gleich Eins mit ihm ist. Drum sehe man sorgfältigst darauf, daß man seine Liebe nur auf eine Person hefte, die man durchaus harmonisch mit sich findet, und in der man gleichsam sein zweites Selbst erblickt; d. h. man liebe in dem Geliebten nur sich!

10.

Man setze sich über den grossen Haufen weg, es koste, was es wolle! Dieser tiranisirt gern, wie die Liebe, und gebietet über Meinungen, wie über Sitten; ihm aber sei man am wenigsten zu Gebote. Weise und Edle stehen nie an seiner Spitze; so, daß es auch sogar zu viel Ehre für ihn wäre, wenn man auch nur die Vernunft erst befragen wollte, ob sie das, was er gebietet, billige. Will ja zuweilen ein Weiser sich an seine Spitze stellen, so duldet er ihn nicht lange, sondern vertreibt ihn in seine Zelle, und wirft Steine und Koth hinter ihn her. Man kann also vielmehr getrost gleich voraussetzen, daß seine

Gebote die Misbilligung der Vernunft haben. Er ist kleinlich, abergläubisch, grobsinnlich und — ganz egoistisch; dabei ist er im höchsten Grade veränderlich, gebietet heute diese Posse, morgen jene, vertauscht einen Aberglauben gegen den andern, macht bald dieses für Geist und Herz leere Vergnügen zur Mode, bald ein anderes, und bleibt sich in nichts gleich, als — im Egoismus. Ihm huldigen hiesse, geradezu seine Freiheit nicht nur wegwerfen, sondern selbst mit Füssen treten, und seine ganze sittliche Ausbildung mit eigener Hand zerstören. Nicht einmal, daß man auch nur den Schein annehme, als dächte man, um ihm zu gefallen, wie er, geziemt sich für den vernünftigen Mann. Allerdings wagt man dabei etwas; was ists aber gegen die Behauptung seiner Selbstständigkeit, seines Menschenrechts, schlechterdings nur die Aussprüche eigener Vernunft als Lebensmaximen anzuerkennen, und seines heiligen Berufs, nie wider besseres Wissen und Gewissen zu handeln? Was liegt daran, ob man von der Menge mit Ehre, oder mit Schande, mit Lob, oder mit Tadel, mit Beifall, oder mit Spott, bedeckt werde? Ihr Spott ist Erhebung, ihr Tadel Lob, ihre Schmähung Verherrlichung. Was ists weiter, wenn man von ihr nicht gesucht wird, keinen Zutritt zu ihr hat, an ihren Genüssen keinen Theil nehmen darf? Man verliehrt dabei im Grunde nichts von wahrem Werth. Ja, und wenn sie sich auch damit noch nicht begnügte, sondern ein wildes Geschrei erhübe, so, daß man schier nicht mehr öffentlich erscheinen dürfte, ohne Mishandlungen sich

ausgesetzt zu sehen — was wär's? Gibts keine Weisen mehr, bei denen man eine sichere Freistäte finden kann? keine Einsamkeit mehr, in der man bei seinem Kopfe und Herzen sich selbst genug sein kann? In diese flüchte man, wenn's einmal so sein soll, und lächle aus ihrem Schosse als ein freier Mann nach den Tausenden mitleidig hin, welche an ihren Kappen, deren eine immer bunter ist, als die andere, sich entzükken, und durch das Geklimper ihrer Ketten, die sie aus Mode tragen, sich selig fühlen.

Ueber die Beherrschung der Affekten.

Eine Vorlesung.

Was hülfe es uns, daß wir ganz unabhängig von Andern thun könnten, wie wir wollten, wenn wir dafür unsern Begierden die Gewalt einräumten, über uns nach Gefallen zu gebieten? In der That, dann wäre es besser für uns, wir ständen unter einem fremden vernünftigen Willen, der doch wenigstens die gröberen Ausbrüche unseres eigenen unvernünftigen verhinderte. Sklav ist auch Sklav, man sei es von Andern, oder von seiner niderern Natur. Ja, die letztere Art von Sklaverei ist noch ärger, als die erstere; denn in der ersteren hat man blos das Thun nicht frei, aber doch das Wollen, in der letzteren aber auch das Wollen nicht einmal. Unsere ausschweifendsten Leidenschaftlichen bilden sich zwar ein, daß sie sich in der höchsten Freiheit des Willens befänden; sie täuschen sich jedoch nur durch leere Worte. Freies Wollen ist nur da wahrhaftig, wo man nur so will, wie man einsieht, daß man wollen müsse, oder doch wollen dürfe. Keine fremde Vernunft soll über uns gebieten, aber auch kein eigener blinder Affekt, sondern blos die eigene Vernunft. Ein vernünftiges Wesen darf als ein solches

schlechterdings keine andere Abhängigkeit leiden, als — die von seiner Vernunft, oder es hört auf, ein solches zu sein. Je mehr es aber in dieser Abhängigkeit lebt, desto mehr behauptet es sich in seinem Karakter und in seiner Würde; desto freier ists, denn — es gebietet sich blos selbst.

Also — Herrschaft der Vernunft über die Affekten, und nicht Herrschaft der Affekten über die Vernunft!

Von völliger Zerstörung der Affekten kann hier schon darum nicht die Rede sein, weil Herrschaft über etwas und Zerstörung desselben himmelweit verschidene Begriffe sind; wer würde sich nicht entsetzen, wenn bei irgend einer menschlichen Angelegenheit diese Begriffe für gleichbedeutend gehalten würden? Wie könnte die Vernunft auch weiter über die Affekten herrschen, wenn sie sie einmal gänzlich vernichtet hätte? Sie soll aber fortdauernd über sie herrschen, lebenslang über sie herrschen — ja, ewig über sie herrschen. Davon ist hier die Rede. Es wäre aber auch Thorheit, wenn es ihr einfallen könnte, darauf auszugehen, die Affekten zu zerstören, oder sie doch so zu beseitigen, daß sie gar nicht weiter zum Vorscheine kämen — Thorheit von allen Seiten.

Die Vernunft liesse sich dadurch auf etwas Unmögliches ein; dis darf sie nicht, wenn sie nicht Unvernunft werden will. Unmöglich aber wär's, die Af-

fekten zu zerstören, weil sie in unserer Wesensbeschaffenheit selbst tief begründet sind, und also auch nur mit unserem Wesen zugleich aufhören können. Was sind sie denn weiter, als unsere von der Natur, es sei unmittelbar, oder mittelbar, uns eingepflanzten Triebe, die blos heftiger sich in Rege setzen, und dadurch ebenso das Gemüth bewegen, wie sie sich am Körper ausdrücken? Es müsten also die Triebe selbst ausgerottet werden, wenn die Affekten ausgerottet werden sollten; wenn die Triebe dann gar nicht mehr da wären, und sich gar nicht mehr regten, so könnten sie sich auch nicht heftig regen. Gibts nun nicht etwa auch irgendwo einen vor Heiligkeit absurdgewordenen Mönch, der sogar auf Ausrottung der Triebe dringt? So sage man ihm, daß es nicht wohl angehe, daß er sein Wesen zerstören, und doch auch ferner bestehen könne; man sage ihm vorzüglich, daß er sich davor hüten möge, daß ihn nicht bei seinem albernen Unternehmen, das ganze weise Räder- und Triebwerk seines Seins zu vernichten, der sinnlichste unter allen seinen Trieben mit viehischer Heftigkeit überfalle, und ihn so nicht blos lächerlich, sondern schändlich lächerlich, mache.

Ists nun aber unmöglich, die Affekten ganz zu zerstören, so ists auch ebenso unmöglich, zu machen, daß sie gar nicht zum Vorscheine kämen. Eine ganze Aussenwelt um uns her reitzt sie, und da sind wir wieder so eingerichtet, daß sie, sobald sie gereitzt werden, erscheinen müssen. Das einzige Mittel also, ihr Erschei-

nen von dieser Seite völlig zu verhindern, wäre, daß wir aus der Welt gehen müsten — und doch sollen wir in ihr bleiben? Was begehrt doch eine schwärmerische Sittenlehre nicht alles! Man soll aus der Welt gehen — man soll aus seinem Wesen gehen — — und das noch überdis dazu, um sein Wesen vollkommen zu machen, und in der Welt ein vollendetschöner Anblick zu sein. . . Die Affekten melden sich übrigens bei der Vernunft nicht erst an, daß sie kommen wollen; sie sind da, ehe sie sichs versieht, und sie verböte ihnen dann das Kommen zu spät. Wollte sie versuchen, ihnen das Kommen zu verbieten, ehe sie kommen, so ist die Frage — soll sie 's allen thun, oder nur einzelnen? Allen? ein allgemeines Verbot ist so viel, als kein Verbot. Einzelnen? welchen? Sie weis ja nicht immer, welche kommen wollen; so könnte sie wohl gar an einen Affekt gerathen, der nicht hätte kommen wollen, der nun aber wirklich käme, weil sie ihn selbst dadurch reg= te, daß sie 's mit ihm aufnimmt. Daß sie zum Affekt, wenn er da ist, spreche — werde nicht zu heftig — dis kann sie allerdings mit Anstand, dis soll sie sogar; daß sie aber sage — komm nicht — ist Thorheit, sobald er einmal gereitzt ist.

Wenns jedoch auch möglich wäre, daß die Vernunft die Affekten ganz zerstören, oder auch nur völlig auf die Seite schaffen könnte: so dürfte sie es doch nicht thun, wenn sie nicht ebenfals Unvernunft werden wollte; denn

sie handelte dadurch wider unser wahres höheres Interesse, und also wider sich selbst. Sollte denn der weise Urheber unseres Wesens uns blos zufällig so eingerichtet haben, daß unsere Triebe heftig, oder zu Affekten, werden können? Nein, gewis verfur er dabei ebenso zweckmässig, als bei Verleihung der Triebe selbst. Die Vernunft sieht in seine erhabenen Absichten dabei auch gleich ein; wie könnte sie diese also zu vereiteln trachten? Sie ists doch warlich nicht, die mit ihren kalten Demonstrationen allein von jeher Menschen zu den grössesten Gesinnungen bewegte, und zu den grössesten Thaten vermochte; der hinzu kommende warme, hohe und starke Affekt war's, der ihr dabei die besten Dienste thun muste. Sie wäre also sogar im höchsten Grade undankbar, wenn sie die Affekten verwüsten oder verstossen wollte; denn sie vermag nichts Vollkommenes ohne sie. Selbst alsdann, wenn sie in blos wissenschaftlichen Fächern auf das tiefsinnigste spekulirt, würde sie nicht lange aushalten, bliebe sie isolirt, und gesellte sich der Affekt, den man unaufhaltsamen, unzuermüdenden und unersättlichen Spekulirtrieb nennen mag, nicht freundschaftlich zu ihr. Im sittlichen Fache nun vollends kann sie der Affekten gar nicht entbehren, und es ist ohne diese für uns Menschen an keine sittliche Vollkommenheit zu denken. Dis war's, wohin ein alter Christenlehrer fingerzeigte, wenn er rief — seid brünstig im Geist! Nur ein feuriger Geist, nur die Vernunft, unterstützt durch hohen Affekt, ist des erhabensten Patriotismus und Heroismus, und aller jener unaussprechlichen Aufopferungen für fremdes und gemei-

nes Wohl, für Hauswohl, Staatswohl und Weltwohl, die uns unwidersprechlich zur höchsten moralischen Höhe erheben, fähig. Ja, auch manche gute That gegen Einzelne unserer Mitmenschen sogar hat ihre glückliche Vollendung, oft wohl gar ihr Entstehen selbst, weit mehr dem Affekt des herzlichen Mitleids, und den tiefen Rührungen, welche durch ihn die fremde Noth auf uns machte, zu danken, als dem Raisonnement. Vieleicht, daß wir wohl gar mit mancher Grosmuth zu Hause blieben, wenn wir nicht thäten, als wenn wir auf dieses gar nicht hörten . . . So ists dann ausgemacht, daß die Affekten an sich unsere sittliche Ausbildung keineswegs stören, oder verstümmeln, sondern sie vielmehr befördern und — vollenden. Dank also für sie dem, der sie uns gab! die Vernunft freue sich, daß sie sie zur Seite hat, und halte sie in Ehren!

Dis ist um so mehr ihre Schuldigkeit, da sie, wenn gemeinschaftliche Thätigkeit Vieler nothwendig ist, um grosses Gutes zu bewirken, oder schreckliches Elend abzuwenden, die Affekten selbst zu Hülfe rufen mus, um ihre heiligsten Plane durchzusetzen. Man möchte doch gewis fragen, wie Tausende bewegt werden sollten, rüstig und fortdauernd an etwas Hand anzulegen, und dafür alle ihre Kräfte zu wagen, wozu sie nicht gezwungen werden können, oder das sie gezwungen nur schlecht und ohne glücklichen Erfolg betreiben würden, wenn sie nicht durch bewirkte heftige Bewegungen ihres Gemüths dazu hochaufgereitzt und in Feuer und Flamme

gesetzt würden. Warum schleichen sie denn vorher nur so schneckenmässig dazu herbei, und warum will Keiner erst den Anfang machen? Kaum aber ist Jenes geschehen, so sind sie Alle schnell da, und Alle greifen an, und Alles geht auf das gewünschteste von statten.

Man kann sogar behaupten, daß die Vernunft selbst oft daran Schuld sei, wenn die Affekten sich regen. Nicht blos durch Eindrücke, welche die Aussenwelt auf uns macht, sondern auch durch Vorstellungen, werden sie gereitzt. Meinen wir denn dis nicht auch damit, so oft wir von Beweggründen sprechen? Was soll denn durch solche Gründe anders bewegt werden, als das Gemüth? und verstehen wir nicht unter den Affekten Gemüthsbewegungen? Haben wir nicht auch selbst schon Erfarungen davon genug gemacht, daß wir blos durch eine Reihe von Argumenten, die wir uns deutlich und wiederholt vorhielten, in die grösseste Lebhaftigkeit für etwas geriethen? Wie? und die Vernunft sollte ihr eigenes Machwerk verachten können?

Wollte sie aber etwa glauben, doch dann wenigstens die Affekten mit Recht verachten zu dürfen, wenn sie, von ihr ungerufen, und ohne ihren höheren Anreitz hervortreten: so mus hier auch das Letzte noch gesagt werden, nehmlich — daß die Vernunft auch hierüber vielmehr froh zu sein Ursache habe, weil die Affekten sogar zuweilen ihre Stelle vertreten

müssen. Dis ist allemal alsdann nothwendig, wenn äuserstschnell ein Entschlus gefasst werden mus, so, daß gar keine Zeit da ist, erst Ueberlegungen anzustellen. Was sollte da werden, wenn der Affekt nicht von freien Stücken herzueilte, und uns auf der Stelle in diejenige Thätigkeit setzte, in welche uns die Vernunft erst viel zu spät setzen würde? Wie wir nun dann thätig sein werden, das ist freilich noch die Frage; die Erfarung lehrt aber, daß in den Mehresten solcher Fälle der Affekt gleichsam zur Vernunft werde, sehr richtig uns thätig mache, und uns so vollkommen zu Werke gehen lasse, wie es uns die Vernunft nur bei ihrer höchsten Anstrengung lehren könnte.

Dis ist das Gute, welches die Affekten haben, und wir kämen ohne sie auf keiner wünschenswerthen Seite so weit, als wir wirklich kommen; freilich aber können sie auch viel Böses stiften, und uns auf den verfluchtesten Seiten fürchterlichweit bringen. Sie sind den Segeln gleich, die das Schif geschwinder und glücklich in den Hafen bringen, wenn — ein guter Steuermann dabei ist, die es aber auch scheitern machen, sobald 's an diesem fehlt. Sie haben Aehnlichkeit mit den elektrischen Schlägen, die Lahme gehend machen, aber auch den rüstigsten Mann zu Boden strecken können. Daß sie nun ihr Böses nicht stiften, wohl aber ihr Gutes gewiß stiften — dis ist Sache der Vernunft, die sie nicht über sich, sondern nur zur Seite bekam. — Alles, was dazu gehört, um solches zu bewirken, begreifen wir

unter Herrschaft der Vernunft über die Affekten, und — wie gesagt, wer wären wir, was würden wir, wenn wir uns diese nehmen lieffen? An eine friedliche Theilung der Herrschaft etwa, an eine Gesamt- oder Zugleichherrschaft der Affekten und der Vernunft mögen wir auch nur nicht einmal denken; sie ist nicht ausführbar, und es liefe am Ende doch wieder auf eine Oberherrschaft hinaus, die sich die Vernunft wiederum nicht nehmen lassen dürfte, wenn wir nicht ebenfals mit unserer ganzen Freiheit, Sittlichkeit und Menschheit zu Grunde gehen wollten.

Wir haben vorhin erwähnt, daß es freilich Fälle gebe, wo die Affekten die Stelle der Vernunft vertreten müssen, weil allerschnellster Entschlus nothwendig ist, vor dem keine Ueberlegung Statt findet; unter diesem Vorwande aber werden die Affekten nicht ermangeln, sehr oft auch in andern Fällen unsere Handlungsweise anzuordnen. Dis dürfen wir nicht zugeben, sondern müssen gleich hier unsere Herrschaft über sie zuerst ausüben.

Die Frage — ist wirklich keine Zeit da, Ueberlegung erst anzustellen, auch die geringste nicht? — mus es da sein, die wir uns zu thun gewöhnen, sobald ein Affekt im Hui erwacht, hoch erwächs't und uns zu handeln drängt. Sobald dann auch nur einige Zeit offenbar da ist, müssen wir überlegen, ob das, was der Affekt zu thun uns auffordert, auch vernunftmässig, gut und erlaubt sei. Finden wir es nicht so, so müssen wir es

schlechterdings nicht thun, und, wenn es für unsere Sinnlichkeit noch so viel Angenehmes hätte, sondern müssen den Affekt mit seinen Forderungen zurückweisen. Geschähe dis nicht, so wäre er Herr über uns, und nicht wir über ihn. Wer sich aber zu jener Ueberlegung nicht einmal Zeit nimmt, ob er sie gleich hat, von dem sagt man, daß er aus blindem Affekt handle.

Herr über uns wird jeder Affekt allemal gewis, wenn er allzu heftig wird; er erschleicht die Herrschaft über uns alsdann nicht etwa — er erstürmt sie. Im Zustande der heftigsten Gemüthsbewegung nehmlich hört aller gehörige Gebrauch der Vernunft auf; zur Ueberlegung ist keine Ruhe da; die Vorstellungen verdunkeln sich erst, und verwirren sich dann, so, daß man gerade das Gegentheil von dem thut, was man sonst zu thun sich zur Pflicht und Regel macht. Allerdings ist hier nur noch von einzelnen Ausbrüchen der Affekten die Rede; inzwischen leuchtet es doch gleich ein, daß sie, die unserer sittlichen Ausbildung sonst so zuträglich werden können, auf solche Weise doch schon sehr verderblich für sie werden. Statt, daß sie, wie es ihr Amt ist, das ihnen der Einrichter unseres Wesens anwies, uns in Ausübung unserer Pflichten stärken sollten, halten sie uns dann davon ab, und verleiten uns wohl zu den schwersten Uebertretungen derselben. Gott! was vermag der Mensch nicht Alles zu thun, wenn er in der höchsten Hitze des Affekts ist, und völlig einem Wahnsinnigen gleicht! Greuel übt er aus, die auch das unterste Menschengefühl empören, und de-

rentwegen er sich selbst verabscheuet, sobald der Affekt nachlässt, und er wieder in den Zustand der Besonnenheit zurücktritt. Hat der Affekt aber einmal eine solche Höhe erstiegen, so ist man völlig auffer Stande, ihm weiter Widerstand zu thun; was also geschehen soll, mus vorher geschehen, und man mus ihm zuvorkommen, daß er nicht so heftig werde.

Das schlimmste ist, daß jeder Affekt, wenn er zu heftig wird, durch jeden einzelnen Ausbruch, der ihm gelingt, eine Disposition im Gemüth für sich bildet, und sie von Zeit zu Zeit vermehrt, so, daß er bei jeder neuen Reitzung hernach, zuletzt sogar bei der unbedeutendsten, gleich wieder die alte Höhe ersteigt, die er nun schon zu ersteigen gewohnt ist. Dis kann so weit gehen, daß er endlich gleichsam in immerwährender Heftigkeit sich erhält, und alsdann heisst er — Leidenschaft.

Da bedarf es dann nun wohl keines Beweises, daß ein solcher Seelenzustand unter aller Würde und Natur des Menschen sei; — keines Beweises, daß hierin nicht nur die höchste Herrschaft, sondern sogar die scheuslichste Tirannei, bestehe, welche die Affekten ausüben können; — keines Beweises, daß wenn einzelne Ausbrüche heftiger Begierden schon die Sittlichkeit des Menschen herunterbringen, unaufhörlich auf einander folgende sie ganz und gar zerstören müssen. Hier ist also das allerhöchste Böse, was die Affekten stiften können; sie verwandeln den Menschen in ein blosses Thier, das nur — noch so

aussieht, wie ein Mensch, und das bald Löwe, oder Bär, bald Fuchs, oder Kater, bald Hengst, oder Ziegenbock, u. s. w., ist. Ob einem einmal so tief gesunkenen Menschen noch zu helfen sei??? Antwort — schwerlich!!!

Wenn alsdann, sobald der Affekt bei einzelnen Ausbrüchen aufs Höchste gestiegen ist, weiter kein Rath ist, als daß man ihn toben lasse, was für Rath soll für den sein, bei dem er sich gleichsam immerwährend auf dieser Höhe erhält? Er tobt sich todt, und den zugleich, der sein verworfener Sklave ward. Soll dis nicht geschehen, so wäre noch ein einziges Mittel übrig, nehmlich — daß dieser Sklave, da er doch nun einmal Sklav ist und bleibt, in einer vernünftigen Stunde, wenn sie ihm seine allgemishandelte sittliche Natur noch allbarmherzig schenkte, den Entschlus, wie von Gott eingegeben, fasste und auf der Stelle, ehe er ihm wieder leid würde, ausführte, lieber Sklav eines vernünftigen Andern, als seiner eigenen thierischen Leidenschaft, zu sein, und sich diesem so hin- und überzugeben, daß er ohne die geringste Widerrede nur das thäte, was selbiger ihm gebietet, oder erlaubt, und sich auf den entgegengesetzten Fall sogar phisischen Zwangsmitteln unterwürfe; — er selbst ist ganz und gar unvermögend, sich zu helfen, und die Leidenschaft würde ein Hohngelächter über ihn aufschlagen, daß er ihre Ketten, mit denen sie ihn so fest umschnürt hat, daß er kaum noch athmen mag, von sich schütteln wolle.

Möchten dis doch alle diejenigen bedenken, welche über einzelne Ausbrüche heftiger Affekten weg sind, sie zu den menschlichen Schwachheiten rechnen, und daher sie sich oft erlauben! Dis ist eben der Weg zu den Leidenschaften; wen also vor dem völligthierischen Zustande derselben ekelt, der komme aus allen Kräften zuvor, daß er nicht in ihn gerathe; er komme besonders dadurch zuvor, daß er sich vor öfterem Heftigwerden eines und desselben Affekts hüte. Hievor hüte er sich dadurch, daß er sich auch vor seltenerem Heftigwerden desselben verwahre, und hievor verwahre er sich wieder dadurch, daß er nie einen Affekt allzuheftig werden lasse; und — so sind wir dann wieder da, wo wir vorhin abbrachen. . .

Wie kommen wir zuvor, daß irgend ein Affekt in uns nicht allzuheftig werde?

In der Regel überfällt uns kein Affekt urplötzlich und äuserstheftig zugleich — den Affekt des Erschreckens abgerechnet, doch nur auch unter Umständen; da uns dieser aber an sich höchst zuwider ist, so haben wir nicht zu besorgen, daß er unser Lieblingsaffekt werden werde. Sollte irgend ein anderer Affekt bei diesem und jenem Menschen dieselbe Ausnahme machen, so ist die Ursache davon auf jeden Fall blos körperlich, und so wird jeder wirkliche Arzt dafür Mittel wissen. Gewöhnlicherweise fängt der Affekt, wie Alles an, in und um uns, klein an, wächset, freilich bald langsamer, bald ge-

schwinder, je nachdem der Reitz ist, den er erhält, oder nachdem er schon Disposition für sich findet, ersteigt aber doch nur dann eine uns entehrende Höhe, wenn wir selbst dazu behülflich sind, wär's auch nur dadurch, daß wir gar nichts gegen ihn thun, sondern ihn walten lassen. Sobald wir also durch ihn so unruhig werden, daß uns die Zusammenreihung unserer Gedanken nicht mehr recht glücken will, oder es diesen an der gewöhnlichen Klarheit zu gebrechen anfängt, und unser Körper selbst ohne unser Zuthun auf irgend eine Weise sehr in Bewegung geräth, ist es Zeit, daß wir uns gegen den Affekt aufmachen.

Was ists, das ihn so gewaltig erhebt? Ein wirklicher Gegenstand, oder ein blosses Bild in der Seele? Es sei, was es sei — weg mit dem Gegenstande, mus es da gleich heissen, weg mit dem Bilde! Je länger wir dabei verweilen, desto mehr stärkt sich durch den Anblick davon, oder durch die Vorstellung davon, der Affekt, wie er dadurch entstand. Sind wir also nicht selbst Schuld daran, wenn dis geschieht? So viel werden wir aber doch wohl noch vermögen, daß wir den Gedanken — weg damit! — finden können? Sobald wir ihn nun gedacht, müssen wir, wenns einen Gegenstand betrift, entweder seinen Ort, oder unsern Ort, verändern, ihn von uns, oder uns von ihm, wirklich entfernen. Betrifts aber ein Bild in der Seele, eine Idee, so müssen wir uns, wenn wir müssig waren, gleich mit etwas beschäftigen, oder, wenn wir schon etwas verrichteten, eine andere Verrichtung ergreifen. In beiden Fällen wird dann unsere

Aufmerksamkeit von dem, was den Affekt empörte, ab- und weiter geleitet; andere Vorstellungen kommen in die Seele, und verdunkeln und entkräften durch ihre Klarheit und Lebhaftigkeit die vorigen. Fürwahr, ein sehr einfacher Kunstgrif, den wir auch weit öfter in unserer Gewalt haben, als nicht, um den gröbsten Ausschweifungen auszuweichen! So rettete oft ein einziger Gang ins Freie, ein Gang aus Haus in Haus, ein Gang ans Fenster Vernunft und Tugend; so wurden oft Zorn und Gram, Sehnsucht und Verzweiflung nicht nur verreifet, sondern auch vergraben, verarbeitet, verrechnet, versungen und vergeigt. Am glücklichsten geht dieser Vorbau gegen Wut eines Affekts von statten, wenn man die Veränderung des Orts und der Beschäftigung, oder auch nur die Zerstreuung, so wählt und trift, daß dadurch der entgegengesetzte Affekt gereitzt wird. Vor ähnlicher allzugrosser Heftigkeit desselben sogleich darf uns nicht bange sein, denn unser Gemüth thut keinen Sprung von einem Extrem zum andern; er wird also höchstens nur gerade die Stärke erreichen, welche den Tobenden am besten bändigt, und also von uns zu wünschen ist. Eine weise Verwechselung der Einsamkeit mit der Gesellschaft, der Gesellschaft mit der Natur, des blossen Zeitvertreibs mit einem schweren Geschäft, des Geschäftsdrucks mit einem geistigsinnlichen Vergnügen, des Freudenorts mit einen Jammeraufenthalte, der Unterhaltung mit Grossen mit der Unterhaltung mit Kindern, eines Gesprächs mit dem andern u. s. w., thun da auf der Stelle wohl halbe Wunder.

Ist dieser einfachste aller Kunstgriffe zur Beschränkung des zur völligen Ausschweifung sich anschickenden Affekts aus irgend einer Ursache zuweilen nicht ganz anwendbar, so ist er's vieleicht doch halb; d. h. steht es uns nicht frei, zu sagen — weg mit dem, was ihn so gewaltig erhebt! — so hat dis wohl auch andere Ansichten, die ihn, sobald wir sie ins Auge fassten, niderhalten würden, und so mus es heissen — weg mit der Seite, von welcher es ihn so gewaltig erhebt! Wenden wenigstens dürfen wir es doch, wenn wir auch dabei verweilen müsten; oft wendet es sich zufälligerweise wohl selbst. Schnell dann die Seite, von der es ganz andere, oder gar entgegengesetzte Eindrücke und Vorstellungen erregt und macht — wenn es dergleichen darzeigt — ergriffen und festgehalten, so ist die Wut des Affekts vereitelt. Ein Beleidiger z. E., bei dem wir ausharren müsten, brächte uns gegen sich auf, und wir fingen schon an äuserstböse auf ihn zu werden; so geschehe die Frage nur von uns an uns — wer ist er übrigens? Ist er dann etwa unser Freund, wohl gar unser Glücksbeförderer, oder ist er ein Schwachkopf, der nicht recht weis, was er thut, ein Brausekopf, ders nicht so meint, wie es lässt, so wird in den ersteren Fällen das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn, und in den letzteren eine Art von Mitleid mit ihm, unsern Ingrimm auf ihn mässigen. Oder die Vorstellung eines gehabten Verlusts versetzte uns in tiefe Traurigkeit, und wir näherten uns schon der Schwermut; so müsten wir uns fragen — sichert uns dieser Verlust nicht etwa vor einem andern noch schmerzhafteren?

bahnt er nicht etwa selbst den Weg zu irgend einem beträchtlichen Gewinn? Fänden wir dann das Eine, oder das Andere, an ihm, so würde in jenem Falle Zufriedenheit mit der uns doch gewis willkommenen Sicherung, und in diesem die aufstrahlende Hofnung unsern Gram in seine gehörigen Schranken zurückbringen.

Trift sichs aber, daß wir nicht nur bei dem, was unsern Affekt aufs Höchste zu bringen droht, verweilen müssen, sondern daß auch alles Wenden desselben vergeblich ist; können wir weder sprechen — weg damit ganz! — noch — weg mit der affekterhitzenden Seite desselben! — so werden wir doch wohl zu uns selbst sprechen können — „behalt den Kopf oben!“ —? Dis Wort hilft, und mus helfen, sobald wir es nur recht deutlich vernehmen. Damit wir es nun aber allemal zu rechter Zeit finden, und es uns stark genug zurufen, so müssen wir uns recht an dasselbe gewöhnen, und müssen es mit allen heftigen Affektvorfällen aufs innigste verketten; so oft dann ein solcher eintritt, wird er es auch selbst der Seele in den Mund legen. Der Augenblick, in welchem wir dis Wort hören, ist der, den wir zur Rettung unserer Freiheit und Sittlichkeit sogleich dadurch benutzen müssen, daß wir uns einen oder mehrere der stärksten Gründe, welche der uns überwältigen wollende Affekt besonders wider sich hat, lebhaft vorhalten. Er ist auf jeden Fall der geschickteste dazu, daß diese Gründe von uns gehörig gefühlt werden und wirken können; die Sache ist nur gleichfals wieder, daß die Gründe

selbst alsdann uns auch beifallen, und wirklich gegenwärtig werden. Dis werden sie aber auch ebenfals gewis, wenn wir sie durch öfteres Zusammendenken an den heftigwerdenden Affekt fest ketten; so oft dieser dann heftig werden will, wird er selbst sie der Seele vorführen, weil sie seine von uns ihm gegebenen treuen Begleiter sind.

Hier beruhet nun das Hauptsächlichste darauf, daß wir uns selbst recht kennen, um genau zu wissen, welche Affekten bei uns vor andern am meisten nach der Herrschaft über uns streben, und am gewöhnlichsten heftig zu werden pflegen. Die Gründe, welche diese ausser den allgemeinen noch besonders wider sich haben, müssen wir dann recht studiren, uns am allertiefsten eindrücken, in seelenruhigen Stunden, die wir blos für unser Herz und für unsere sittliche Ausbildung verleben, uns immer wieder auf das deutlichste und lebhafteste zugleich vorstellen, und sie an die Lieblingsaffekten selbst knüpfen. Wer so thut, über den wird auch sein vorzüglichster und gleichsam natürlicher Affekt nicht leicht Herr werden. Leider aber studirt man grösstentheils die Gründe, welche solche Affekten wider sich haben, zu denen man selbst schon nicht aufgelegt ist, und die man, weil man sie selbst verachtet, nicht verächtlich genug gemacht werden sehen kann. Dis heisst, sein Herz von einer Seite her befestigen, auf welcher es aus Natur, Temperament und Erziehung schon an sich fest und stark genug ist.

Bis hieher war die Rede davon, was man auf der Stelle zu thun habe, wenn irgend ein Affekt sich zur höchsten Heftigkeit schon zu erheben droht; man kann aber auch vorher, ja, von weitem schon guten und grossen Vorbau treffen, daß er so weit gar nicht komme.

Kennen wir die uns gefärlichsten Affekten erst — welches doch in der That von jedem nicht ganz leichtsinnig lebenden Menschen zu erwarten ist — so wird es uns auch leicht werden, die Gelegenheiten zu erkennen, welche sie ganz besonders reitzen, und reitzen müssen. Weg mit diesen! — mus auch da unser Wahlspruch sein, den wir treu befolgen, so oft wir können und dürfen. Wozu wollten wir unsere Sittlichkeit ohne Noth in Gefar bringen? Etwa, um ihre Stärke zu prüfen? Dazu ists an solchen Gelegenheiten genug, welchen wir nicht ausweichen können; in diesen mögen wir unsere sittliche Stärke zeigen, um uns an ihr zu ergötzen. Es ward zwar vorhin erwähnt, daß es, wenn irgend ein Affekt einmal gereitzt ist, zu spät sein würde, wenn die Vernunft ihm dann das Kommen verböte; wenn wir aber doch wissen, durch welche Veranlassungen der Affekt, welcher unter allen bei uns prädominirt, gewis gereitzt wird, so können wir ihm das Kommen allerdings dadurch verbieten, daß wir diesen Veranlassungen weise aus dem Wege gehen. Thun wir dis nicht, da wir doch könnten, wenn wir nur wollten, so ists so gut, als wenn wir ihm das Kommen sogar geböten; statt, daß wir, wenn er auf solche Weise nicht durch unsere eigene Schuld käme,

auch dann nicht nöthig hätten, zu ihm zu sagen — werde nicht zu heftig! Dieses ebenfals ganz einfache Mittel, der Heftigkeit der Affekten sogar in voraus entgegen zu arbeiten — das Gelegenheitsausweichungsmittel — ist vorzüglich jungen Leuten zu empfehlen, die noch äuserstreitzbar sind, und deren Karakter noch keine feste Selbstständigkeit hat. Der Nichtgebrauch desselben hat fast immer zu der Zeit die traurigsten Folgen für ihre Sittlichkeit, wann sie aus dem elterlichen Hause, wo es ihnen an Gelegenheiten, auszuschweifen, fehlte, in die Welt eintreten, wo sich ihnen dergleichen von allen Seiten in Menge darbieten.

Sehr heilsam ists auch, wenn man im Gegentheile gern in solche Gelegenheiten eingeht, sie wirklich sucht und sich gar macht, in welchen der Lieblingsaffekt nicht nur keine Pflege findet, sondern statt des Reitzes gar Gegenreitz antrift. Seine Kraft, sehr heftig zu werden, wird dadurch wirklich geschwächt, und die Haupt- und Nebenideen, welche von dergleichen affektwidrigen Lagen in der Seele zurückbleiben, thun ihr sogar in den affektreizzendsten Lagen hernach noch gute Dienste. Folgen diese vollends unmittelbar, oder doch bald, auf jene, so ist der Segen, welchen solche Ideen für das Gemüth stiften, unausbleiblichgewis und sehr gros zugleich. Sollte z. E. ein zu jovialischer Freude geneigter Mensch in einer lustigen Gesellschaft sich wirklich in der Freude übernehmen können, wenn er nach dem Besuche einer unglücklichen

Familie in sie geht, oder an demselben Tage an einem Krankenbette sas, von einem Sterbenden Abschied nahm?

Von weitem sogar schon bauen wir der zu grossen Heftigkeit aller Affekten dadurch glücklich vor, wenn wir uns in der hohen Weisheit üben, unsere Begriffe von allem Guten und Bösen, welches Welt und Leben für uns haben, vor jeder Ueberspannung zu schützen, und sie zu mässigen. Das höchste Gut ist und bleibt für uns unsere sittliche Güte, wie das höchste Uebel der Verfall derselben.

Jeder sieht ja doch bald ein, daß alles Uebrige, was unsern ganzen Zustand betrift, nicht allein blos vorübergehende Erscheinung und vorübergehende Empfindung sei, sondern daß es auch, wenn es vorüber ist, gar nicht mehr das in unsern Augen sei, was es war, als es da war, oder bevorstand, und daß es, je länger es vorüber ist, desto Weniger uns werde, und nach vielen Jahren uns oft gar Nichts mehr bleibe. Wie denken wir z. E. nach langer Zeit über Beleidigungen, durch die wir, als sie uns geschahen, in den höchsten Zorn geriethen? wie über Verluste, die uns, da wir sie erfuren, beinahe zur Verzweiflung gebracht hätten? wie über Ereignisse, deren blosse Hofnung uns schon mit Entzücken, oder deren blosse Furcht uns schon mit Entsetzen erfülte? wie über die Freuden, die uns die Liebe durch Vereinigung schuf, und über die Leiden, die sie uns durch Trennung machte? Ein Jeder, der schon bejahrt ist, frage sich selbst hierüber,

und, wer noch jung ist, glaube den Antworten, welche ihm andere Bejahrte darauf geben. Bringen wir es nun bei uns selbst nur dahin, daß wir alle Beschaffenheiten und Veränderungen unseres Zustandes auffer den sittlichen nur für Nebensachen achten, so wird, so oft sie durch ihren Eintritt irgend einen Affekt in eine tumultuarische Bewegung setzen wollen, der Gedanke — „es ist das nicht, was du dir vorstellst — so Viel ist nicht dran, als du denkst — nach Jahren wirst du anders darüber denken“ — bald bei der Hand sein, und den Tumult des Gemüths verhindern.

Uebrigens darf es wohl kaum erst noch in Erwähnung gebracht werden, daß öftere Betrachtungen über das Unwürdige, welches alle zu heftig werdende Affekten für uns haben, uns immer mehr vor der Uebergewalt jedes Affekts schützen. Sie mögen zu den angenehmen, oder zu den unangenehmen, oder zu den gemischten, gehören, so schaden sie nicht nur, wenn sie wild und tobend werden, der Gesundheit, dem wirklichen Lebensgenusse und dem Leben selbst, und verwandeln also den, der sich ihnen überlässet, in einen unnatürlichen Selbsthasser, sondern stehen auch ganz im Widerspruche mit seiner höheren Natur, lassen diese entweder kaum noch an ihm durchblicken, oder ziehen sie ihm gar gleichsam ganz aus, und geben ihm so bald das Ansehen eines läppischen Kindes, bald eines seelenlosen Schwächlings, bald eines Vieh's. Dis oft mit stillem Ernst und mit Ach-

tung für seine Menschheit erwägen, und es sich durch den Anblick derer, denen es so geht, sowohl während des Tumults ihrer Affekten, als auch nachher, versinnlichen, wird uns zuletzt mit Ekel sogar vor dergleichen Zuständen erfüllen, und es wird uns gleichsam zur andern Natur werden, zu den Gegenständen oder Ideen, die uns in sie versetzen wollen, zu sprechen — weg mit euch! — und zu uns selbst — behalt den Kopf oben!

So kommen wir einzelnen überheftigen Angriffen und Uebergewaltigungen der Affekten nah und fern zuvor; so bauen wir also auch am allergewissesten jeder Leidenschaft vor. — Da aber die Affekten unserer sittlichen Ausbildung auch höchstbeförderlich werden können, und da wir grosses Gutes ohne sie entweder gar nicht, oder doch nur sehr schwer und langsam, vollkommen zu verrichten und zu bewirken im Stande sind: so besteht auch ein sehr wesentlicher Theil der Herrschaft der Vernunft über sie darin, daß sie sich ihrer dazu oberherrlich hedient, und daß sie ihr dabei zu Gebote stehen müssen, sobald sie sie zu Hülfe ruft. Sie kann dis, wie wir gehört haben, und, wenn sie auch zum Affekt, wenn er schon gereitzt ist, vergeblich spricht — komm nicht! — so stehts doch bei ihr, zu ihm, wenn er nicht kommt, zu sprechen — komm! Durch ihre Demonstrationen bewirkt sie es; diese müssen aber deutlich und angreifend sein. Dann wird dadurch der Affekt, auf den sie es abzielt, ebenso gereitzt, wie in andern Fällen durch äuserliche Gegenstände, oder

durch Bilder der Fantasie, und gibt der Vernunft dafür zu ihren Entschlüssen Wärme, und zu ihren Handlungen Leben, Kraft, Eifer und Muth zurück.

Damit dis gewis geschehe, so oft wir wollen, ist es freilich nothwendig, daß wir uns gewöhnen, am Sittlichen mehr Interesse zu finden, als am Sinnlichen, und jederzeit warm für das Gute und wider das Böse zu sein. Ein feines und bei dem geringsten Anlas gleich waches und reges Gefühl für Wahrheit, Tugend, Recht und Menschenwohl werde die Grundstimmung unseres Gemüths; so wird auch die erste Demonstration gleich, daß dis oder jenes auf jene ehrwürdigen und heiligen Dinge grossen Bezug habe, das Gemüth in heftige Bewegung ihretwegen sezzen. O daß doch bei der Erziehung schon, nicht für die Bildung oder Erschaffung dieses Gefühls erst, — denn es ist jeder Menschenseele von dem Allschaffenden und Allbildenden schon mitgegeben — sondern für die Ausbildung und Entwickelung desselben, auf das zärtlichste gesorgt würde! Daß jeder so Erzogene es im Umgange mit der gewöhnlichen Welt, wo es durch überall laute schlechte Grundsätze und durch überall erblickte noch schlechtere Beispiele so leicht wieder abnimmt, durch Beherzigung seiner grossen Bestimmung und durch angestrengtes Anschaun jener wunderschönen Exempel, welche Männer aus der ungewöhnlichen Welt, dergleichen es doch auch zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen gab, darreichten, immer wieder aufzufrischen, zu beleben und zu stärken suchte!

Ist dann dieses edle Gefühl für alles Wahre, Gute, Gerechte und Gemeinnützige gehörig da, dann rechne die Vernunft mit Zuverlässigkeit auf die guten Dienste der Affekten, so oft sie sie begehrt. Sie fordere sie, sobald Böses zu verhindern, oder Gutes zu bewirken ist, getrost auf, wie ein Befehlshaber seine Untergebenen; sie fordere sie um so nachdrücklicher auf, je grösser das zu verhindernde Böse und das zu bewirkende Gute ist, und die Affekten werden sogleich dienstlustig und dienstfertig sich stellen. Sie regire sie dann während ihrer Thätigkeit; sie halte sie bald wieder an, bald lasse sie ihnen wieder den Zügel, je nachdem sie es für zweckmässig findet, und sie werden zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit den Dienst verrichten. Seraphsthaten, Götterthaten stellt der Mensch durch Brünstigkeit im Geiste auf, und erhebt sich so durch seine Affekten bis zum Throne des allthätigsten und allreinesten Geistes, und wird unsterblich schon auf der Unterwelt. Wer so einen Menschenanblick auch nur einmal gehabt hat, der söhnt sich mit der menschlichen Natur, die so seltsam eingerichtet ist, daß sie die höchste Höhe ersteigen, und die tiefste Tiefe ersinken kann, bald aus, und vergisst darüber der unzähligen Anblicke blosser menschlichen Stallkreaturen. Wer aber so einen Anblick an sich reicht, der ist hier schon der Seligen Einer, und lebt hier schon wie auf ihren Inseln, oder wie in Elisium, oder wie im Himmel.

Der mäßige, der keusche und der arbeitsame Karakter.

In Schilderungen,

die sowohl ihre Segnungen, als ihre Züge, enthalten.

I.

Der mäßige Karakter.

Der menschliche Körper hat nicht nur das allgemeine Vermögen, sich zu nähren, und kann ohne Nahrung nicht bestehen, sondern er ist auch so eingerichtet, daß sich ihm der unübersehbarste Ernährungskreis öfnet. Wo es nur Pflanzen und Thiere gibt, da ist der Mensch auch geborgen, er lebe im Süden, oder im Norden. Seine Vernunft kommt dazu, und macht ihn geschickt, das für ihn Geniesbare und Nahrhafte überall zu finden, und Vorrath davon nicht nur zu samlen, sondern auch wohl aufzubewahren. Sie lehrt ihn, durch zweckmäßige Zubereitung seine Nahrungsmittel ins Unendliche zu vermehren, und setzt ihn in den Stand, ihren Genus für sich auch höchst angenehm zu machen. Hierbei befindet er sich offenbar noch besser; sein Körper ist nicht nur auch so eingerichtet,

daß er ihn feierlich dazu einladet, sondern seine Geisteshei=terkeit gewinnt auch dadurch, und er wird zu allem Gu=ten mehr aufgelegt.

Dis alles vorausgesetzt — so ist alles Fasten ohne Noth völlig unnatürlich, und die freiwillige Uebernahme desselben braucht nur dann Statt zu finden, wenn es un=ter Umständen Magenkur werden kann, oder wenn man irgend etwas Gutes von Belang sonst nicht thun könnte. Eine fortgesetzte übertriebene Strenge gegen sich beim Ge=nus der Nahrungsmittel, die eine Art von immerwähren=dem Fasten ist, streitet ebenfals gegen die ganze Einrich=tung des Menschen, und erzeugt nicht nur Schwächlinge, sondern auch sogar Fantasten. Und — warum sollte sich der Mensch auch ohne Noth von gewissen Nahrungs=mitteln gänzlich enthalten, oder an gewisse andere sich blos binden, da die ihm so wohlwollende Natur alles Ge=niesbare zum Genossenwerden bestimmt, und Abwech=selung darin für ihn so reichlichst besorgt hat, bei der auch nur seine Gesundheit und Munterkeit zum besten gedei=hen? Ja, warum sollte er nicht auch sogar für seinen Wohlgeschmack sorgen, und sich angenehm zu nähren su=chen, da auch hierzu Alles für ihn veranstaltet ward, und er dabei noch vollkommener lebt? Wenigstens darf Nie=mand in allen diesen Dingen etwas Verdienstliches suchen, oder, wenn er aus Aberglauben, oder Geitz, bald ganz, bald halb, fastet, oder elend sich nährt, dis Mäßig=keit nennen.

Der Begrif der Mäßigkeit an sich setzt ja offenbar voraus, daß genossen, mit Abwechselung genossen, und angenehm genossen werde; wie kann man denn sonst von Mäßigung in allen diesen Stücken reden, wenn sie gar nicht vorhanden wären? Der Karakter der Mäßigkeit im Essen und Trinken besteht also darin, daß man bei Bestimmung der Quantität und Qualität desselben, oder in der Portion, in der Abwechselung, und in der Auswahl des Besseren immer nur so weit geht, als es der Gesundheit an Leib und Seele zuträglich ist. Die Natur hat, um den Erhaltungstrieb noch mehr zu stärken, jeden Nahrungsgenus für den, der wirklich hungrig und durstig ist, mit Vergnügen verbunden; Abwechselung erhöhet dasselbe, feine Zubereitung noch mehr. Der Mäßige unterscheidet sich dadurch vom Unmäßigen, daß er in der Regel dieses Vergnügen nur zur Nebenabsicht bei allem Essen und Trinken macht, und die Hauptsache, daß er durch selbiges fortdauern, und menschlich fortdauern möge, in gerader Linie vor Augen behält.

Er stillt also seinen Hunger und Durst, durch welche sein Körper Speise und Trank überhaupt zum weiteren Bestehen, und in zulänglichem Masse zum Wohlbestehen, fordert; er isst und trinkt sich satt, aber nicht — übersatt. Wie er keine Uebungen seiner Enthaltsamkeit an den ersten Bedürfnissen anstellt, so befridigt er diese auch nur, und, wie er Gott durch Nichtgenus seiner Gaben nicht verehren zu können glaubt, so versündigt

er sich auch an dem wohlthätigen Geber nicht durch schwelgerischen Genus. Sein inneres Gefühl sagts ihm in den mehresten Fällen, wenn er Genug hat, und hierauf hört er, wie auf eine heilige Stimme. Das Vergnügen, welches ihm Essen und Trinken gewährte, hört auf; sogleich hört auch er auf, zu essen und zu trinken. Er kennt das, was er geniesst, und die Portion davon, bei der er sich hernach wohlbefindet; wird ihm also jenes Vergnügen durch ungewöhnlichlange Dauer verdächtig, so richtet er sich nicht nach selbigem, sondern nach der oft erprobten und bewährt gefundenen Portion, oder geht doch nicht viel über diese. Am wenigsten lässt er sich durch den Ueberflus, der vor ihm steht, hierzu verleiten, oder von Andern, wenn sie es auch noch so gut und gastfrei damit meinten, sich Uebermasse aufdringen. Hat er so viel zu sich genommen, als er braucht, oder als ihm gut ist, so betrachtet er Alles, was noch zum Genus da ist, als etwas, das nicht für ihn mehr da ist, es wäre dann — auf ein andermal.

Der Mässige liebt ferner die Abwechselung in seinen Nahrungsmitteln, weil die Natur für sie aufs Höchste gesorgt hat, und sie ihm heilsam ist; er legt aber die Fürsorge der Natur vernünftig aus, und wechselt nicht mit siebenerlei täglich und bei derselben Mahlzeit, sondern wöchentlich und bei sieben verschidenen Mahlzeiten, ab. Begeht er ja einzelne Ausnahmen, so gehen sie nicht ins Grosse, und geschehen nur selten. Er glaubt darum so handeln zu müssen, weil sein erstes Tischgesetz ist — ge-

nies nicht zu viel; sein zweites kann also nicht anders lauten, als — genies nicht zu vielerlei mit einem male. Der nächste Weg nehmlich, zu viel im eigentlichen Verstande sogar, und selbst der Portion nach, zu sich zu nehmen, ist der, daß man zu vielerlei zu sich nehme; denn jedes Neugekostete reitzt von neuem den Geschmack, und bringt einen neuen erkünstelten Appetit hervor, wozu sich dann doch kein neuer leerer Magen gesellt. Es wird also leicht wirkliche Ueberfüllung geschehn, die dem Mässigen ein Greuel ist. Hütet sich aber auch Jemand davor, daß er durch vielfachen Genus seine Portion überschreite, und geniesst er von Allem zusammen im Grunde wirklich nicht Mehr, als diese ausmacht: so geniesst er doch zu viel; denn er schadet sich durch das Vielerlei, das er nur nach der Gebür zu sich nimmt, mehr, als wenn er in Einerlei wirklich über die Gebür zu sich genommen hätte. Dem Mässigen ist dis gleich klar, wenn er nur an Gährung und ihre Folgen denkt; er setzt sich also ihrer Gefar nicht aus, sondern hält sich in der Regel an einerlei Genus, um auf keine Weise zu viel zu geniessen. Bei seiner täglichen Abwechselung aber hat er es keineswegs mit lauter Lieblingsnahrung zu thun; weil er sonst täglich verleitet werden könnte, doch wohl über seine gehörige Portion zu geniessen. Er kennt seinen Körper und die Nahrungsmittel, welche er haben kann; so wechselt er unter diesen so ab, daß jener dadurch gut erhalten werde. Die Hauptsache dabei ist, daß er solche auf einander folgen lasse, die nicht einerlei Wirkungen von Wichtigkeit auf seine Eingeweide machen, und die

bald leichter, bald schwerer, sind. Hat er Nahrungsmittel in seiner Gewalt, die ihm zuträglich und angenehm zugleich sind, so gibt er diesen allerdings den Vorzug; nie aber wird er solche wählen, die eben so schlecht ihm zu bekommen pflegen, als sie gut schmecken. Er verlangt nicht, daß er das ganze Jahr hindurch täglich abwechseln könne; wenn er es nur wöchentlich kann. Kann er es länger — gut; ists aber nicht — nun auch gut. Mit allem Möglichen abzuwechseln, und so gleichsam lebenslang auf der Erde überall zu Tische zu gehen, würde er nicht verlangen, und wenn er Kaiser wäre; er ist zufriden mit der Abwechselung, welche ihm seine Welt- und Hauslage verstattet. Nie wird er daher auch auf gewisse Speisen oder Getränke erpicht sein, die er einmal nicht haben kann, oder deren Herbeischaffung und Zubereitung einen Aufwand verursachte, der für ihn zu gros wäre.

Der Mässige hält es also endlich zwar auch damit, daß er nicht nur seinen Magen, sondern auch seinen Gaumen, befridige, weil die Natur ebenfals dafür reichlich genug gesorgt hat; er würde sich aber vor sich selbst schämen, wenn er dis so weit triebe, daß er nur für seinen Gaumen zu leben schiene. Weil der, der zu herrlich geniesst, auch zuverlässig zu viel geniesst, so ist sein drittes Tischgesetz — genies nicht zu delikat. Hieher gehört das Allzufette, das Allzustarke und Allzugewürzhafte, und alles Allzukünstlichzusammengesetzte. Mag bei dergleichen Genüssen das sinnliche Vergnügen auch noch so gros

sein; genug, sie vertragen sich durchaus nicht mit einer guten Erhaltung des Körpers, und zerstören die Sittlichkeit ebenso, wie ein gehöriger Genus des Annehmlicheren sie befördert. Wäre der Mäßige also auch vom Schicksal wirklich so gesetzt, daß er sie immer haben könnte, so thut er doch auf sie in der Regel Verzicht, und ersetzt das Unheil, welches ihm einzelne Ausnahmefälle, denen er nicht entgehen kann, auch bei aller Vermeidung des Uebermasses im Genus zuziehen, hernach durch mehrere ganz einfache Mahlzeiten, oder gar durch ein völliges Fasten. Auf offenbare Thorheiten, bei denen es sogar weniger auf die höheren Freuden des Gaumens, als nur auf höhere Ueppigkeit und Schlemmerei, angelegt ist, geräth er vollends nicht. Nie sucht er das Seltene blos als Seltenes, ohne den Geschmack zu fragen, ob er sich dafür auch nur im Geringsten bedanke; nie zieht er das Ausländische blos als Ausländisches dem wahrhaftig wohlschmeckenderem und zugleich weit gesunderem Innländischen vor; nie vertauscht er gegen das Kostbarere blos als Kostbareres das Wohlfeilere, das auf allen Seiten noch bessere Dienste thut. Je reicher er ist, desto schändlicher wird ihm die Sünde, welche er dadurch gegen die Armen beginge; je weniger reich er aber ist, desto dummer wird ihm die Sünde, welche er dadurch gegen sich selbst beginge.

So der Mäßige; o — und wie gros ist sein Lohn!

Er bleibt ein wahrhaftigmenschlicher Anblick. Gefräßigkeit ist reinhin grobthierisch; so sinkt er durch sie nicht zum blossen Thier herab, das aus unvernünftiger Gier sich überladet, das Alles durch einander frisst, was es nur haben kann, und das sich durch einen Leckerbissen einfangen und, wo nicht um sein Dasein, doch um seine Selbstständigkeit, bringen lässt. Völlerei begeht nicht einmal ein Thier freiwillig; — an das Wasser einzig und allein verwiesen, behauptet die gesamte Thierwelt Nüchternheit — so sinkt der Mässige auch nicht gar noch unter die Thiere herab.

Er ist gesund in Fülle und Dauer. Alle seine Genüsse schwächen ihn nicht, sondern stärken ihn. Sein Magen, der nie überfüllt wird, kann immer gehörig verdauen; so bekommt nichts, als gute Säfte, die ganze Maschine des Körpers, und besteht dabei gut, so lange gut, als es ihre Einrichtung selbst zulässt. Seine vernünftige Abwechselung in den Nahrungsmitteln stellt jede Unordnung in seiner thierischen Oekonomie wieder her, die zufälligerweise durch dieses oder jenes derselben bewirkt worden war. Die Gewalt, welche er über seinen Gaumen behauptet, bewahrt ihn vor langsamer Vergiftung, und schützt ihn vor allen jenen peinlichen Zuständen, unter welchen die Leckermäuler fast unaufhörlich seufzen.

Er ist ebenso geistes- als körperstark; der gute Zustand seiner niederen Natur bewirkt auch einen guten Zustand für seine höhere. Sein Nervensistem ist weder zu

reitzbar, noch zu unreitzbar; sein Gehirn arbeitet frei von Magendruck, Blutdrang und Dunstnebel; so hat er immer den völligen Gebrauch seiner Vernunft, ist nicht nur stets ganz bei sich, sondern kann auch anhaltende Anstrengung im Denken ertragen. Sein Gedächtnis ist schnell und treu — seine Fantasie geordnet und begränzt — seine Urtheilskraft scharf und punkttreffend — sein Witz munter und ihn selbst überraschend. Mit seiner Geistesgegenwart weis er Rath in jeder Verlegenheit für sich, und, mus er leiden, so hat er Muths genug dazu. Immer heiter, geniesst er das, was er hat, wahrhaftig, entbehrt leicht, was er nicht haben kann, setzt sich bald über Verluste weg, und — ist stets offen für Theilnehmung.

Er ist als so ein Mann auch ein brauchbarer Mann; denn er hat Kraft, wie Willen, und Willen, wie Kraft, zum Wirken und zum Nutzenstiften. Nicht nur seinen eigentlichen Beruf betreibt er emsig, nicht nur seine wirklichen Pflichten erfüllt er ganz und gern, sondern er ist auch zu vielen andern segensvollen Unternehmungen geschickt, und zu jeder derselben auch gleich aufgelegt, sobald er sich ihr gewachsen fühlt. Dis alles wird man immer an ihm gewahr, nicht blos vor Tische, auch nach Tische, nicht blos am Tage vor einem Schmause, sondern auch am Tage drauf. Man kann ihm jedes Geheimnis anvertrauen, weil er es weder für Leckerbissen vorsetzlich verräth, noch, den Becher in der Hand, redselig ausschwatzt. An seiner Seite wird Jeder mitstark,

und sein blosser rascher Vorangang oder Vorangrif macht, daß zehen Andere ihm gleich nachgehen und nachangreifen. Wenn Er nur erst da wäre, heists, so würde es wohl gehen, und so, wie er kommt, rufen Alle — nun gehts gewis.

Er ist auf solche Weise ein Mensch von hohem sittlichem Werth, und erhält noch immer höheren. Seine Mässigkeit an sich schon, und daß er Speise und Trank, die blos Nahrungs = und Stärkungsmittel sein sollen, nicht über die Gebür geniesst, nicht durch ihren Misbrauch sie in Schwächungs = oder gar Zerstörungsmittel für sich verwandelt, sondern sie das sein und bleiben lässt, was sie nach dem liebevollen und freigebigen Willen der Natur sein sollen, ist eine schöne sittliche Eigenschaft an ihm. Seine grosse Brauchbarkeit aber, die eine Folge seiner Mässigkeit ist, erhebt ihn noch weit mehr. Zu vielem Guten aller Art wirklich tüchtig, und zu allem Guten, wenn er es auch nicht bewirken kann, doch von Herzen geneigt — wie herrlich sticht er mit seiner unermüdeten edlen Thätigkeit und mit seinem menschenfreundlichen Gemüth gegen die Schwelger und Schlemmer ab, die nur für ihren Bauch leben, hinter ihren Schüsseln und Flaschen über Gemeinnützigkeit lachen, Andere für sich arbeiten lassen, selbst aber nichts thun, und sogar auch den letzten Sinn für's Gute noch, — das Wohlgefallen wenigstens daran, wenn Andere Gutes thun — verschwelgen und verschlemmen! Seine Mässigkeit ist die Stütze seiner gesamten sittlichen Güte, und veredelt ihn

unaufhörlich von allen Seiten. Sie macht sein Herz unzugänglich für so viele Laster, die Schwelgerei und Ueppigkeit unmittelbar nach sich ziehen; sie gibt ihm einen sanften Karakter, und bewahrt ihn vor Heftigkeit der Affekten, und vor Vergehungen in derselben; sie hält ihn vorzüglich von allem Hange zur Unkeuschheit rein. Ihr hat er es zu danken, daß sein Gefühl für edlere Freuden, als die Freuden des Gaumens sind, für Geistes- und Herzensfreuden, sich nicht nur nicht verliehrt, sondern immer mehr zunimmt. Ihr hat er es zu danken, daß sein Busen noch beim Anblick grosser Handlungen hoch aufschwillt, und daß er auf der Stelle Nacheiferung athmet, und sie bei erster Gelegenheit an den Tag legt. Ihr hat er es zu danken, daß er so ein uneigennütziger Mann im Amte, so ein redlicher Verkehrer mit seinen Mitbürgern und mit Fremden, so ein für das Wohl der Seinen keinen Aufwand scheuender Vater, und so ein Wohlthäter der Armen sein kann, wie er es zu sein wünscht. Wenn er dann daran denkt, daß die Unmässigen, an denen er das Gegentheil von diesem Allem erblickt, und deren ganze Sittlichkeit auf das schändlichste verfallen ist, nicht einmal im Stande sind, ihre Ess- und Zechgier sich wiederabzugewöhnen, weil ihr Körper nun einmal an sie gewöhnt ist, und daß sie also lebenslang die unsittlichsten Menschen bleiben müssen — wie segnet er sich dann erst vollends dafür, daß er nie Fresser, nie Trunkenbold ward!

Er ist geehrt und geliebt bei seinen Mitbürgern und bei Allen, die ihn kennen lernen. Die übrigen guten Ei-

genschaften, welche seine Eigenschaft ihm ertheilt, die Tugenden, welche seine Tugend im Gefolge hat, müssen ihm allgemeine Hochachtung und Zuneigung erwerben; aber auch sie selbst, seine Eigenschaft, seine Tugend — die Mäßigkeit — macht ihn schon zum Gegenstande derselben. Man schätzt den gleich, der, wenn Schüsseln und Becher vor ihm stehen, seinen Glauben, daß er nicht ihrentwegen da sei, sondern daß sie seintwegen da sind, Allen, die mit ihm aus selbigen geniessen, an den Tag legt und auffer Zweifel setzt. Er isst und trinkt als ein Mensch, heissts, und so gilt er auch für einen wirklichen Menschen; dahingegen man für den, den man sich thierisch übernehmen sieht, die Achtung verliehrt, und sie, wenn man ihn dis oft thun sieht, nicht wiederfinden kann. Man befindet sich wohl in seiner Gesellschaft, darum ist man gern mit ihm; man bekommt Zutrauen zu ihm, darum zeichnet man ihn aus. Mit ihm könnet ihr es halten, ist die Antwort, wenn nach ihm gefragt wird, auf ihn könnt ihr Verlas nehmen, denn er weis immer, was er thut und spricht. Diese Ehre, diese Liebe, welche er geniesst, sind ihm süs, weil sie ihm die Freundschaft der besten Menschen verschaffen, und ihn dadurch, wie lebensfroher, so auch stärker zum nützlichen Wirken, machen.

Er ist dabei ein Mann, dem's auch an sogenannten andern Glücksgütern nicht fehlt. Arbeitsam, weil er Kraft und Lust hat, es zu sein, verbringt er auch seinen Arbeitserwerb nicht. So braucht er nicht für den andern

Morgen zu sorgen, weil er an dem heutigen Tage nicht auf drei folgende schon im voraus wegzehrt. Er besetzt seinen Tisch nie köstlicher, als es seine Lage verstattet, und Zeiten und Umstände es mit sich bringen; er schränkt sich zuweilen noch mehr dabei ein, als nöthig, damit dadurch der Aufwand gleichsam gesammelt werde, den er bei Gelegenheiten schon ehrenthalben machen mus. So bleibt er immer in gutem Wohlstande, und kann auch Vergnügungen anderer Sinne sich gewähren, die Geld kosten, und die er dann desto schmackhafter findet, je weniger er durch eigentliche Wohlschmeckerei, oder gar durch Völlerei, sein Nervensistem abgestumpft, und seinen Geist so nidergeschlagen hat, daß er durch nichts, als durch übermässiggewürzte Leckerbissen und durch die stärksten Getränke noch, auf einige Zeit wenigstens, wieder gehoben werden kann. Er kann besonders Geld kostende Augen- und Ohrfreuden geniessen, für die die Prasser und Schwelger am ersten unempfänglich werden, die aber doch die feinsten und schönsten zugleich unter allen Sinnenfreuden sind, und die sittliche Ausbildung weit mehr befördern, als die Zungen- und Gaumenfreuden. Können dann Andere um ihn her kaum noch so viel aufbringen, daß sie ihre Schmaus- und Zechgier befridigen mögen — verschmausen und verzechen sie erst Haus und Hof, und dann sogar fremdes Gut — gerathen sie endlich, nachdem sie Alles durch die Gurgel gejagt, an den Bettelstab — verkommen sie aus Mangel zuletzt in ihrem Alter, und müssen sie durch eine milde Kollekte ihrer Mitbürger, oder gar durch die Bettelkasse, noch unter die

Erde gebracht werden: so legt er sich sanft die Hand auf den Mund, und denkt — wohl mir, daß ich dich immer als ein Mensch nur füllte!

II.

Der keusche Karakter.

Keuschheit ist die Tugend aller Tugenden; denn durch nichts kommt der Mensch auf allen Seiten mehr hinauf, als durch sie, wie er durch nichts auf allen Seiten mehr herab gebracht wird, als wenns ihm an ihr gebricht. Ihr wahrer Karakter ergibt sich aus folgenden Betrachtungen. — —

Wie der Mensch einen Erhaltungstrieb bekam, so bekam er auch einen Fortpflanzungstrieb; ohne jenen bestände er nicht, und ohne diesen sein Geschlecht nicht. Um jenen noch mehr zu stärken, verband die Natur das Vergnügen des Wohlgeschmacks mit dem Genusse der Nahrungsmittel; so gesellte sie auch diesem, um ihn auf das möglichste zu sichern, das allerhöchste Wohlgefühl bei seinen Befridigungen zu. Wäre dis nicht geschehen, wie viel Tausende von Vätern in den untersten Ständen, die ihre Nachkommen im Geiste schon so armselig sehen, wie sich, würden nie Väter geworden sein! und wie wenig Mütter in allen Ständen würden zum zweitenmale Mutter werden wollen! Die Keuschheit wäre also schon eine sehr unnatürliche Tugend, wenn sie in gänzlicher Unterdrückung des Fort-

pflanzungstriebes bestände; der völlige Mensch soll daran denken, Seinesgleichen zu zeugen, und wird dazu noch obendrein durch die damit verknüpfte angenehmste Rührung seines ganzen Nervensistems eingeladen.

Ist diese etwa an sich für den Menschen schändlich? So müste sie die Natur mit dem Zeugungsgeschäft nicht verbunden, oder ihm dieses Geschäft nicht übertragen haben. Es ist aber auch nicht einzusehen, warum gerade die Gefühlwonnen den Menschen entehren sollten, wenn die übrigen Sinnenfreuden nicht unter ihm sind. Das Gefühl ist vielmehr über seinen ganzen Körper verbreitet, und macht ihm daher auch die mehresten Leiden; sollte nun sein allgemeiner Sinn verächtlich sein, da es seine besondern nicht sind? sollten ihn, wenn ihn die vielen Leiden, welche ihm selbiger macht, nicht entehren, die Vergütungen entehren, die er ihm zu Zeiten dafür anbietet? In der That, so entehrte es ihn auch wohl, wenn et nach überstandener kalter und rauher Jahreszeit die milde Mailuft genösse, den sanften West sich gern anfächeln liesse, und freudig sich sönnte? Daß die Thiere aber jenes allerhöchste Gefühlsvergnügen mit ihm theilen, thut nichts zur Sache; sie theilen Mehr mit ihm. Viele von ihnen sönnen sich so freudig, wie er, und alle nähren sie sich so gern, wie er, soll er sich etwa auch dieser Aehnlichkeit mit ihnen schämen, und es für unter sich halten, sich zu sättigen? Der Hunger würde ihn bald nöthigen, die falsche Scham abzulegen, und die Vernunft könnte ihm in Ansehung dieser thieri-

schen Funktion weiter keine Vorschrift machen, als die, daß er — sie menschlich verrichtete. Sei es nun auch allerdings mit den Forderungen des Geschlechtstriebes keinesweges ganz Dasselbe, so läuft doch Alles am Ende auch darauf hinaus, daß die Vernunft einem völligen Menschen blos vorschreiben könne, sie als Mensch nur zu befridigen. Eine vorzügliche Heiligkeit vollends empfängt der, der freiwillig darauf ganz Verzicht thut, so wenig, als der, der ohne Noth fastet. Wie könnte es den höchsten sittlichen Werth geben, daß man sich von dem allgemeinen Gebote — vermehre dich! — das der ganzen organischen Wesenwelt gegeben ward, nach Willkür loszählte? Oft führt auch das Streben nach solcher vermeinten Heiligkeit geradezu zu einer Unheiligkeit, die man unter den sogenannten Weltkindern nicht einmal antrift. Liefert nicht die geheime Geschichte der Klöster ebenso unzählige, als schauderhafte Belege darüber, zu was für unnatürlichen Anwendungen des Zeugungsvermögens am Ende die Verschmäher des natürlichen Gebrauchs desselben verleitet werden? Solche entehren den Menschen auf das höchste, aber nicht der natürliche Gebrauch an und vor sich. Verfällt man aber auch nicht so tief dabei, so ist doch die Frage, ob sich die errungene Heiligkeit weiter erstrecke, als blos auf Enthaltung von wirklicher Befridigung des Geschlechtstriebes, und ob sich dieser dafür nicht durch stetes inneres Toben, durch die geilsten Begierden, und durch immerwährende Beschäftigung der Fantasie mit den unzüchtigsten Bildern räche, als wodurch eine wahre totale Unheiligkeit entsteht, statt

daß er durch menschliche Befridigung herrlich dazu benutzt werden könnte, das ganze Gemüth zu veredeln. Seufzten denn nicht selbst die ehrlichsten Schwärmer in diesem Heiligkeitsfache zu allen Zeiten hierüber, und hielten sich für angefochten vom Satan, wogegen alles Kasteien nichts hülfe? So gehts, und so mus es gehen überall, wo offenbar wider die wesentliche und unabänderliche Einrichtung der menschlichen Natur gehandelt wird.

Der menschliche Körper ist ja auch so beschaffen, daß er, sobald er völlig ist, nicht nur keinesweges dabei leidet, wenn der Geschlechtstrieb natürlich und mässig befridigt wird, sondern daß sein guter Zustand sogar auch dadurch befördert und befestigt wird. In einem solchen Zustände lebt man aber doch auch wohl gleich heiterer, zufridener, thätiger, theilnehmender? Es ist also hier nicht blos um den Genus des ebenso allervorübereilendsten, als allerlebhaftesten Gefühlsvergnügens, oder der Augenblicksfreuden, zu thun, welche mit der Befridigung jenes Triebes selbst verknüpft sind; die Hebung aller Kräfte, besonders der geistigen, welche durch die Rührung des gesamten Nervensistems, also durch Bewegung der ganzen Körpermaschine, dabei geschieht, ist bei weitem die Hauptsache. Woher oft sonst die schnelle Verwandlung für schwach sich haltender, träger und mürrischer Ledigen in kraftfühlende, muntere, geschäft- und menschenliebende Verehlichte? Man rechne ja hier nicht Alles auf den moralischen Einflus ihres Gatten; sein phisischer bewirkt vieleicht allein oft das ganze Wunder.

Die Veredlung, oder die sittliche Ausbildung, welche überhaupt der Geschlechtstrieb, menschlich befridigt, stiftet, mus, wenn man ihn gehörig würdigen will, beständig vor Augen behalten werden. Das Herz öfnet sich bei ihm alsdann der allerhöchsten Liebe; es empfindet gegen den Gegenstand derselben die zärtlichste Achtung, die innigste Theilnehmung und Theilgebung, und die heiligste Verpflichtung dafür, daß es sich mit ihm so glücklich fühlt. Sind nur alle diese schönen Gesinnungen erst im höchsten Grade gegen einen Einzigen da, so breiten sie sich auch bald in geringeren Graden über Mehrere aus. Aus der individuellen Höchstachtung wird mit der Zeit Hochachtung Aller, die hochachtungswerth sind; die Theilnehmung an fremden Schicksalen wird allgemein, und man übt Dankbarkeit und Gegendienste Jedem aus, dem man sie sich schuldig erblickt. Wohlwollen gegen Alles, was Mensch ist — Humanität in ihrem ganzen Umfange — wird die herrschende Seelenstimmung. Man frage doch auch die Erfarung hierüber, obs nicht so sei. Warum sind z. E. Leute, die die meisten Kinder haben, mehrentheils auch die wohlthätigsten Menschen? Warum haben die, welche nie Gatten und Eltern wurden, oft fast gar kein Gefühl für verlassene Wittwen und Waisen? Und — warum sind die Verschnittenen so oft wirkliche Unmenschen, und fast immer die gröbsten Egoisten, und zwar von der nidrigsten Art, d. h. solche, die für keine Freuden mehr Sinn haben, als die ihnen Schüsseln und Becher reichen? — — Nein, die Keuschheit kann unmöglich darin bestehen, daß man

dem Fortpflanzungs- oder Geschlechtstriebe alle Befriedigung versage, ihn gänzlich unterdrücke, und, wo möglich, gar zerstöre; weit entfernt sonst, daß sie die Tugend aller Tugenden wäre, so brächte sie vielmehr um alle Tugend, und den Menschen ebensoweit moralisch herab, als ihn nur wirkliche arge Unkeuschheit herabbringen könnte. — —

Auf der andern Seite regt sich dann aber auch der Geschlechtstrieb keineswegs sofort mit dem Erhaltungstriebe zugleich, sondern dann erst, wenn der Körper völlig wird, und in der Regel nie eher stark, als bis dieser völlig ist. Ereignet sich das Gegentheil, so ist eine weichliche und üppige Erziehung daran Schuld, oder fremde Verführung reitzt ihn vor der Zeit. Wenn nun aber der Körper völlig ist, so ist auch die Vernunft schon völlig genug, um den Geschlechtstrieb unter ihre Zucht zu nehmen, sobald der Mensch nur will. Dis Zusammentreffen seiner starken Rege aus Körperreife mit der Reife der Vernunft mus doch gewis die ganze Aufmerksamkeit des Menschen auf sich ziehen. Es sei immerhin das allernatürlichste Zusammentreffen von der Welt, so mus ihm doch einleuchten, daß dieser Trieb nun ebenso unter die Herrschaft seiner Vernunft gehöre, wie seine übrigen Triebe, und daß er ihn ebensowenig nach Art der Thiere blind befridigen dürfe, als irgend einen andern, den diese auch blind befridigen.

Ferner zeigt sichs, daß der menschliche Körper so eingerichtet sei, daß er von seiner Völligkeit an das Zeugungsvermögen jahraus jahrein besitzt, statt daß die Thiere den Geschlechtstrieb nur in gewissen Monaten zu äusern pflegen. So mus ja der Mensch doch wohl einsehen, daß seine Vernunft das bei ihm thun müsse, was in Ermangelung der Vernunft bei den Thieren die Natur that, oder — daß er ihn auch einzuschränken habe. Eben darum, weil die Thiere den Geschlechtstrieb nur zu gewissen Zeiten fühlen, ist derselbe alsdann auch mehrentheils wild und unwiderstehlich bei ihnen. So ists aber mit dem Menschen nicht. Der Mensch kann ihm widerstehen, sobald er nur will, und soll ihm widerstehen wollen, sobald sich Vernunftgründe dazu darbieten. Er entferne dann nur den Gegenstand desselben — er verwechsele die Einsamkeit mit gesitteter Geselschaft — er vertreibe die wollüstigen Bilder seiner Fantasie durch Angrif nützlicher Geschäfte — er verwandle seine übertriebene Leibeswartung in Mässigkeit — — so wird der Trieb sich beruhigen. Thut er nicht so, überlässt er sich ihm, wie selbiger es verlangt, so verdient er Verachtung und Spott, wenn er sich zu den Keuschen zu zählen wagt; ein Sklav seiner Lüste ist er schon, und hat alle Würde des Menschen verlohren.

Es wird zugegeben, daß der Genus der höchsten Gefühlsfreuden, von welchen hier die Rede ist, an sich den Menschen nicht schände; er soll ihn suchen, sich fortzupflanzen, er darf ihn auch ausserdem suchen, wenn er keine Pflicht dadurch übertritt.

Hält er diese höchsten Gefühlsfreuden aber für seine höchsten Freuden überhaupt, geniesst er sie blos, um sie zu geniessen, rechnet er auf ihre flüchtigen Augenblicke selbst blos Alles; so geniesst er sie nicht als Mensch, sondern als Thier.

Nun kommt noch dazu, daß der menschliche Körper so eingerichtet ist, daß unnatürlicher und unmässiger Genus jener höchsten Gefühlsfreuden ihn ebenso in einen schlimmen Zustand versetzt, wie ihr natürlicher und mässiger Genus ihn in einen guten versetzt — daß jener ebenso alle Kräfte, besonders die geistigen, niederschlägt, wie dieser sie hebt — daß er ebenso das ganze Gemüth verbösert, wie dieser es veredelt, und — also überall in dem Masse Zerstörung und Verderben anrichtet, wie dieser bauet und Heil stiftet. . . Wie hat mithin ein vernünftiges Wesen von allen Seiten dahin zu sehen, daß es nur als ein solches seinen Geschlechtstrieb befriedige! Wer so thut, der ist keusch. — —

Der Keusche also denkt nicht eher an Genus der höchsten sinnlichen Lust, als bis die von der Natur dazu bestimmte Zeit kommt, oder bis sein Körper völlig ist, und geniesst sie alsdann blos auf dem Wege, welchen die Natur dazu angewiesen hat. Ist er vernünftig erzogen, so wird es ihm nicht leicht eher einfallen, sie zu geniessen; geschähe es aber, und noch dazu aus einer Ursache, aus welcher es wolle, so ist der einzige Gedanke — „zu früh!“ — stark genug, ihn davon zurückzuhalten.

Ausfürlicher denkt er sich diesen Gedanken so — — „dein Körper ist selbst noch nicht gehörig ausgebildet, wie könnte er schon Kräfte übrig haben, einen andern bilden zu helfen? Daß er gehörig fest würde, verhinderteſt du gewis; wohl gar störteſt du ihn aber noch in seinem Wuchse.“ Was die unnatürlichen Wege zum Wollustgenus betrift, so rechnet er alle diejenigen darunter, auf welchen keine Zeugung möglich ist, und verabscheuet sie eben darum. Dem gewöhnlichsten dieser schändlichen Afterwege flucht er mit dem Gedanken — „Affengreuel!“ — und sichert sich durch Schamhaftigkeit gegen sich selbst vor einem Laster, das mehr, als alle andere Arten von Unzucht, alle Leibes- und Seelenkräfte zerstört, und um so zuverlässiger völlig zerstört, weil der Mensch, der dazu sich selbst nur zu haben braucht, sich selbst immer hat, und also äuserstschwer je wieder davon abläſſt, ja gar vor den natürlichen Befridigungen seines unbändigen Triebes einen Ekel bekommt, und also auch durch diese nicht mehr davon zu retten ist.

Der Keusche geniesſt auch auf dem einzignatürlichen Wege das lebhafteste Gefühlsvergnügen nur in den Umarmungen einer Person, die er über Alles zu lieben im Stande ist, und mit der er eine Familie bauen will. Die höchste Vertraulichkeit wird in seinen Augen dazu erfordert, sich als gesitteter Mensch, wie über den Apparat zur thierischen Funktion, so über sie selbst, wegzusetzen, und diese Vertraulichkeit verzeiht er sich dann nur, wenn sie die Verkünderin höchster Liebe ist. In diesem Ver-

stande nur nennt er die Freuden des Geschlechtstriebs Freuden der Liebe; wie könnte er also diese Freuden anders, als mit und an einer Person geniessen, die sich zum Gegenstande seiner höchsten Liebe, oder Alleinliebe, eignet? Mit dieser kann er auch nur glücklich eine Familie bauen; denn was sollte aus einer Menschennachkommenschaft werden, deren Erzeuger wieder, wie nach gelöschter Brunst, aus einander liefen, oder, wenn sie auch beisammen blieben, nicht durch innigste Liebe beisammengehalten würden? Daß er aber, ohne Familienbau zur Absicht zu haben, Anstalten zur Befridigung des Geschlechtstriebs machen sollte, hält er für unvernünftig, weil ihm die Natur selbigen ausdrücklich dazu gegeben hat; und so verweiset er ihn auch so lange zur Geduld, bis sich die Umstände so günstig verbiuden, daß er zum Anbau einer Familie schreiten kann.

Der Keusche erhält den Geschlechtstrieb auch in den Armen des Gegenstandes seiner Alleinliebe unter ehrbarer Vernunftzucht. Er kennt zwar seine übrigen Rechte und Freiheiten, welche er in Hinsicht der Befridigungen desselben als Familienanbauer hat, recht gut; er bedient sich ihrer auch, um gegenseitige höchste Liebe zu erhalten und zu stärken, und dem Geliebten und sich bei Duldung der mancherlei Leiden und Beschwerden, womit der Familienbau ebenfals verknüpft ist, auch sinnlich zu Hülfe zu kommen. Eben darum aber, damit er diese Zwecke gewis dadurch erreiche, beobachtet er dabei weise Mässigung. Nichts verleidet die Geliebten einander auch

leichter, als getriebener Misbrauch dieser Art an einander; nichts ist im Stande, die häuslichen Leiden sogar noch mehr zu vermehren, als dieser, — denn unmässiger Genus bleibt immer unmässiger Genus, wenn ihn auch die herzlichste Liebe treibt, und zieht also auch dann die traurigsten Folgen nach sich, welche einmal unzertrennlich mit ihm verbunden sind. Der Keusche hütet sich daher vor ihm, und bauet durch Unersättlichkeit in den Gefühlswonnen der Liebe weder das Grab der Liebe selbst, noch sein eigenes, oder des Geliebten Grab, noch — das Grab ihrer Erzeugten. Sobald eine wirkliche Pflicht durch ihren Genus litte, thut er auf sie Verzicht; denn die Liebe soll ihn nicht verschlechtern, sondern veredeln. Wie würde er sich auch vor sich selbst schämen müssen, wenn er offenbar dadurch, daß er nur immer nach ihr verlangte, zu Tage legte, daß er ausser ihnen entweder keine andere Freuden der Liebe kennte, oder sie doch für die höchsten hielte! Er liebte ja nicht als ein vernünftiges Wesen, wenn es ihm nicht Mehr wäre, mit dem Geliebten ein Herz und eine Seele, ein Geist, als ein Fleisch, zu sein, und wenn er Dieses nicht dadurch erst als anständig für sich betrachtete, daß es ein Mittel sei, Jenes noch immer mehr zu werden.

Der Keusche erstreckt die Vernunftzucht noch viel weiter, als blos auf die wirkliche Befridigung des Geschlechtstriebes; er übt sie auch über jede Aeuserung desselben aus, und lässt an seiner ganzen Aufführung nichts finden, was einen unanständigen Bezug darauf hät-

te. Was für ein völliger Thiermensch ist man doch dann, wenn man nicht blos jeden wirklichen Wollustgenus, dessen man habhaft werden mag, an sich reisst, sondern kaum auch noch den Mund aufthun kann, ohne Reden zu führen, die darauf anspielen, oder sich gar kaum noch bewegen kann, ohne Bewegungen zu machen, die darauf hindeuten! Wer aber dergleichen auch nur liebt, sie selbst gern führt und macht, oder sie Andere mit Wohlgefallen führen hört, und machen sieht, der beweiset schon dadurch zur Genüge, daß er über die ganze thierischmenschliche Angelegenheit nicht vernünftig genug denke. Nie erlaubt sich daher der Keusche auch nur zweideutige Ausdrücke, oder allzuliberale Urtheile über Ausschweifungen des Geschlechtstriebs, geschweige Scherze, über die die Tugend die Augen niederschlagen mus, oder gar platte Zoten. Nie macht er üppige Stellungen, oder gar Entblössungen, nie Geberden, die den groben Wollüstling anzeigen, nie Minen sogar, die gleichsam Gesichtszoten sind, ja, nicht einmal unzüchtiges Augenspiel. Jeder, bei dem er irgend so etwas antrift, hats mit ihm verdorben. Edle Schamhaftigkeit sieht und hört überall aus ihm, wie sie auch nur aus ihm spricht und handelt. Sie regirt sein ganzes Benehmen nicht nur in öffentlichen Geselschaften, sondern auch in vertrauten Zirkeln, nicht nur im Umgange mit jeder ihm gleichgültigeren einzelnen Person des andern Geschlechts, sondern auch im Umgange mit dem Gegenstande seiner höchsten Liebe, ja, sogar im Alleinumgange mit sich selbst. Ihr verdankt er es aus ganzem Herzen vorzüg-

lich, daß er auf wirkliche Befridigungen des Geschlechtstriebs nicht ausschweifend verfällt.

Der Keusche übt endlich auch sogar Vernunftzucht über seine Gedanken aus. Was wär's weiter, wenn er weder in Worten, noch in Werken, wollüstig ausschweifte, sein Herz aber nichts, als Wolluſt, wäre? Vielleicht fehlt es ihm gar, wie dem Einsiedler, nur an Gelegenheit, oder, wie dem ausgenergelten Greise, nur an Kraft dazu. Wenigstens wäre er, wenn dis der Fall nicht, in immerwährender Gefar, der ausschweifendste Wollustgenieſſer zu werden — denn in ihm selbst wäre schon Alles dazu bereitet; so wie man sich überhaupt der Keuschheit nicht rühmen darf, wenn der Wille nicht keusch ist. Der wahrhaftige Keusche unterdrückt auch die unzeitige Begierde und den unzeitigen Wunsch nach den Freuden des Geschlechtstriebs; er unterhält auch die Vorstellungen davon auſſer den Augenblicken der ihm erlaubten Befridigung deſſelben nicht, und schützt seine Fantasie vor allen solchen Bildern, die dergleichen Vorstellungen und Begierden erwecken müssen, oder doch können. Er besucht daher keine Zusammenkünfte, wo Alles — von der unanständigen Tracht an, worin man gleich dabei zu erscheinen pflegt, bis auf den unanständigsten Tanz, womit man sie endigt — wie recht darauf angelegt zu sein scheint, den Geschlechtstrieb zu reitzen. Er nimmt an keiner Ergötzlichkeit, an keinem Spiele, an keinem Zeitvertreibe Theil, durch welche — wenn auch nur tän-

delnd — dieselben Reitzungen gewöhnlich erfolgen. Er hasst alle schlüpfrige Lektüre, und wendet sich von den bewundertesten Kunstwerken mit Verachtung weg, sobald dabei die Wollust Genie und Hand des Künstlers doch nur gemisbraucht hat. Regen sich aber dennoch verführerische Vorstellungen in ihm: so verscheucht er sie bald wieder durch andere; als wozu er tausend Mittel hat. Und — damit auch dis so selten, als möglich, geschehe, liebt er ein mässiges und ein thätiges Leben, wählt immer den edelsten Umgang, und erhält sein religiöses Gefühl so lebendig, wie sein moralisches. — —

Hätte er nun für dis Alles auch weiter keinen Lohn, als das Bewustsein, dadurch, daß er den Karakter der Keuschheit behauptet, den Hauptkarakter eines vernünftigen Wesens zu behaupten, das als ein solches den reitzvollsten aller seiner Triebe am meisten zu beherrschen suchen mus: so hielte er sich schon belohnt genug dafür; er mag sich aber auch von einer Seite betrachten, von welcher er will, so erblickt er nichts, als Heil und Segen, für sich.

Dis gilt sogleich von seiner phisischen Seite. — Wenn die Wollüstlinge durch übertriebene Erschütterungen ihres Nervensistems sich endlich ganz entnerven, und durch unsinnige Verschüttung ihres Marks sich endlich ganz entmarken — wenn sie dadurch die elendesten Schwächlinge und Siechlinge werden, den Grund zu den unheilbarsten Krankheiten für sich legen, und ebenso früh, als jämmer-

lich, zu Grabe schleichen: so bleibt der Keusche nervenstark und markvoll, ist so heiter, wie lebhaft, hat Kraft, Krankheiten, womit ihn die Natur selbst überfällt, zu widerstehen, und sie zu überstehen, darf den Chamäleon Gicht nicht fürchten, erreicht ein hohes Alter, und wird ein glücklicher Greis, der bis aufs Letzte noch alle seine Sinne beisammen hat, und an Vergnügungen, wie an Geschäften, noch Theil nimmt. Besonders ist er vor jenen verwünschenswürdigen Krankheiten sicher, die ebenso peinlich, als schändlich und abscheuerregend, sind, die völlig der Pest gleichen, und deren Gift, wenn es einmal sich der ganzen Blutmasse mitgetheilt hat, auf das unbarmherzigste, wie auf einer Folterbank, und ohne alle Hülfe, ja wohl gar ohne alle Pflege, weil kein Wärter in den Schindangerdünsten mehr aushalten will, zu Tode martert. Ein einziger Besuch, den er einst unseligen Opfern der viehischen Sucht nach den höchsten Gefühlsfreuden in ihrem letzten Asil, das die Menschlichkeit des Staats errichtete, machte, hatte ihn auf seine ganze Lebenszeit mit Entsetzen vor ihrem Laster, wie vor ihrem Jammer, erfüllt. Auch von allen jenen Verunstaltungen ist er frei, die die Wollust am ganzen Körper hervorzubringen pflegt. Er geht hochaufgereckt und muthig einher — Anstand und Würde bezeichnen sein gesamtes Aeuserliches — seine Hände zittern nicht, seine Kniee fallen nicht vor — sein Haupt thront gleichsam auf dem übrigen Gliederbau — sein Haarschmuck bleibt immer jugendlich — Aus seinen Augen leuchtet ein mildes Feuer — sein Antlitz ist voll und schön — seine Züge

sind regelmässig — seine Farbe ist blühend — — Alles, Alles an ihm kündigt gleich so, wie man ihn nur sieht, den Tugendhaften an, und er geht auch sogar vom Spiegel nie wieder weg, ohne sich zu seinem züchtigen Karakter Glück zu wünschen.

Nun zu seiner intellektuellen Seite! — Wenn die Wollüstlinge durch ihre unvernünftigen Markverschüttungen, wie ihr Rückenmark, so ihr Gehirn selbst, erst immer mehr entsaften, und endlich ganz und gar austrocknen — wenn sie dadurch immer verstandesstumpfer und seelenwüster werden, so, daß sie bald keines angestrengten Nachdenkens, und mit der Zeit gar keines eigentlichen Nachdenkens, mehr fähig sind — wenn sie dann wohl in stiller Irre des Geistes nichts weiter, als grosse Kinder, sind, oder in Wildheit ihrer Fantasie, der die Vernunft den Spielraum nicht mehr beschränkt, eingesperrt, oder gar an Ketten gelegt werden müssen, und rasselnd noch durch gewisse Körperbewegungen, Gebehrden und Griffe zu erkennen geben, wodurch sie rasend geworden sind: so behält der Keusche sein ganzes Denkvermögen nicht nur so vollkommen, als er es hat, sondern ist auch ebenso geschickt, als aufgelegt, dazu, es durch Uebung noch immer mehr zu vervollkommen. Ein einziger Gang, den er einst in ein Tollhaus that, wo sich die aus Wollust Tollgewordenen ohne Scham und Scheu ihm gleich verriethen, hatte ihn ebenfals auf immer zum Grausen vor ihren ausgeübten Greueln gestimmt. So macht er dann nun von den höheren Erkentniskräften

den freiesten und glücklichsten Gebrauch, und fühlt sich durch vollen Besitz seiner Vernunft erst recht als Mensch im Dasein; denn das Leben seiner übersinnlichen Natur — Geistesrege — ist das wahre Leben für so ein Wesen, wie er ist, und je vollkommener die Geistesrege, desto überschwenglicher die Lebensfülle. Er verwandelt die ganze Sinnenwelt um sich her in eine Verstandeswelt, erndtet unaufhörlich die schönsten Kenntnisse aus ihr ein, wendet diese durch richtige Schlüsse überall glücklich an, und wird so ein immer geschickterer, wie ein immer einsichtsvollerer, Mann. Er kann sich schnell samlen, und seine ganze Aufmerksamkeit auf gewisse Gegenstände oder Ideen fixiren, wie er will, und sie so lange darauf fixiren, als er will. So hat er Scharfblick, Tiefblick, Durchblick, und bringts weit in jeder Wissenschaft, auf die er sich legt. Licht ist überall in ihm — Licht verbreitet er überall um sich her — — so ist ihm hochwohl bei dem Lichte, das er hat und gibt. Auch den erhabensten Wahrheiten nähert er sich mit trauter Zuversicht, erquickt sich durch das Nachdenken über sie, und kommt jederzeit davon im Glauben an sie gestärkt zurück; denn wie sein Verstand sie immer begründeter zu finden noch volle Kraft hat, so findet auch sein reines Herz kein Interesse dabei, Zweifel gegen sie zu erregen, sondern hat auch noch volle Kraft, sie zu lieben und zu wünschen — als wodurch es ihm bei seinem Nachsinnen über sie gar herrlich zu Hülfe kommt.

Dis führt zu seiner moralischen Seite, die für ihn selbst die entzückendste ist. — Wenn die Wollüst-

linge durch Unersätttlichkeit in ihren groben Gefühlsgenüssen das feinere Gefühl immer mehr verliehren, und sich durch leidenschaftliches Betreiben ihrer unsittlichen Handlungen nach und nach um alle Sittlichkeit bringen — wenn ihr Herz dadurch, daß es seine ganze Kraft nur auf Befridigungen des sinnlichsten aller Triebe, die oft die erzwungensten sind, verwendet und erschöpft, zuletzt auch nicht die geringste Kraft mehr zum Guten hat — wenn ihnen, falls sie ihre Leidenschaft ohnedis nicht sättigen könnten, keine Pflicht zu heilig ist, daß sie sie nicht deshalb überträten, und kein Laster zu schrecklich, daß sie es nicht deshalb ausübten — wenn sie, die auf solche Weise ebenso Abschaume ihres Geschlechts an der Seele sind, wie sie es am Leibe sind, von der Religion sich verlassen finden, wie die Tugend sich von ihnen, und nach lange getriebenem Gewissensspott in einer fürchterlichen Stunde, vom urplötzlichen Donner des Gewissens bis in ihr innerstes Inneres erschüttert, in voller Gedankenverwirrung ihrem schändlichen Dasein wohl selbst ein noch schändlicheres Ende machen, so, daß Alle, die davon hören, auch, wie vom Donner, erbeben — — wie herrlich sticht dann der Keusche gegen sie ab! Seine Keuschheit ist die Grundlage und Grundfeste, auf der er eine durchgängige und vollkommene Sittlichkeit bauet; eine Tugend nach der andern kehrt in sein Gemüth ein, und macht Wohnung darin. Allem Leichtsinn unzugänglich, betreibt er mit heiligem Ernst die treueste Erfüllung aller seiner Pflichten, und hat Herzenskraft genug, um auch das schwereste Gute männlich zu versuchen. So mora-

lischschön, und noch immer moralischschöner, beschauet er sich mit stillem Wohlgefallen auch im höheren Spiegel, und geniesst ununterbrochen jene Ruhe der Seele, die allein aus Reinheit der Seele entspringt. Die Religion wird seine erhabenste Wohlthäterin dabei, und verklärt ihn gleichsam im Genusse seiner Gewissensruhe; denn sie sagt ihm, daß er sich mit Gott unterhalte, wenn er sich mit seinem Gewissen unterhält, und daß mithin der Beifall seines Gewissens der unzubezweifelndste Ausdruck des Beifalls des reinesten und heiligsten Urgeistes sei. Als ein Liebling der Gottheit also, denkt er keinen Gedanken mit höherer Seligkeit, als den Gedanken an sie, vertraut felsenfest auf sie, auch auf den nothwendig eintretenden Fall seines irdischen Vergangs noch auf sie, und glaubt, daß ihn sein reines Herz dazu berechtige, sie einst zu schauen, oder in einem noch himmelreineren Zustande ihr noch näher zu kommen. In solchen Augenblicken, wo ihn dieser Glaube recht mit seiner göttlichen Kraft ergreift und durchdringt, wird ihm das übrige Gute fast zu klein, das ihm sein keuscher Karakter auch noch auf der Weltseite stiftet.

Doch — auch von dieser aus verdient er ernsthaft betrachtet zu werden. — Wenn die Wollüstlinge sich im bürgerlichen Leben mit Schimpf und Schande bedecken, und durch lüderlichen Aufwand aller Art ihre Habe, wie ihre Gesundheit, erschöpfen — wenn Niemand mit ihnen mehr Umgang haben will, als blos ähnliche Verworfene, und Jeden, der noch gesund

an Leib und Seele ist, vor ihnen eckelt und grauet — wenn stille und laute Verwünschungen sowohl einzelner durch sie Unglücklichgemachten, als auch ganzer durch sie in Kummer versetzten Häuser, sie lebenslang treffen, und alle junge Leute vor ihnen feierlich gewarnt werden — wenn sie, falls sie, gleichsam um sich selbst auf das härteste für ihre Ausschweifungen zu strafen, noch am Ende auf den Gedanken kommen, sich zu verehlichen, ein Familienleben führen, das auf allen Seiten das wahre Bild der Hölle ist — — wie so gut, wie so höchstgut hat es dann dagegen in allen diesen Hinsichten der Keusche! An seinem Nahmen hangt kein Schandfleck; in sein kleines Vermögen wühlt kein feiles Buhlen, kein üppiger Luxus. In allen guten Gesellschaften ist er willkommen; er kann sich seine Freunde wählen, wie er will, und die Edelsten von beiden Geschlechten werden es gern. Ueber ihn schreiet kein Verführter; über ihn seufzt kein Haus, daß er Zufridenheit und Eintracht darin störte. Ihn empfiehlt man Allen, die sich sittlich ausbilden wollen, zum Muster und zum Umgange, und jede Familie, in der er oft zu sein wünscht, nimmt ihn jederzeit mit Freuden in ihren Schos auf. Kommt er dann zu rechter Zeit darauf, selbst eine solche zu bauen, so gelingt es ihm herrlich. Er hat nun die Gattenwahl, wie er sonst blos die Freundewahl hatte, und die würdigsten Personen des andern Geschlechts reichen ihm gern die Hand. Es ist erste, heilige Liebe, mit der er liebt; so liebt er auch den erkornen Gegenstand auf das Höchste, und wird von ihm auf

das Höchste wiedergeliebt. Volle und noch unangegriffene Kraft auf der einen Seite, und weise Mässigung in ihren nunmehrigen Anwendungen auf der andern, verbürgen ihm gutes eheliches Einverständnis und häusliche Zufridenheit auf immer. Seine Nachkommenschaft tritt unbehindert hervor, und trägt das schöne Gepräge seiner Tugend und Fülle. Statt, daß die Wollüstlinge dann bald ganz kinderlos bleiben, bald doch nur Schwächlinge zeugen, die blos für den Todtengräber da sind, bald gar schon die Pest, welche sie zerfrisst, ihren Gezeugten gleich zur Mitgift auf ihr kurzes Dasein einpflanzen, sieht er ein ganzes grosses Häuflein gesunder, starker und lebhafter Kinder um sich her entstehen, treflich gedeihen und rüstig erwachsen. Liebe erzeugte sie — Liebe erzieht sie, und stärkt sich selbst nun durch ihre Erziehung noch mehr, als durch ihre Erzeugung vorhin. Glücklich er dann noch im Alter, daß er höhere Freuden derselben auch kannte, und daß ihm solche von jeher Mehr waren, als ihre sinnlichen! Nun vergisst er dieser gern über jene, welche durch die eigentlich menschlichen Vaterfreuden, durch die Freuden einer glücklichvollbrachten Erziehung aller Erzeugten, mit jedem Tage noch auf das reichlichste vermehrt werden. Im vollsten Genusse derselben reicht er jedesmal so herzlich, wie am Altare einst, dem Gatten aufs neue die Hand, und hört dabei aus seinem Innersten die Gottesstimme — so lohnt die Keuschheit!

III.

Der arbeitsame Karakter.

Nur einen flüchtigen Blick auf die gesamte Einrichtung des Menschen — so ists gleich erwiesen, daß er zur höchsten Wirksamkeit bestimmt sei. Welch eine künstliche und über Alles vollkommene Maschine ist sein Körper, und wie ist selbiger, als diese, zu in der That unzuberechnenden Bewegungen geschickt! Das einzige Glied desselben — die Hand — das königliche Glied, welches die Natur ihm vorzugsweise gab, auch nur betrachtet — wie macht sie ihn allein schon zum Meisterwerk der grossen Allbilderin! Wo hat aber auch wohl irgend ein anderer thierischer Körper die Werkzeuge sämtlicher Sinne in so allgemeiner Vollkommenheit aufzuweisen, wie er? Und — in dieser allerkünstlichsten, allervollkommensten Maschine thront Vernunft, die nicht nur durch das feinste Auge die unschätzbare Hand zu den bewundernswürdigsten Hervorbringungen führen, und dem Körper überall die unglaublichsten Geschicklichkeiten erwerben, sondern auch von jeder körperlichen Fähigkeit nach Absicht und Plan beliebigen Gebrauch machen kann! Wozu wäre denn dis Alles so, wie es ist, wenn der Mensch nicht das thätigste unter allen Erdgeschäpfen sein sollte? Es ist aber auch noch überdis dafür gesorgt, daß er es werde. Seine Kräfte regen sich gleichsam von selbst, und zwar um so stärker, je überschwenglicher das Mas ist, in welchem er sie besitzt. Ein Trieb, sie zu ge-

brauchen, und mit ihnen zu wirken, ist ihm wesentlicheigen; er mus wirken, wie und wozu es auch sei, oder es ist ihm, als lebte er nicht. Je mehr er aber wirkt, desto höher steigt sein Lebensgefühl, und desto mehr gefällt er sich auch in seiner Existenz. Daher dann eben seine bittern Klagen über die Langeweile, welche, so lächerlich sie klingeu, weil er sich tausend Geschäfte für eins machen kann, doch zum stärksten Beweise davon dienen, daß er bei Unthätigkeit sich selbst zur Last existire.

So überall zum Wirken eingerichtet, ja, durch sein eigenes Wesen selbst dazu getrieben, macht der Mensch auch bald die Erfarung, daß er seine Kräfte insgesamt durch ihre Anwendung noch mehr erhöhe und stärke, uud so durch Wirken zum Wirken noch immer geschickter werde. Er sieht, daß er sie durch lange Uebung zu einem ausserordentlichen Grade ausbilden, und sie so stark machen könne, daß sie auch grosser Anstrengung fähig werden. Wie? und er sollte sich nun nicht auch noch selbst zu recht emsigem Wirken bestimmen? Zu seinem Naturtriebe dazu sollte sich nun nicht auch ein Vernunfttrieb gesellen? Er hat ja, so oft er thätig ist, ein so lebhaftes und behagliches Gefühl seiner Existenz; dis sollte er sich nicht durch fleissige Uebung seiner Kräfte, da diese ihn zu noch immer höherer Thätigkeit geschickt macht, auch in noch immer höherem Grade zu verschaffen suchen?

Die Hauptsache ist nun freilich, worauf sich seine

Wirksamkeit zu richten habe; da er jedoch ein Vernunftwesen ist, so ist auch dis leicht anzugeben. Als ein solches kann er zwar wirken und sich beschäftigen, wie er will, soll aber nur auf das Gute hinwirken und sich nur nützlich beschäftigen wollen; denn nur dis entspricht seiner sittlichen Bestimmung, die er durch die Vernunft hat, vollkommen. Er ist frei, ja; — aber wie es die Vernunft ist, der er seine Freiheit zu danken hat, so soll sie es auch nur sein, auf die er bei dem Gebrauche derselben hört, und nach deren Aussprüchen er sich bei seiner Wirksamkeit und Beschäftigung richtet. Es ist mit ihm keineswegs wie mit den Thieren, welche ein untrüglicher Instinkt bei der Anwendung ihrer Kräfte auf das zweckmässigste und ihrer Bestimmung angemessenste leitet; er hat dergleichen gar nicht, sondern erhielt dafür eben die Vernunft, und nur diese kann ihn bei Anwendung seiner Kräfte zweckmässig und seiner Bestimmung angemessen leiten. Lässet er sich dann durch sie ebenso bei seinem Wirken richtig leiten, wie die Thiere durch ihren Instinkt bei ihrem Wirken richtig geleitet werden: so hat er auch Ehre davon, wie sie die Thiere nicht haben; wirkt er aber nur nach den Eingebungen seiner Sinnlichkeit, so hat jedes Arbeitsthier, das seine Kräfte durch die Vernunft seines Besitzers und Gebrauchers nützlich richten lässt, mehr Ehre, als er. Was hülfe ihm, dem Freien, auch alles noch so lebhafte Gefühl seiner Existenz, das ihm die höchste Thätigkeit gäbe, wenn er dabei nicht auch das Bewustsein hätte, daß diese seine Thätigkeit auf edle Zwecke hinwirke?

Nur hierdurch kann jenes Gefühl für ihn, als für ein moralisches Wesen, erst wahrhaftig angenehm werden; dahingegen es ihm um so mehr widrig werden mus, je lebhafter es ist, wenn er das, wozu er seine Kräfte so anstrengt, bei ruhigerem Nachdenken darüber als etwas Ruchloses, oder doch nur als eine blosse Posse, findet. — Seine Thätigkeit auf einen edlen Zweck hinrichten, etwas Gutes verrichten, sich nützlich beschäftigen, heisst — arbeiten; der Mensch ist also zum Arbeiten bestimmt.

Wie aber seine Kräfte durch Uebung grosser Anstrengung fähig werden, so darf er sie doch auch nie überanstrengen, wenn er seinen noch so guten Zweck durch ihre Anwendung glücklich erreichen will. Uebernimmt er zu viel, so erliegen sie sofort darunter, und er leistet alsdann grösstentheils gar nichts; gebraucht er sie zu anhaltend, so lassen sie immer mehr und mehr nach, und er bewirkt alsdann wenigstens nichts Vollkommenes mehr. Sucht er dann nicht selbst die Ruhe, so zwingt sie ihm die Natur endlich auf, und stellt durch sie die ermatteten Kräfte wieder her.

Da er aber auf sehr mannigfaltige Weise wirksam zu werden vermag, so kann er dadurch seine Thätigkeit verlängern, ja, sie oft unglaublichanhaltend machen, wenn er zu rechter Zeit eine Art der Wirksamkeit mit der andern vertauscht, und Verschidenes nach einander vornimmt. Wirklich liegts auch in ihm, daß ihm das ewi-

ge Einerlei bei seinem Thätigsein ebenso misfällig wird, als bei seinem Geniessen. So sehr ihm jedoch eine solche Abwechselung im Gebrauch seiner Kräfte, weise angewendet, zum vollkommeneren Wirken und Nützlichwerden behülflich ist: so sehr mus sie ihm auch hinderlich dabei werden, wenn er sie unmännlich übertreibt, und mit ihr spielt. Er leistet dann nie etwas Ganzes und Vollendetes, und verliehrt sogar am Ende das Vermögen, bei Geschäften, die etwas langwierig sind, auszudauern. — —

Nach diesen Prämissen lässt sich nun der Karakter der Arbeitsamkeit leicht bestimmen. . . Der Arbeitsame liebt den nützlichen Gebrauch seiner Kräfte. Wie er wirkliche Faulheit dem Faulthiere, und Müssiggang den Weichlingen, überlässt: so überlässt er Hang zu blossen Spielereien und Tändeleien den Kindern, und Narrenkünste den Narren. Das schöne Beispiel, welches ihm die ganze Natur gibt, legte den Grund zu seiner soliderern Denkart. Ueberall, wo Kräfte sind, sind sie nicht nur überhaupt, sondern auch auf das zweckmässigste, in Bewegung; wie könnte ich Mensch, dachte er daher frühzeitig, wenn auch nicht einzig und allein unthätig, doch einzig und allein auf eine falsche und meiner Bestimmung ungemässe Weise thätig sein wollen? Bin ich nicht das Wesen, das vor allen andern den höchsten Kraftreichthum besitzt? Bin ich nicht auch das einzige Wesen, welches von seinen Kräften freien Gebrauch machen, seine Art von Wirksamkeit wählen, und also auch nur im eigentlichen

Verstande thätig, d. h. selbstthätig, sein kann? Und ich sollte, da ich meine Bestimmung kenne, meine Wirksamkeit nicht übereinkommend mit ihr einrichten? ich sollte, da ich eine sittliche Bestimmung habe, nicht edelselbstthätig sein? . . Besonders betrachtete er oft die arbeitsame Spinne, die fleissige Biene, die geschäftige Ameise, und alle die grösseren und vollkommeneren Thiere, welche der Mensch zu für ihn arbeitenden Wesen zu bilden gewust hat, und rief ihnen zu — ihr sollt nicht besser sein, als ich. Sein religiöses Gefühl belehrte ihn aber auch, daß die durch ihren Beifall ihn so beseligende Gottheit unmöglich Wohlgefallen an ihm haben könne, wenn er nicht zum Guten so thätig, als möglich, wäre, und daß er sie durch würdigen Gebrauch aller seiner Fähigkeiten einzig und allein wahrhaftig verehre. Ein heiliger Müssiggang, bei dem man sich nur mit Singen und Beten, oder blos kontemplatif, beschäftigt, ist daher in seinen Augen um nichts besser, als jener profane, bei dem man weiter nichts thut, als daß man Freudengenüsse besorgt und beschickt, sich äuserlich schmückt, spielt, unnütze Gespräche unterhält, u. s. w. Ebenso ist ihm auch jene in der That übergeschäftig scheinende Lebensart, bei der man mit grossem Geräusch Tausenderlei, aber lauter Ueberflüssiges und Kinderleichtes, thut, und mithin im Grunde Nichts thut, nicht weniger verächtlich, als die wirkliche Trägheit. Er hälts dafür mit seinem Beruf; weil ihm selbiger die öftersten Gelegenheiten, seine Kräfte nützlich zu gebrauchen, am gewissesten reicht. In diesem lebt und webt er, und Niemand

darf ihn zur Betreibung desselben erst auffordern; er treibt sich selbst dazu an. Lässet ihm solcher viel Zeit übrig, so weis er sich auch noch sonst Arbeiten genug zu machen, und vermehrt dadurch noch seine Nützlichkeit. Dabei schläft er jedoch auch gehörig, weil er einmal schlafen mus, und unterlässt auch nicht, sich von Zeit zu Zeit sinnliche Vergnügungen zu bereiten und zu gewähren, die ihm, dem Arbeitsamen, vor allen Andern zukommen; nur richtet er ihre Genüsse so ein, daß Jeder sehen kann, er betrachte sie nur als Nebensache, seine Arbeiten aber als die Hauptsache. Wirkliche Geschäfte schiebt er ihrentwegen überhaupt ungern auf, sobald sie aber gar durch Aufschub litten, nie, und so wählt er auch nie solche Vergnügungen, die ihn am Ende wohl gar noch mehr ermüdeten, als Arbeiten. Schöpft er dann zu rechter Zeit einen wahrhaftigmenschlichen Freudengenus, so ist er überzeugt, daß er damit ebenfals einen nützlichen Gebrauch von seinen Kräften mache, weil er dadurch noch heiterer, und also geschickter zu Arbeiten, wird.

Der Arbeitsame ist mit Anstrengung thätig. Da er Zutrauen zu seinen geübten Kräften haben darf, so scheuchen ihn auch noch so schwere Geschäfte blos dadurch, daß sie schwer sind, nicht von sich zurück. Vielmehr, sobald er sich auf sie versteht, und sobald er glauben kann, daß sie, wenn er sich nur mehr, als gewöhnlich, angreifen, und sich keine Mühe dabei verdrüssen lassen will, ausführbar für ihn sein werden, unternimmt er sie desto lieber, weil seine Nützlichkeit ihm um so mehr zur

Ehre gereicht, je mehr Kraftaufwand sie ihm verursacht. Nur dann, wenn er offenbar sieht, daß er ihnen auf keinen Fall gewachsen sei, lässt er sich nicht auf sie ein, sondern weiset sie selbst von sich; wozu alle Anstrengung, wenn sie augenscheinlich ohne allen Nutzen ist? Je grösser sie dann wäre, desto thörichter wäre sie ja auch nur. Wie er nun auf solche Weise als ein kluger Mann unternimmt, so widmet er dann auch als ein rechtschaffener Mann dem Unternommenen das ganze Mas seiner Fähigkeiten. Er lebt alsdann blos für selbiges, und seine Gedanken sind ganz auf das gerichtet, was er unter Händen hat. Gebrauchte er dazu auch gleich nur seine körperlichen Kräfte vorzüglich, so lässt er doch sein Denkvermögen dabei die Aufsicht führen; er thut dis, wenn ihm auch seine Art von Arbeit schon ganz mechanisch geworden wäre. So dankbar er jede Erleichterung, die ihm Routine gewährt, annimmt, so weis er doch, daß sie allein nur etwas Mittelmässiges zu Wege bringe, und daß es kein Geschäft gebe, das man nicht dadurch, daß man Aufmerksamkeit und Nachdenken sie begleiten lässt, noch vollkommener verrichten könne; daß er aber das seinige so verrichte, ist ja eben sein Wille. Rasch und ohne Zeitverlust grif er die Arbeit an; so zögert er auch bei ihrer Betreibung nicht, sondern lässt ihre zu einander gehörenden Funktionen auch rasch auf einander folgen. Saumseligkeit im Geschäftsgange, Stillstand ohne Noth, Aufenthaltsmacherei durch unnöthige Bedenklichkeiten, sind ihm ebenso verhasst, wie wirkliche Trägheit und völlige Arbeitsunlust. Doch über-

eilt er sich auch bei seinen Verrichtungen nicht, und zwar um so weniger, wenn sie von der Art sind, daß jeder neue Theil derselben immer wieder auch neues Nachdenken erfordert. Vollkommen will er ja arbeiten; so mag auch das angenehmste Vergnügen schon irgendwo auf ihn warten, er nimmt sich doch zu seiner Arbeit die gehörige Zeit. Findet er, daß der Grad, in welchem er seine Kräfte anwendet, noch nicht hinreichend sei, um gut vorwärts zu kommen, so erhöhet er ihn, und achtet die Beschwerden nicht, welche ihm dis verursacht. Der Gedanke „so wirds besser gehen" hebt ihn herrlich dabei. Bei sehr mannigfaltigen Funktionen, aus welchen sein Geschäft besteht, sucht er es zwar so einzurichten, daß er bald leichtere, bald schwerere davon, betreibe, um die während der ersteren aufgesparten Kräfte hernach zu den letzteren desto schwungvoller hervorbrechen zu lassen; litte aber das Geschäft selbst dabei, oder bringts die Natur desselben so mit sich, daß er mehrere schwere hinter einander betreiben mus, so begibt er sich als ein Mann auch des Wechsels. Hernach jedoch sucht er den Schos der Ruhe; so, wie er überhaupt lieber gleich selbst ruhet, wenn er fühlt, daß seine gesamte Arbeitskraft in hohem Grade nachläßt, als daß er warten sollte, bis etwa seine Gedanken sich völlig verwirrten, oder seine Hände wie gelähmt niedersänken, oder ihm gar die Augen zufielen; nicht nur, daß ihm jeder weitere Anstrengungsversuch doch nur mislingen würde, sondern er würde auch, wenn er nicht so thäte, die Zerrüttung seiner Kräfte befördern, und so die Pflicht der Selbsterhaltung übertreten.

Ja, da er aus Erfarung weis, daß es Tage gebe, an welchen seine Kräfte keiner grossen Anstrengung fähig sind, wie es Tage gibt, an denen sie die grösseste Anstrengung ertragen: so benutzt er zwar die letzteren wacker, und arbeitet an ihnen vor, übt dann aber auch, sobald er offenbar sieht, einer der ersteren sei da, Schonung an selbigem gegen sich selbst aus, und thut um so mehr auf grosse Anstrengung alsdann gleich Verzicht, da er bereits vorgearbeitet hat, und vieleicht morgen schon ebenso wieder vorzuarbeiten im Stande sein wird. Habsucht und Geitz können ihn in einem solchen Falle nie verleiten, Unmenschlichkeit gegen sich selbst auszuüben; am allerwenigsten aber dann, wenn er gar wirklich krank ist. Dann läßt er sogar jeden Beruf liegen, welcher es auch sei, und sorgt erst für seine Genesung, um ihm hernach desto länger und desto besser wieder vorstehen zu können.

Der Arbeitsame zeigt sich beharrlich bei demselben Geschäft so lange, als nöthig. Wie er nicht Vielerlei auf einmal anfängt, weil er sich selbst nicht theilen kann, so fällt er auch nicht aus eigenem freien Antriebe von dem Einen bald wieder ganz und mit gleicher Anstrengung auf das Andere. Er will ja wahrhaftig nützlich werden; wie könnte er dis, wenn er nichts vollendete, nichts fertig machte? Nützt denn eine Arbeit gehörig, ehe sie fertig ist? Auch fühlt er, daß Veränderlichkeit überhaupt etwas Unmännliches sei, und so mus er glauben, daß sie sich bei Arbeiten und Geschäften am wenigsten für ihn schicke. Er sieht ja, daß sogar Thiere,

die ihr blosser Instinkt, oder Kunsttrieb, in Thätigkeit setzt, ihre angefangenen Arbeiten ohne gewaltsame Störung nicht aufgeben, sondern wohl gar das Zerstörte wiederherstellen, und dann weiter fortarbeiten; und er, der als ein Vernunftwesen seine Arbeiten selbst bestimmt, und aus Absichten thätig wird, sollte einen Gefallen daran finden, die rasch angefangene und mit aller Kraft eine Zeitlang betriebene Arbeit sich hernach wieder leid werden zu lassen, und seine gehabten Absichten ohne Noth aufzugeben, und unaufhörlich gegen andere zu vertauschen, ohne eine davon zu erreichen? Nein, so tief läßt er sich selbst nicht fallen, sondern bleibt sich bei seinen Vorsätzen und Zwecken gleich, und die männliche Freude, eine einzige Arbeit vollbracht zu haben, ist ihm Mehr werth, als alle die kindischen Freuden, Zehnerlei an einem Tage angefangen zu haben, zusammen. Ein Anderes ists, wenn er von einer angefangenen Arbeit ablassen mus. Da besteht er nicht aus Eigensinn — dem dis würde ebenso unmännlich sein — gerade auf einen gewissen Gebrauch seiner Kräfte, den er einmal nicht fortsetzen kann, sondern wählt einen andern ihm freigelassenen, der auch nützlich ist; die Sache ist ja doch nur, daß er nützlich werden will. Was kann er für die eingetretenen ungewöhnlichen und unerwarteten Hindernisse? Was kann er dafür, daß seine ganze aufgebotene Kraftmasse nichts gegen sie vermag? Als ein Kluger gibt er also das angefangene Geschäft wieder auf, wie er es als ein Solcher nie angefangen haben würde, wenn er Alles hätte vorherwissen können. Auf gleiche Weise verfährt er, wenn

Umstände verursachen, daß der bestimmte Gebrauch seiner Kräfte, wenn er ihn auch fortsetzen kann und darf, doch wenigstens den beabsichtigten Erfolg nicht hat, oder ihn bei seiner Arbeit um nichts weiter bringt. Dann gibt er ihn auch, entweder ganz und gar, oder doch auf eine Zeitlang, auf, und nimmt sogleich etwas anderes Nützliches vor. Ja, wenn er auch nur merkt, daß seine Kräfte zwar nicht insgesamt, aber doch einzeln, erschöpft sind, oder daß sie durch zu langen Einerleigebrauch zu demselben Geschäft nicht mehr tauglich sind: so wechselt er sogar absichtlich mit seinen Absichten und Arbeiten ab. Während daß er dann andere Kräfte, die noch rüstig sind, anstrengt, erholen sich die vorher angestrengten wieder, und während daß er dieselben Kräfte auf eine andere Weise gebraucht, werden sie zum vorigen Gebrauche wieder geschickt. So bringt er es dahin, daß er, wenn auch nicht immer, doch weit länger, als sonst, arbeiten kann, und daß er, so lange er arbeitet, immer gut arbeitet — folglich so nützlich wird, als nur in seinen Kräften steht. Mag ihm dann immerhin nachgesagt werden, daß er auch zu den Leuten gehöre, die gern Vielerlei anfangen; er weis sich sicher, daß dis nicht aus Leichtsinn und Wankelmuth, sondern aus Trieb, noch mehr zu wirken, von ihm geschehe. „Lasset mir nur Zeit, spricht er; so werdet ihr sehen, daß ich, wie ich Mehreres nach einander anfing, auch Eins nach dem Andern vollende. Vor der Hand habt genug daran, daß ich immer mit gleicher Lust arbeite; daß ich aber dis gern haben mag, werdet ihr

mir, als einem so nützlichen Manne, schon erlauben können.“ — —

Nun zu dem Heile, das sich der Arbeitsame bereitet!

Er hat fortdauernd das höchste und seligste Existenzgefühl. Edle Selbstthätigkeit ist allein nur vollkommenes Leben für so ein Wesen, wie er ist; er schwebt in ihr gleichsam unaufhörlich — o wohl, über Alles wohl ihm! So oft er durch freien Gebrauch seiner Kräfte in der Aussenwelt beträchtliche Veränderungen hervorbringt, und dabei denkt — du bists, der sie hervorbringt — wird er sich seines eigenen wirklichen Daseins, wie des ihrigen, weit deutlicher und lebhafter zugleich bewust, als wenn sie noch so beträchtliche Veränderungen in ihm hervorbringt. Weit, weit über das Selbstgefühl im passifen Zustande — wenn dieser auch von der angenehmsten Art wäre — geht das Selbstgefühl im aktifen Zustande. Und — wenn ihm dann sein Herz dabei sagt, daß die beträchtlichen Veränderungen, die er in der Aussenwelt hervorbringt, gut sind, und daß der freie Gebrauch, welchen er von seinen Kräften macht, ebenso edel und wohlthätig, als emsig und eifrig, sei: so fühlt er sich in der That in einem göttlichen Sein. Dis ist das Höchste, dessen ein Wesen fähig ist — absichtlich Veränderungen der Welt zu bewirken, die ins Bessere gehen; hierdurch nähert es sich dem unerreichbaren Urwesen, das der Urgrund der Welt ist. Die oberste Vernunft schuf und bildete — die Untervernünfte schaffen fort, bilden aus; auf Erden ist der Mensch die

Untervernunft — ihm also ward das Fortschaffen des Geschaffenen, das Ausbilden des Gebildeten auf ihr als eine göttliche Prärogatife eingeräumt, uud zugleich zum ehrenvollsten Beruf gemacht. Kein Wunder demnach, daß er, wie nie wahrhaftigmehr, so auch nie lieber, existirt, als wenn er sich dieser Prärogatife bedient, und seinen ehrenvollen Beruf erfüllt. Wirken gewährt das höchste Existenzgefühl — nützlich wirken das höchste und seligste zugleich. Freudig fängt der Mensch schon ein gutes Geschäft an — noch freudiger setzt er es fort; hat er es aber vollendet, so steigt seine Freudigkeit aufs Höchste. Der Augenblick, in dem man ruft — Vollbracht — Gutes vollbracht — geht über Alles, und zwar um so mehr, je schwerer das vollbrachte Gute an sich war, oder je schwerer es durch eintretende Hindernisse gemacht ward. Der Arbeitsame hat solche Augenblicke häufig — er schwebt gleichsam im nützlichen Wirken unaufhörlich; so hat er auch fortdauernd jenes höchste und seligste Existenzgefühl. An einem Tage lebt er wahrhaftigmehr, und hat Mehr von seinem Leben, als der Träge von einem ganzen Jahre; an einem Tage lebt er mehr, und hat Mehr vom Leben, als der über und über Faule von allen seinen siebenzig oder achtzig Jahren hat. Der Welt gehts ebenso, wie ihm; sie hat auch von einem seiner Tage Mehr, als von einem Jahre des Trägen, und vom ganzen Leben des menschlichen Faulthiers. Diese Vorstellung kommt nun für ihn noch dazu, und bewirkt, daß er sich in der Selig-

keit seines Existenzgefühls durch das Gefühl seines Werths bis zum Himmel erhebt.

Der Arbeitsame ist lebendig davon überzeugt, daß er Gott in seinem Sein ebenso gefalle, wie er sich selbst darin gefällt. Er ist wirklich dem Zwecke seines Daseins gemäs da; er wird das Wesen in der That, das er sein soll; er gebraucht die ausnehmenden Kräfte, welche er hat, auf das emsigste, und gebraucht sie als ein Vernunftwesen auch vernunftmässig, oder zum Guten; wie? und seines heiligen und weisen Urhebers Beifall sollte ihn nicht krönen? Dieser erblickt ja in ihm ein vollendetes Werk seiner Hand, ein Individuum der vorzüglichsten Gattung von Erdengeschöpfen in der ihr zugedachten Herrlichkeit; so mus er ihm hold sein. Freuen, daß man sich so ausdrücke, mus er sich über ihn, wie er sich über sich selbst freuet; denn selbiger ahmt ihm ja nach, ist ihm ja ähnlich. So wird die Seligkeit, welche der Arbeitsame aus sich selbst schöpfte, nun noch weit grösser, und, wenn er sich schon durch das Gefühl seines sittlichen Werths zum Himmel erhub, so ists nun, als zöge ihn der Himmel nach sich. Mit voller Herzenskraft denkt er Gott; mit kindlicher Zuversicht vertrauet er auf ihn, und — das nicht vergeblich. Ihn kann Gott segnen — nur ihn; so segnet er ihn gewis, und der blosse Gedanke hieran hebt schon seine Kräfte, und macht ihn zu seinen Berufsgeschäften, wie zu jedem andern nützlichen Geschäft, noch stärker.

Der Arbeitsame breitet das Gefühl seines Werths auch um sich her aus. Jeder wird ja gewahr, was für eine Anwendung von seiner Zeit und Kraft er mache, und mus zugeben, daß es die rechte, die wahrhaftigmenschliche sei. Er ist ein zu nützlicher Mann, als daß man ihn nicht für ein würdiges Glied der Gesellschaft erklären sollte; wer selbst Verdienste hat, wer Verdienste zu schätzen weis, lässt den Seinigen Gerechtigkeit widerfaren, und sogar der Müssiggänger mus wenigstens im Herzen wünschen, daß er ihm gleich sein möchte. Er weis dis, und so lässet er sich sehen, wo er will, und tritt allenthalben, wo er erscheint, mit Freimüthigkeit und Unbefangenheit auf und ein. Jeden Anspruch, den er mit Recht zu machen hat, macht er dreust; jedes Gesuch, das ihm nothwendig wird, thut er zuversichtlich; jedes Vergnügen, das er geniesst, geniesst er mit der Mine — es kommt mir zu. Seine Mitbürger müssen dis Alles gelten lassen; jede Einwendung, die sie dagegen machten, würde nicht ihn, sondern sie selbst, beschimpfen. Die Besten unter ihnen eilen daher, ihm Beweise ihrer Werthschätzung zu geben; sie erwiedern seine Freimüthigkeit mit Trautheit, befriedigen seine Ansprüche, ehe er sie laut macht, werden ihm, dem Nützlichen, gern und unaufgefordert nützlich, halten bei ihren Freudengenüssen immer einen Platz für ihn offen, und laden ihn, wenn er nicht aus sich kommt, dazu ein. Findet er ja Menschen, die seinen Werth verkennen, so darf er ihn gegen sie behaupten, und ihnen das Gefühl desselben aufdringen, weun sie es aus sich

nicht haben wollen. Er darf sich, wenns Noth thut, feierlich auf seine Verdienste gegen sie berufen, selbige ihnen geradezu unter die Augen halten, und ihnen, wenn sie offenbare Taugenichtse und Müssiggänger sind, ins Gesicht sagen — ihr dürfet euch mit mir nicht vergleichen — ich arbeite, ihr lasst für euch arbeiten — ich erwerbe, ihr verzehret nur — ich gehöre zu den Honigbienen, ihr zu den Raubbienen — machet Platz, wenn ich komme!

Der Arbeitsame besitzt und geniesst in der Welt zur Genüge, und besitzt am zufridensten, und geniesst am vollkommensten. Der emsige nützliche Gebrauch seiner Kräfte gibt ihm, wenn das Schicksal auch sonst nicht freigebig für ihn gewesen wäre, nicht nur sein hinreichendes Auskommen, sondern auch Mittel, sich wohlzuthun. Er erwirbt selbst, auf wackere Weise selbst; so blickt er freudig auf das Erworbene hin, und nennt es sein. Ist seine ganze Habe von ihm selbst erworben, desto schöner, und hat er sich sehr aus dem Staube hervorgearbeitet — welch einen lieben Anblick gewährt ihm sein beträchtliches Vermögen, das wirklich ganz sein Eigenthum ist! Hat er aber auch Erbgut, oder anderes blosses Schicksalsgut darunter, so ist ihm doch der Theil davon nur der liebste, den er selbst ehrlich erwarb. Daß ihn Gott gesegnet habe, rühmt er mit frommer Dankbarkeit; sein Fleis aber war es doch, der den Segen Gottes anleitete; wo mag ein zufridenerer Besitzer sein, als er? Mögen nun Andere um ihn her noch so reich schon geboren

worden sein, oder sich noch so reich gestohlen, gelogen, geschworen u. s. w. haben, so ist er doch, wenn er auch weit Weniger hätte, als sie, in seinen Augen weit reicher, als sie. Er hat das, was er hat, mit Ehren, und kann offenherzig Jedem sagen, wie er dazu gekommen ist. Er fürchtet auch daher gar nicht, daß er wieder darum kommen könne, und es ist ihm, als dürften ihm auch die Elemente das nicht nehmen, was er sich auf eine rechtschaffene Weise erworben hat; geschähe es aber doch, daß es ihm auf irgend eine Art wieder genommen würde — was wärs weiter? Er hat arbeiten gelernt, und arbeitet gern; so brauchte er doch nicht Noth zu leiden, und kann also auf jeden Fall der Zukunft wegen unbekümmert sein. Wie er der zufridenste Besitzer ist, so ist er auch der vollkommenste Geniesser. Schon jeder Bissen Brodts wird ihm dadurch schmackhafter, wenn er dabei denkt — eigenes, im eigentlichen Verstande eigenes, selbstverdientes Brodt! Die Freude vollends, wenn er sie sich gewährt, wie schön wird sie ihm erst recht durch die Vorstellung, daß sie ihm als Lohn für edle Anstrengung seiner Kräfte vor Allen gebühre! Jede sinnliche Ergötzlichkeit wird ihm auch an sich selbst dadurch weit angenehmer, daß er von Thätigkeit zu ihr übergeht, und, wenn die, welche in dergleichen immer leben, wie er in Arbeit lebt, oder doch gar nichts Beschwerliches zu verrichten pflegen, mitten in ihrem Genusse gähnen, und sie blos zum Zeitvertreibe geniessen, so nimmt er auf das herzlichste an ihnen Theil, und fühlt sich nachher noch durch sie erheitert. Selbst der Schlaf

ist ihm süsser nach der Arbeit, und jede völlige Ruhe wird für ihn eine Art von seligem Zustande, wenn er sich, von langer Arbeit ermüdet, in ihren friedlichen Schos begibt. Er würde daher auch gern und wacker arbeiten, wenn er auch noch so reich wäre.

Der Arbeitsame erhält sogar, gleichsam wie nebenzu, auch sich selbst, sein Leben und seine Kräfte, auf das längste und beste. Wer dadurch für seine Dauer und für seinen guten Wesenszustand am klügsten zu sorgen gedenkt, daß er seine Kräfte nicht angreife, jede Bemühung von Belang scheue, und sich blos durch Spatzirengehen bewege, der irrt sehr, und zeigt, daß er sich auf sein eigenes Wesen schlecht verstehe. Seine Kräfte insgesamt regen sich ja von selbst, und wollen also angegriffen sein; woher hätte er denn auch das Mas von Kräften, das er hat, wenn er sie nicht frühzeitig angegriffen hätte? Als Kind schon, ohne es zu wissen, oder doch späterhin um Kleinigkeiten blos, grif er sie an, und strengte sie oft recht an. Blos dadurch, daß er sie in Thätigkeit setzte, bildete er sie aus, stärkte und erhöhete sie; und — nun sollte es ihnen schaden, wenn er sie als Mann angriffe und anstrengte? Ihre Anstrengung, wenn sie sie zu schwächen scheint, schwächt sie nur auf Augenblicke, stärkt sie aber als Uebung für die Folge noch weit mehr. Ebenso wird auch die körperliche Gesundheit nicht durch öfteres langes Bleiben und Beharren des Körpers in einerlei Laze und Stellung, sondern durch viel Bewegung und durch starke Bewegung desselben, wahrhaftig befördert. Sei-

ne ganze Einrichtung bringt es so mit sich, und alle Faulen, die sich nur im Bette, oder im Lehnstuhle, wie in ihrem Element befinden, musten von jeher für ihre unnatürliche Lebensart, so behaglich sie sie auch für sich fanden, auf das traurigste büssen. Heil dem Arbeitsamen! Durch vernünftige Anstrengung seiner Kräfte übt er sie, und durch Uebung macht er sie noch immer vermögender; durch weise Abwechselung in den Geschäften erhält er sie in Gleichgewicht; durch körperliche Arbeiten, die er sich, sogar wenn sein Beruf sie nicht mit sich bringt, oder sie doch nur zu leicht für ihn hat, in gehörigem Grade absichtlich macht, schaft er sich die nöthige Bewegung, und treibt das Spatzirengehen blos als Vergnügen; sein Frohsinn und seine heitere Laune, die ihm das glückliche Vollbringen angefangener Geschäfte und das Bewustsein, ein nützlicher Mann zu sein, gewähren, kommen dazu, und verbreiten immer neues und frisches Leben über sein ganzes Wesen, und — so bleibt er gesund und bei guten Kräften, so lange es die Natur ihm erlaubt, und oft bis ins höchste Alter.

Der Arbeitsame macht endlich auch den schönsten und beneidenswerthesten Lebensbeschlus. Wenn das hohe Alter sich ihm nähert, wenn seine Kräfte merklich Vergang nehmen; so mus er freilich auf *starke* Anstrengung derselben Verzicht thun, und sein Nützlichwerden einschränken; aber das schadet ihm nun weiter nichts. *Hat* er doch seine Kräfte stark genug angestrengt, *ist* er doch aufs Höchste nützlich geworden, und weis dis doch

Feder. So freuet er sich herzlich, wenn er nun Jüngere sieht, die ihn an Brauchbarkeit übertreffen, erblickt sich in ihnen, wie er sonst war, und wünscht der Welt zu ihnen, und ihnen zu sich selbst, Glück; diese aber ehren ihn als ihren Vorgänger noch hoch, schreiben der Kraft seines ermunternden Beispiels von ihren Verdiensten Viel zu, und theilen ihren Werth mit ihm. Er zieht sich bescheiden von wichtigeren Geschäften immer mehr und mehr zurück, damit er nicht der Gesellschaft mehr schade, als nütze, beschäftigt sich aber doch immer noch nach dem Masse seiner Kräfte. Wollen diese aber gar keine Anstrengung mehr ertragen, so gibt er, weil es so sein soll, alle Arbeit auf, und hält sich nun an den Rückblick auf sein ganzes arbeitsam geführtes Leben. Dieser hat unendliche Reitze von ganz eigener Art für ihn, und es ist, als wenn die Natur ihn darum auf eine kurze Zeit eher ausser Thätigkeit versetzte, als sie ihn abruft, damit er sie noch als den letzten schönsten Erdenlohn für seine Tugend in heiligster Stille geniessen sollte. Die Kraft dazu — diese Kraft hat er noch, und so wendet er sie mit Inbrunst an, um sich mitten im völligen Vergange noch zu erheitern. O wie erquickt ihn, den gänzlich Unvermögenden, da das Bewustsein, alle seine Vermögen in edler Wirksamkeit verbraucht zu haben! wie labt ihn, den Scheidenden, die Ueberzeugung, auf der Erde, von der er sich trennt, sein Leben rechtschaffen angewendet zu haben, und noch Beweise genug davon hinter sich zu lassen! Mit der gewissen Hoffnung, daß er, der immer Thätiggewesene,

nun zu weit grösserer Thätigkeit in höheren Sphären übergehe, gibt er noch den Geist auf, und alle Guten bedauern seinen Tod als einen Verlust für die Welt, und in holder Unvergeslichkeit schwebt sein Andenken noch mehrere Menschenalter hindurch.

Reinlichkeit ist eben so nothwendig, als leicht.

Materialien zum Vorhalt an Personen, die sie vernachlässigen.

Allerdings ist das Gebiet der Reinlichkeit von beträchtlichem Umfange, und es gehört in dasselbe nicht blos unser Körper selbst, sondern auch Alles, was an und um ihn ist. Wie, wenn er voll Unflats und Ungeziefers ist, es auch bald unsere Bedeckungsstücke, und dann sogar unsere Aufenthalte, werden: so machen ihn diese auch bald voll davon, wenn sie es sind; die Wohnung steckt dann die Kleidung an, und die Kleidung den Körper. Dessen ungeachtet ist Reinlichkeit leicht zu erhalten, und Niemand, der sie hintenansetzt, darf sich damit entschuldigen, daß er sie wohl hintenansetzen müsse.

Kinder und Kranke haben's schlimm genug, daß sie dabei von andern abhangen; jeder Erwachsene und Gesunde aber hat Kräfte, für Reinlichkeit zu sorgen, und darf nur einen kleinen Theil davon anwenden, um sie immer zu behaupten. Welch eine geringe Mühe machts doch, sich zu waschen, sein Zeug und seine Geräthschaften zu säubern, sein Zimmer zu fegen und zu lüften, u. s. w.!

Zeit gehört auch nicht viel dazu — besonders, wenn man die Unreinigkeiten auf keiner Seite Ueberhand nehmen läfft; und so viel Zeit dann dazu gehört, hat Jeder, wenn er sie nur haben will. Geld wird oft dazu gar nicht gebraucht, immer aber nur in Kleinigkeiten. Wasser hat Jeder umsonst, Zugluft auch, und was kostet ein Kamm z. E. oder ein Besen, oder eine Bürste? In der That, wenn alle Tugenden so leicht zu haben wären, als die Reinlichkeit, so wäre es nicht schwer, ein moralischvollkommener Mensch zu sein. Blos an Lust zu ihr mus es uns nur nicht gebrechen.

Aber auch dafür, daß es uns an dieser nicht gebräche, ist durch unsere sinnliche Natur selbst gesorgt. Nicht nur unser Gefühl findet Ungeziefer und Unflat an uns lästig, und fordert uns dadurch auf, dergleichen von uns zu schaffen, sondern auch unser Geruch empört sich gegen alle stinkenden Ausdünstungen, und zwar um so mehr, je näher sie uns sind; ja, der blosse Anblick alles Schmutzigen ist uns schon ekelhaft. Wird aber dann der schmutzige Anblick entfernt, die stinkende Ausdünstung weggeschaft, das lästige Gefühl vertilgt, so treten wir dafür in einen Zustand des Wohlbehagens ein. Dis ist unsere natürliche Einrichtung; was soll man von Menschen denken, welche die Lust, die ihnen die Natur zur Reinlichkeit gleichsam aufzwingt, in Unlust dazu verkehren, ihr eigenes Gefühl verleugnen, und gegen Gestank nud Schmutz dicht um sich her, ja, wohl gar an und aus sich selbst, völlig gleichgültig sind? Haben sie denn etwa die Sinne nicht

so vollkommen, wie wir Uebrigen sie haben? oder sind ihre Nerven von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit, als die unsrigen, daß das, was auf uns die widrigsten Eindrücke macht, auf sie entweder gar keine, oder angenehme Eindrücke macht? Uns darf die Reinlichkeit so wenig erst durch Gründe empfohlen werden, als das Leben; wie wir dieses lieben müssen, so müssen wir gleichsam auch jene lieben, die das halbe Leben für uns ist, und bei der wir erst angenehm existiren. Sie ists, derentwegen wir das Krankenbette besonders fürchten, und, müsten wir wählen zwischen ihr und dem Reichthum, so griffen wir, wie aus Instinkt, nach ihr. Lieber die einfachste Mahlzeit, und nur rein; lieber das gemeinste Lager, die gemeinste Kleidung, und nur rein; lieber die kleinste Hütte, und nur rein; — so denken wir, so müssen wir denken, und es ist als zwänge uns unsere Wesenseinrichtung dazu.

Es gibt aber auch im Menschen ein gewisses Gefühl von der Schönheit seines Körpers und von der Majestät seiner ganzen äuserlichen Gestalt, und, wenn dieses sogar den Hang zum Putz unter allen Nationen hervorbringt, wie vielmehr mus es den ihm schon natürlichen Hang zur Reinlichkeit, die der wahre Putz ist, stärken! Kann er sich auch wohl ansehen, ohne Achtung für sein Aeuserliches zu hegen? Und, wenn er auch nicht die geringste Kentnis von der inneren allervollkommensten Einrichtung seines Körpers hätte, so müste er doch beim

Anblick desselben ausrufen — welch ein Bau, welch ein Wuchs ist dis! wie lässet er alle andere thierische Körper so weit hinter sich zurück! Das Geringste aber, was der Mensch thun kann, um die hierdurch sich ihm aufzwingende Achtung gegen seinen Körper zu äusern, ist doch wohl, daß er ihn rein hält, und das Natürlichwohlanständige desselben, das reitzende Ebenmas seiner Theile, die schöne Fleischfarbe, den stattlichen Haarschmuck und das ausdruckvolle Gesicht durch Schmutz nicht verunstaltet; woraus dann, weil dis sonst nicht zu bewirken wäre, wieder folgt, daß er auch Alles, was nahe um ihn her ist, rein halten mus. Was soll man also ebenfals wieder von Leuten denken, die durch ihr unsauberes Wesen überall zu erkennen geben, daß es ihnen an aller Ihresgleichen doch so natürlichen Achtung für ihren so einziggestalteten Körper fehle? Verdienen sie ihn auch wohl, oder gehörte ihnen nicht vielmehr der Körper solcher Thierarten, mit denen sie an Unreinlichkeit wetteifern? Dieser sind aber auch in der That unter denen, welche, wie der Mensch, auf der Oberfläche der Erde leben, nur wenige; die übrigen insgesamt halten sich, wenn sie ihre Freiheit haben, auf das emsigste rein. Sie entledigen sich vom Ungeziefer, wenn sie dergleichen haben, oder nicht selbst sind, baden sich, lecken sich, schnabeln sich, halten zum Theile sogar ihre Wohnplätze unflatfrei, u. s. w. Unter diese insgesamt sinkt dann also der unreinliche Mensch sogar noch weit herab; jeder Zaunkönig beschämt ihn. Sollte er wirklich auser

dieser einzigen Vorstellung noch anderer bedürfen, um seiner schmutzigen Lebensart zu entsagen? Ist dis — nun, so höre er auf folgende.

An Reinlichkeit ist ebenso unsere lange und gesunde Fortdauer gebunden, wie an Keuschheit. Tausende von Kindern, die sich noch nicht selbst reinigen können, und von unnatürlichen Eltern vernachlässigt werden, liefern zu allen Zeiten den traurigsten Beweis hiervon. Mit den Erwachsenen, die sich von dieser Seite selbst vernachlässigen, ists dasselbe. Ein ganzes Heer von Krankheiten hat entweder wirklich seinen Ursprung von grober Unreinlichkeit, oder wird doch durch sie gefärlicher und ausgebreiteter. Die Pest selbst wütet blos, durch sie unterstützt, oft so unaufhaltsam unter den Morgenländern. Krankheiten hingegen, die aus andern Ursachen entstehen, werden durch Reinlichkeit nicht selten gehoben, immer aber weniger gefärlich gemacht, und jeder Siechling kennt keine grössere Wohlthat, als sie. Dauerhaftgesund kann aber auch der Gesundeste nicht sein ohne sie. Wenn Ungeziefer die besten Säfte wegsaugt — wenn Unflat die Poren verstopft und die Ausdünstung zurücktreibt — wenn faule Luft unaufhörlich eingeathmet wird: so befinde man sich in einem noch so starken und guten körperlichen Zustande; es ist unmöglich, daß selbiger lange anhalten sollte. Eine bleiche Farbe kündigt bald den Vergang der Gesundheit an, der sich, wenn die Unreinlichkeit fortdauert, mit ihrem völligen Verluste endigt. Wer also seine Gesundheit liebt, der mus auch die Reinlichkeit lieben;

durch diese behält er sie nicht nur gewisser, sondern stärkt sie auch noch. Jeder empfindet ja gleich das Wohlthätige auf der Stelle, das die Einathmung frischer Luft für ihn hat; Jeder fühlt sich, sobald er sich mit frischem Wasser wäscht, erquickt, und, wenn er aus dem Bade steigt, wie neugeboren. Sorgt man nun immer dafür, daß man sich in einer guten Atmosphäre befinde, so müssen die Lebenshandlungen auch noch immer freier und glücklicher von statten gehen; wäscht man sich fleissig kalt, so müssen die häufigen dadurch bewirkten Stärkungen noch immer stärker machen. Frische Nahrungsmittel vollends, die an sich rein, und auch rein zubereitet sind, wie müssen sie, wenn man immer nur dergleichen zu sich nimmt, das ganze Räder- und Treibwerk der körperlichen Maschine in einen noch immer vollkommeneren Zustand versetzen! Es gibt Theile unseres Körpers, die wir mit der Zeit zu verliehren pflegen, aber auch vor ihrem Verluste schützt die Reinlichkeit nicht nur noch am meisten, sondern erhält auch diese sogar in ihrer guten Beschaffenheit. Das Haupthaar — wie schmückt es den Menschen! welch eine zweckmässige Naturdecke seines edelsten Körpertheils ists! was für Dienste leistet es ihm bei den Ausdünstungen des Kopfs! Die Zähne — wie zieren sie ihn ebenfals so schön! wie befördern sie seine Sprache! wie arbeiten sie der Verdauung vor, und machen ihm tausend Dinge allein geniesbar, die die Natur sonst vergeblich für ihn hätte! Nur dadurch aber, daß er weder an seinen Haaren, noch an seinen Zähnen, Unrath leidet, bleiben Haare und Zähne ihm getreu und gehörigbrauch-

bar. Wie es nun mit unserem Leibe ist, so ists auch mit Allem, was ihn umgibt, und was wir sonst für uns brauchen. Ohne Unterschied dauert Solches, wie er, länger und besser, wenn wir es auch rein halten, wie ihn. Man nehme die Kleider, die Betten, die Geräthschaften, die einzelneu Theile des Hauses, das ganze Haus selbst, ja, jeden grossen oder kleinen Vorrath an Viktualien — durchgängig gilt die Regel: willst du etwas lange haben und gut haben, so säubere es fleissig; es verstockt, verfault, verweset sonst in sich selbst, wie du, wenn du dich nicht fleissig säuberst, bei lebendigem Leibe.

Gesetzt jedoch, man gefiele sich nun einmal in seiner Unreinlichkeit selbst — würde man dabei auch Andern gefallen? — Es ist ja doch gleich auffallend, daß die unreinlichsten Menschen sich oft am ersten und am meisten über jede kleine Unreinlichkeit aufhalten, wenn sie sie an und bei Andern erblicken. Wenn dis nun auch blos ein lustiges Gelächter verursacht, so sollten sie sich doch schon hierdurch davou lebendig überzeugen, daß sie selbst Andern auf das höchste misfallen. Es ist aber auch ausgemacht wahr, daß alle nur einigermassen gebildete Menschen gleichsam stillschweigends einen Bund unter sich geschlossen haben, nur diejenigen zu schätzen, die Freunde der Reinlichkeit sind. Dis geht so weit, daß man oft Leute von den grössesten Talenten und Verdiensten verachtet, wenn sie sich um das kleine Verdienst nicht bekümmern, ihre Gegenwart nicht ekelhaft zu machen, und daß

erblickter Hang zur Schmutzigkeit, wenn er unheilbar zu sein scheint, die beste Freundschaft, die feurigste Liebe zerstört. Ekel ist Ekel, es verursache ihn, wer da will, und nur die Vorstellung, daß ihn Jemand ohne seine Schuld erwecke, kann ihn uns erträglich machen; doch hält dis auch schon oft schwer genug, und so ist es vollends reinhin unmöglich, daß sich Menschen von einiger Kultur im Ganzen über Ekel, der offenbar durch Nachläßigkeit und durch Hang zum cynischen Aeuserlichen erweckt wird, wegsetzen könnten. Ihre Sinne empören sich schon dagegen — ihre Vernunft noch mehr; wer könnte auf Leute noch etwas halten, die sich in unsaubere Thiere verwandeln? Wollen wir also Andern gefallen, so müssen wir uns der Reinlichkeit befleissigen; daß wir ihnen aber gefallen, oder doch wenigstens durch unsere Schuld nicht misfallen, mus doch wohl unser grosses Bestreben sein. Je mehr wir ihrer bedürfen, desto mehr mus uns schon der Eigennutz dazu antreiben; unser Glück ist alsdann entweder ganz, oder doch znm Theil in ihrer Gewalt, und so werden sie es auch nur in der Masse betreiben, in der sie Wohlgefallen an uns haben. Was in dieser Hinsicht die Reinlichkeit ausrichte, ist kaum zu berechnen. Man empfiehlt junge Leute, die ihr Fortkommen suchen, angelegentlicher, und bringt sie selbst lieber zu Brodte, wenn sie auch äuserlich auf sich halten; man neigt sich bei jeder wichtigen Verbindung zu solchen Gegenständen weit eher hin, die sich durch gute sinnliche Eindrücke einschmeicheln; man zieht den reinlichen Arbeiter vor, besonders, wenn man ihn viel um sich haben mus;

man haſcht nach dem reinlichen Dienſtboten, und lohnt ihn noch reichlicher; man erbarmt ſich eher und fortgeſetzter des Armen, wenn man ſieht, daß er das Gut, das er noch haben kann, Unflatloſigkeit, auch noch ſchätzt und behauptet; man beſucht den Kranken, der in ſeinem gleichſam von der Natur zur Schmutzigkeit beſtimmten Zuſtande noch aufs möglichſte für Säuberung an und um ſich her ſorgt, williger und öfter, und iſt ihm dabei, wenn er ganz unvermögend iſt, ſelbſt um ſo beförderlicher, je mehr man weis, daß er als Geſunder ſo auf Reinlichkeit hielt; man findet ſogar den Gebrechlichen wie ohne Gebrechen, wenn er noch mehr, als Andere, darauf bedacht iſt, ſeine Gegenwart nicht ſelbſt noch widrig zu machen; und — Tauſende, die vom Schickſal auf allen Seiten verlaſſen und vergeſſen worden zu ſein ſchienen, machten ſchon blos durch Reinlichkeit in der Welt ihr Glück . . . Verlangten wir aber auch in der That von Andern weiter gar nichts, als — nur mit ihnen Umgang zu haben, ſo müſte uns ja auch dis fehlſchlagen, wenn wir ihnen nicht gefielen, und da bedarfs dann kaum eines Beweiſes noch, daß Unreinlichkeit am Ende zum bloſſen Umgange mit Unreinlichen verdamme. Wer wird gern den umarmen, an dem er faſt kleben bleiben könnte? wer auch dem gern nur die Hand reichen, der ſie durch Einſchlag beſudelt? Wer wird gern den vor ſich hintreten laſſen, und mit ihm ſprechen, der mit jedem von ſich gegebenen Athem Geſtank ihm zuhaucht? wer auch nur gern mit dem in einem Zimmer ſein wollen, der, ſobald er da iſt, das ganze Zimmer inficirt, und den man, wenn er

lange wieder fort ist, noch mit Widerwillen riecht? . . Wenn wir jedoch endlich auch nicht einmal mit Andern umgehen wollten, und also nicht das Geringste dabei zu gewinnen, oder zu verliehren gedächten, wir möchten ihnen gefallen, oder nicht: so erforderts doch die Humanität, Andern nicht ohne Noth und mit Recht zu misfallen; folglich dürfen wir, wenn wir nicht schlecht gegen Andere handeln wollen, auf keinen Fall die Reinlichkeit hintenansetzen. Wie kämen denn diese dazu, daß sie, wenn sie auch nur da zuweilen sein müsten, wo wir wären, unleidliche Dünste durch uns in Empfang nehmen sollten? Wie kämen sie dazu, daß sie, wenn der Zufall auch nur machte, daß wir ihnen begegneten, durch unsern Anblick in Ekel und Abscheu versetzt werden sollten? Ist es denn nicht Pflicht für uns, Andern keine unangenehmen Empfindungen zu machen, deren wir sie überheben können? Und — wie tief mus der schon gesunken sein, der sich nichts mehr daraus macht, daß ihn alle seine gesitteten Mitbürger ekelhaft, verächtlich, abscheulich und anspeienswerth finden!

Hier ists dann, wo sich noch eine sehr wichtige Vorstellung gegen die Unreinlichkeit darbietet. Das Aeuserliche an uns ist Ausdruck und Offenbarung des Innern; nach diesem Grundsatze, der so lange richtig ist, als sich keine Verstellung ins Spiel mischt, wohnt also in einem unsaubergehaltenen Leibe auch ein unsauberer Geist. An Verstellung kann aber hierbei nicht gedacht werden; denn kein Mensch verstellt sich im Ernst und fortdauernd, um

schlechter scheinen zu wollen, als er ist. In Ansehung der Reinlichkeit vollends, die so sehr ins Auge, wie in mehrere Sinne zugleich, fällt, mus man daher so schliessen — wenn Jemand das an sich nicht rein hält, was und wohin ihm Jeder sehen kann, wie mag's da mit ihm stehen, wohin ihm Niemand sehen kann? Immerhin sei es wahr, daß äuserliche Reinigkeit die Reinigkeit des Herzens nicht verbürge; Herzensunreinigkeit aber wird durch äuserliche Unreinigkeit verbürgt. Man kann diesen Satz auch noch auf eine andere Art beweisen. Reinlichkeit ist im Grunde Ordnungsliebe in Betref des Körpers und seines ganzen Zubehörs; wer nun Ordnung nicht in dem einen Falle liebt, der liebt sie auch schwerlich in dem andern, und wer Ordnung in dem ihn zunächst angehenden Falle nicht liebt, der wird sie in den übrigen Fällen noch weit weniger lieben. Wahre Ordnungsliebe verbreitet sich über unser gesamtes Handeln, und zeigt sich vorzüglich an den wichtigsten Theilen desselben. Nun ist Selbsterhaltung doch wohl unser erstes Geschäft, und Reinlichkeit gehört ebenfals besonders dazu; wie soll man von dem, der sein erstes Geschäft nachläßig betreibt, glauben können, daß er die übrigen eifrig betreiben werde? wie soll man erwarten, daß ein an seinem eigenen Leibe schmutziger Mensch nicht auch bei jeder Gelegenheit gegen Andere schmutzig denken und handeln, schmutzigfaul, schmutziggeitzig, schmutzigbetrügerisch, schmutzigrachsüchtig, u. s. w. sein werde? Wollust vollends, der ärgste Geistesschmutz, besteht mit dem Hange zur Unreinlichkeit am allervollkommensten. Wir müssen also von der einen

Seite bedenken, daß wir ohne Reinlichkeit von Andern nicht für moralischgute Menschen gehalten werden, und daß dis vorzüglich dazu mitwirke, wenn Unsaubere, die es in hohem Grade sind, so äuserst verachtet und verabscheuet, ja, beinahe angespieen werden. Auf der andern Seite müssen wir aber auch beherzigen, daß wir ohne Reinlichkeit nicht wahrhaftig moralischgute Menschen sein können. Wie die auffallendste aller Unordentlichkeiten, die alsdann von uns getrieben würde, schlechterdings von einem unordentlichen Gemüth zeugte: so würde sie auch, wie sie aus diesem entstand, auf dasselbe wieder zurückwirken, und es noch immer unordentlicher machen; dahingegen strenge Reinlichkeit das schon ordentliche Gemüth noch immer ordentlicher macht, ja, sogar das Mittel ist, wodurch man, wenn man es gebieterisch anwendet, auch das lüderlichste Gemüth zur Ordnung zurückbringen kann.

Fänden nun Leute, die sich äuserlich lüderlich halten, den Vorwurf zu hart für sich, daß sie auch wirklich lüderlich wären: so fragt man sie mit Recht, warum sie sich demselben aussetzen. In den untern Ständen entschuldigt man sich darüber am häufigsten mit den Berufsgeschäften, die man treibt, und die an sich selbst schmutzig wären, schmutzig machten, im Schmutz betrieben werden müsten, u. s. w. Da darf dann freilich nicht erwiedert werden — warum treibet ihr dergleichen? — denn was sollte werden, wenn sich dazu nicht auch Menschen fänden, und zwar in so ungeheurer Anzahl fänden, als dazu in der

That erfordert werden; sollte aber, je mehr die Berufsgeschäfte von solcher Art sind, nicht vielmehr daraus folgen, daß man alsdann auch um so mehr auf Reinlichkeit halten müsse? Niemand wird es Leuten in solchen Ständen zur Last legen, wenn sie während ihrer Arbeiten unsauber erscheinen, und da, wo sie arbeiten, Unsauberkeit um sich her haben; wenn dis aber auch ausser der Arbeitszeit der Fall ist, wenn sie an völlig arbeitsfreien Tagen nicht die grosse Wohlthat der Reinlichkeit für ihren Körper suchen, und wenn die Ortsunreinlichkeit sich überallhin, wo sie zu Hause sind, erstreckt: so zeigen sie dadurch offenbar, daß sie die Unsauberkeit lieben, weil sie auch dann und da die Sauberkeit nicht haben wollen, wo und wann sie sie doch haben könnten. Der Vorwand, daß, wenn sie hernach wieder arbeiteten, doch wieder Unreinigkeit entstände, besagt nichts; denn auf solche Weise müste sich Niemand waschen, weil ihn die Natur selbst immer wieder unrein machte, und Niemand sein Zimmer fegen, weil sich doch immer wieder darin Staub ansetzte, Unrath samlete, üble Dünste anhäuften, u. s. w. Daß Jeder aber Zeit genug zu Reinigungen habe, ist bereits erwähnt, und Alle, die mit schmutzigen Geschäften zu thun haben, sollten die Zeit, welche ihnen selbige frei lassen, als vorzüglich dazu bestimmt betrachten. Leben sie, wie doch gewöhnlich der Fall ist, gar in Familie, so mögen sie vollends nicht sagen, daß sie Reinigkeit nicht haben könnten; denn so gibts auch immer Familienglieder, besonders vom weiblichen Geschlecht, denen die Besorgung derselben

recht eigentlich obliegt, und die, wenn sie sich nicht selbst dazu antreiben, leicht dazu angehalten werden können. Es gewährt in der That einen recht herzerhebenden Anblick, wenn man beim Eintritte in eine nidrige Hütte bei allen Anzeigen von Dürftigkeit doch Alles sauber und nett findet; dahingegen man allen Muth zur Menschheit verliehren möchte, wenn man in den vornehmsten Häusern, wo Ueberflus herrscht, und jeder Tag ein Feiertag ist, oft vor Ekel nicht bleiben kann.

Es gibt aber auch noch ganz eigene Erscheinungen in der Welt der Unreinlichen, die die Aufmerksamkeit des Menschenbeobachters an sich ziehen. Man findet nehmlich Leute in allerlei Gestalten, die etwas Besonderes darin suchen, bald ihren Körper selbst, bald ihre Kleidung, bald ihren Aufenthalt, bald Alles zusammen, höchstunsauber zu halten; man findet sie in vornehmer, in gelehrter und in heiliger Gestalt. Mancher ist so von seinem Vorrange in der Gesellschaft eingenommen, daß er sich nicht nur in gleichgültige Sitten und Gebräuche nicht schicken will, sondern daß er sich auch sogar von der ersten Sitte aller gesitteten Menschen, von Reinlichkeit, dispensiren zu können glaubt. Er ist schon empfohlen, wie er meint, durch Nahmen, Geburt und Stand, und braucht sich also durch kein Aeuserliches weiter zu empfehlen — so empfohlen seinen Gedanken nach, daß er als der ärgste Cyniker erscheinen darf, wo er will, und daß Alle, denen er die Ehre erweiset, ihren Ekel auf die Probe zu stellen, und unter sie zu treten,

aus Ehrfurcht für ihn seinen schmutzigen Aufzug schön, und seine übelriechendsten Ausdünstungen wohlriechend finden, oder doch über jenen wegsehen und über diese wegriechen müssen. Der vornehme Thor! er schadet sich selbst mehr noch, als Andern. Man gesteht ihm die verlangte Ausnahme von der ersten Regel der Wohlanständigkeit nicht zu; man fühlt sich durch seine Unbescheidenheit beleidigt; man flieht ihn, wie man nur kann; man wendet sich, wenn man ihm nicht ganz ausweichen mag, doch sobald, als möglich, mit Verachtung wieder von ihm weg, und zählt ihn, wie jeden Andern seines für Auge und Nase widrigen Gelichters, unter die menschlichen Eber und Wiedehöpfe . . . Viele Gelehrte auf der andern Seite schätzen Alles, was nicht Wissenschaft und Meditation betrift, als zu klein für so grosse Geister, wie sie zu sein sich freuen, und so sind sie um ihren Aufzug ebenso am wenigsten bekümmert, wie um ihre Studierstube; ja, sie meinen wohl gar, das gehöre recht eigentlich zum Philosophen, daß er lauter Eigenheiten habe, und sich also auch durch Unsauberkeit auszeichne. Verlassen sie, wie gewöhnlich, ihr Zimmer nur selten, so machen sie der Gesellschaft zwar keine Ueberlast, und entgehen so glücklich dem wohlverdienten Gelächter; wie es dann aber um ihre Gesundheit stehe, für die sie bei ihrer sitzenden Lebensart noch weit mehr, als Andere, durch Reinlichkeit an und um sich her sorgen sollten, ist eine andere Frage . . . Sogenannte Heilige endlich setzen oft darin sogar eins ihrer höchsten Verdienste, daß sie überall, wo sie sich sehen lassen, Ekel erregen, und Jeden, wie sich selbst, anstin-

ken. Dadurch sterben sie ihrer Meinung nach aller Eitelkeit ab, arbeiten an völliger Ertödtung des Fleisches, die ihnen so sehr am Herzen liegt, büssen für die Ueppigkeiten der Welt, und verehren Gott auf eine vorzüglich ihm wohlgefällige Weise. So denken nicht nur einzelne Einsiedler in ihren Waldhölen, sondern auch ganze Schaaren von Ordensbrüdern in ihren Klöstern. Wie so häufig aber trift es bei ihnen am allerrichtigsten ein, daß in einem unsaubergehaltenen Leibe auch ein unsauberer Geist wohne, und daß Wollust mit dem Hange zur Unreinlichkeit am vollkommensten bestehe! Tödten wollen sie ihr Fleisch durch Schmutzliebe, und geben ihm dadurch erst recht das Leben; weil nun auch die schmutzigsten Befridigungen der Lüste desselben ihren Abscheu nicht mehr erregen. Wenn aber dis auch nicht wäre, wie kann es etwas Verdienstliches sein, ein unsauberes Thier zu werden? Wie kann sich die menschliche Vernunft noch immer so weit verirren, daß Tausende so einen unsinnigen und schändlichen selbsterwählten Gottesdienst treiben, Gott zu Ehren alle Achtung gegen die Würde ihrer menschlichen Gestalt, die er so erhaben einrichtete, aus den Augen sezzen, und ihm um so angenehmer zu sein glauben, je mehr sie mit Unflat bedeckt und mit Koth umgeben sind? So verstand sich dann doch in der That Moses, der die Religion auf ganz entgegengesetzte Weise gebrauchte, und Reinigungen in grosser Menge als Gottesverehrungen anordnete, besser auf die Sache, als der heilige Franciskus; ja, so lobe man sich lieber die verfinstertesten Heiden, die sich zur Bedienung und Vereh-

rung ihrer Götzen erst durch Lustrationen und Taufen, durch vielfältiges Waschen und Baden anschickten und heiligten. So gewis es ist, daß die oberste Gottheit durch unser Aeuserliches gar nicht verehret werden könne: so gewis ists doch wohl auch, daß, wenn sie einmal dadurch verehret werden soll, es ein anständiges, gesittetes, sauberes und nettes Aeuserliches, keineswegs aber ein schmutziges, lüderliches, garstiges und scheusliches, sein müsse. Beides ist Verirrung der Vernunft — Gott durch Reinlichkeit verehren, und ihn durch Unreinlichkeit verehren; ist jene Verirrung nicht aber die menschlichere? ist diese nicht wirkliche Gotteslästerung? Wie der Dienst, so das Wesen, dem der Dienst geschieht; wofür erkläret man also Gott selbst, wenn man ihn durch Unfläterei verehrt?

Ueber

Kleidung und Wohnung.

Eine populäre Abhandlung.

Kleider und Häuser haben einen gemeinschaftlichen Ursprung, — nehmlich im Selbsterhaltungstriebe, dem die Vernunft mit ihren Anweisungen zu Hülfe kam.

In den allermehresten Gegenden käme der Mensch ohne sie gar nicht fort; das Klima allein zwingt ihn schon dazu. Wärme ist sein Lebensprincip; behält er diese nicht gehörig, kann er sich gegen eindringende Kälte nicht durch Umhüllung und Verbergung schützen, so sinkt seine Lebenskraft dahin. — Er mag aber auch leben, wo er will, so findet er bald, daß sein Körper äußerst-verletzlich sei, und daß sich um ihn her gleichsam Alles aufmache, selbigen zu verletzen; mehrere Sicherheit davor kann er sich durch Bedeckung und Behausung verschaffen. Nun trift er ebenfals Materialien und Stof dazu überall an; so greift er zu, bekleidet sich und bauet. — Hat er endlich vollends nicht Gelegenheit, sich als ein unthätiger Wilder am Tische der Natur zu sättigen, sondern mus er sich durch seinen Fleis nähren: so werden ihm auch hierdurch Kleidung und Wohnung nicht nur noch

nothwendiger, sondern er mus sie auch seiner Lebensart und seinen Geschäften gemäs einrichten. — Durch je mehrere Generationen dann das Kleiden und Bauen fortgesetzt wird, desto vollkommener fällt es auch aus.

So schuf die Nothdürft eigentlich Kleid und Haus, und so ist die ursprüngliche Bestimmung Beider, uns bei gehöriger Wärme zu erhalten, vor äuserlichen Verletzungen uns mehr zu sichern, und uns noch tauglicher zu unsern Geschäften zu machen; so müssen dann aber auch Beide vor allen Dingen so eingerichtet werden, daß wir diese Zwecke durch sie wirklich erreichen.

Kleider wärmen uns zwar an sich nicht, sondern halten nur die Kälte von aussen ab, und geben uns unsere eigene Wärme, die sie auffangen, wieder zurück; aber eben darum müssen sie nicht blos decken, sondern auch nicht zu dünn decken, damit sie jene gehörig abhalten, und diese gehörig aufbewahren können. Die Erkältung, welche sonst unausbleiblich erfolgt, ist nachtheilig, wie jede andere, schwächt die Lebenskraft, zieht sogar ausser den gewöhnlichen Erkältungskrankheiten noch ganz eigene Krankheiten nach sich, und tödtet den, der sich ihr durch seine gewählte Tracht immer, oder doch sehr häufig, aussetzt, so gewis allmählig, als dreissig Grade unter dem Gefrierpunkt nach Reaumür den Nackenden auf der Stelle tödten. Zu dick aber müssen die Kleider auch nicht decken; damit sie nicht, statt blos gehörig warm zu halten, erhitzen. Zu viel Wärme ist schädlich, wie zu wenig Wär-

me, und Erhitzung ist der sicherste Weg zur Erkältung nachher. Daß sich übrigens dabei auch Jeder nach der Jahreszeit, nach seinem Alter, nach seinem Aufenthalte, nach seiner Leibesbeschaffenheit u. s. w. zu richten habe, bedarf keiner weitern Ausführung, weil dis blos besondere Anwendungen von der allgemeinen Regel — halte dich gehörig warm — sind.

Unser Körper ist überall verletzlich; die Kleidung mus also auch vollständig sein, und weiter keine Theile ganz frei lassen, als die, welche wir sonst nicht gehörig gebrauchen könnten. Gewisse Theile des Körpers sind aber Verletzungen mehr ausgesetzt, als andere; mithin müssen diese mit dichteren Massen gedeckt, und noch besser verwahrt werden. Und — da die Verletzungen durch das unmittelbare Reiben der äuserlichen Gegenstände am Körper, und durch ihren zu heftigen Druck auf ihn geschehen, so müssen die Kleidungsstücke auch schon aus diesem Grunde die gehörige Weite haben. Durch eine zu nahe und zu feste Bedeckung wird fast jede Einwirkung von aussen ebenso stark empfunden, als ohne Bedeckung; wozu nützte sie also? Ja, sie reibt selbst unaufhörlich am Körper, drückt und presst selbst ihn unaufhörlich; nicht nur also, daß sie ihn nicht gehörig vor äuserlichen Verletzungen bewahrt, sie fügt selbst ihm immerwährende Verletzung zu. Kann mithin etwas widersinniger sein, als zu enge Kleidung? Zu weit mus sie freilich auch nicht sein, sonst würde sie vieleicht ebenso oft zu Verletzungen Gelegenheit geben, als dergleichen abhalten;

ist sie aber zu enge, so richtet sie auf jeden Fall immer grosses Unheil an. Das unangenehme und ängstliche Gefühl, das sie verursacht, ist nehmlich noch das geringste Uebel; die inneren Theile leiden dabei, wie die äuseren. Ist der Körper gar noch im Wuchse, so wird dieser grausam behindert; ist er aber schon völlig ausgewachsen, so wird doch seine Gesundheit mörderisch zerstört. Wenn also auch in der That die äuserliche Gestalt durch die Beengung gewönne — was hülfe es, ein schlankerer Siechling zu sein? Man findet jedoch gerade unter solchen Nationen, die sich am wenigsten eingürten, einschnallen und einschnüren, die allervollkommensten Gestalten gleichsam ebenso in der Regel, wie man unter ihnen die grössesten, stärksten und dauerhaftesten Menschen antrift. Zuverlässig gedeihet der Körper, wie der Geist, in der Freiheit am besten; müssen wir ihn nun zwar der vielen äuserlichen Anfälle wegen umhüllen, so mus doch die Umhüllung ihm seine Freiheit nicht zu sehr beschränken, oder gar gänzlich rauben. Zu schwere Kleidung ist der zu engen gleich; sie verletzt ebenfals selbst, und ist also auch widersinnig. Unreinliche Kleidung ist aus demselben Grunde noch widersinniger. Wie? man kleidete sich, um sich auch gegen feindselige Thiere, die vieleicht einen Angrif versuchen könnten, zu schützen, und wollte in den Kleidungsstücken selbst Ungeziefer beherbergen und sich einnisten lassen, damit man gleichsam den Angriffen desselben immer ausgesetzt wäre? Man kleidete sich, um fernen Schmutz von sich abzuhalten, weil auch aller Schmutz der Gesundheit schädlich ist, und könnte das

Zeug selbst, womit man sich stets umgibt, schmutzig sein lassen, um gleichsam Schmutz für sich recht in der Nähe und zuverlässig zu haben?

Die Kleidung soll uns endlich auch mehr Tauglichkeit zu unsern Geschäften geben; sie mus also auch auf alle Weise so beschaffen sein, daß wir in ihr alle dazu erforderliche Bewegungen mit Leichtigkeit verrichten können. Mag nun immerhin Jeder zwar nach seinen besondern Berufsgeschäften allerdings das Bequeme derselben einzurichten haben, so führen wir doch ausser unsern Berufsgeschäften auch kein blosses Pflanzenleben, sind selten im Zustande der völligen Ruhe, und verrichten tausend andere Dinge, zu welchen ein ungehinderter Gebrauch unserer Glieder erforderlich ist. Wir müssen uns also stets so kleiden, daß wir sowohl Kopf, Arme und Füsse völlig in unserer Gewalt haben, als auch jede Stellung unseres Körpers annehmen können, und zwar so geschwind, als nöthig ist; statt sonst bekleidet noch tauglicher und geschickter zu werden, würden wir ja gar noch ungeschickter und untauglicher, als die Nackenden. Man kleidet sich folglich ebenfals sehr widersinnig, wenn man z. E. seinen Kopf so belastet, daß man ihn nur langsam drehen kann, oder wenn man Brust und Unterleib so bepanzert, daß man sich kaum zu bücken vermag, oder wenn man einen so langen Neben- und Nachschweif trägt, daß man beim Gehen auf ihn tritt, sich in ihn verwickelt, und überall damit hangen bleibt, oder wenn man sich so breit formt, daß man fast allenthalben erst

Platz machen mus, um durchzukommen, u. s. w. Es bleibt ausgemacht, daß es ebenso die bequemste Tracht sei, wie es auch die anständigste und schönste ist, wenn man das Model zur Bekleidung vom Körper selbst nimmt, und sie so einrichtet, daß der Umris desselben sichtbar bleibe, doch so, daß sie auch geräumig genug für ihn sei, und aus mehreren Stücken bestehe. Diejenigen, welche sich immer auf das unbequemste kleiden, sind fast ohne alle Gewandtheit, erlangen keine von jenen schönen Fertigkeiten in einem hohen Grade, deren der menschliche Körper empfänglich ist, und auf welchen zum Theil seine eigene gute Erhaltung beruhet; ja, sie verliehren endlich sogar die Kraft selbst, gewisse Glieder gehörig zu gebrauchen.

Die Wohnung hat dieselben Zwecke, welche die Kleidung hat; sie mus also vor allen Dingen nach aussen hin überall wohl verwahrt sein; so wohl verwahrt, daß auch die freie Luft nicht eher stark in sie eindringen könne, als bis man will. Wer es haben kann, der wohne im Winter gegen Mittag, und im Sommer gegen Mitternacht. Die Heitzung der Zimmer mus dem Grade von Kälte, welcher Statt findet, gemäs besorgt, nie, wenn sie nothwendig ist, unterlassen, aber auch nie übertrieben werden. Die Wärme, welche die Kleidung gibt, ist besser, als die, die der Ofen gibt; heisse Zimmer aber sind allemal ungesund. In warmen Stuben zu schlafen mus man vermeiden, so lange man kann; denn doppelte Wärme, Ofenwärme und Bettwärme, ist zu viel Wärme. Das Lager selbst

mus auch so beschaffen sein, daß es zwar gehörig, aber auch nicht mehr, als gehörig, wärmt; wie man sonst, wenn das Erstere nicht der Fall ist, in seinem Bette sogar sich erkälten kann, so wird im letztern Falle das Blut zu wallend, und die Ausdünstung zu stark, folglich ermattend, und mithin alle Wohlthätigkeit des Schlafs zerstört.

Wenn aber unsere Wohnungen auch gegen Aussen noch so wohl verwahrt wären, um was wären wir durch die Sicherheit in ihnen vor Kälte und Irrwetter, und vor allen Gefaren, die uns im Freien drohen, besser daran, wenn sie uns dafür andern und nicht weniger grossen Gefaren aussetzten, die wir im Freien nicht zu befürchten hätten? Sie müssen also auch im Innern durchgängig wohl im Stande sein, daß wir durch sie nicht Unglück nehmen; sie müssen hell genug sein, um überall in ihnen die Wohlthaten des Tagslichts geniessen zu können; sie müssen überall geräumig genug sein, sowohl über uns, als um uns. Besonders mus dis Alles der Fall sein mit denjenigen Theilen des Hauses, wo wir uns am meisten aufzuhalten pflegen, mit unsern Zimmern. Diese müssen nicht zu wenig Fenster haben, nicht zu nidrig, nicht zu eng sein; damit wir uns da, wo wir uns für unverletzlich halten, nicht am leichtesten und am öftersten zu verletzen Gelegenheit haben. Wüsten wir uns aber auch hievor in Acht zu nehmen, so würde doch der innere gute Zustand unseres Körpers dabei leiden, und man wohnt auf jeden Fall ungesund in Zimmern, die nicht

hell, hoch und weit genug sind. Aus eben diesem Grunde mus man auch so reinlich, als möglich, zu wohnen suchen. Nicht blos verletzendes und lästiges Ungeziefer, wenn es sich bei aller Verwahrung doch einschleicht, mus man nicht aufkommen lassen, sondern auch allen Unrath, der die Luft verdirbt, mus man entfernen, und Wände, Fusboden und Geräthschaften fleissig säubern, — jedoch so, daß dadurch nicht zu viel Feuchtigkeit entstehe, und daß Hauptanfeuchtungen der Zimmer nur in der rechten Jahreszeit vorgenommen werden, damit die Reinigungen der Gesundheit nicht schaden, statt ihr zu nützen. Da auch die eingeschlossene Luft, wie das stillstehende Wasser, bald in sich selbst verdirbt, so müssen unsere wohlverwahrten Häuser auch oft auf allen Seiten gelüftet werden. Vorzüglich mus dis mit unsern Wohn- und Schlafzimmern geschehen. Man thut nicht wohl, wenn man in demselben Zimmer schläft, wo man wohnt; noch weniger thut man wohl, wenn man mit Kranken wirklich beisammen wohnt. Ist aber Eins von Beiden, oder gar Beides zugleich, der Fall, so mus das Zimmer um so fleissiger gelüftet werden. Viel Thiere und Pflanzen da, wo man wohnt, immer um sich zu haben, ist nicht zu rathen; geschiehts jedoch, so ist ebenfals eine öftere Lüftung um so nothwendiger.

Daß nun alle diese Eigenschaften unsere Wohnungen nicht blos zu unserer Sicherung und Gesundheit, sondern auch, um uns zu unsern Geschäften tauglicher zu machen, an sich haben müssen, ist gleich an sich klar. Je-

der sieht sofort ein, daß er Alles, was er verrichtet, besser verrichten könne, wenn sein Aufenthalt auch überall Haltbarkeit hat, wenn es ihm nicht an Licht dazu gebricht, und wenn er zu allen dabei nöthigen Bewegungen den gehörigen Raum findet; so, wie auch Jeder nur gern da lange handthieren wird, wo ihn kein Ungeziefer plagt, und wo er ebenso rein, als frei, athmen kann. Besondere Einrichtungen der Wohnung aber, die eines Jeden Haupt- und Berufsgeschäfte etwa erfordern, mus auch Jeder selbst zu machen verstehen; nur mus er immer dahin sehen, daß er gesund wohne und schlafe. Wer also z. E. sehr unsaubere Handthierung treibt, der mus sie ebenso wenig in demselben Theile seines Hauses treiben, wo er sich ausser der Arbeitszeit aufhält, als Jemand seine Wohnstube oder Schlafkammer zu Küche, Keller und Waschplatz zugleich machen darf.

Von Reinlichkeit bis zu Zierde ist nur noch ein Schritt; kein Wunder also, daß der Mensch, den die ursprüngliche Bestimmung seiner Kleidung und Wohnung anhält, Beide sauber und nett zu halten, auch bald darauf kommt, körperliche und häusliche Schmückung zu treiben. Wir sind überhaupt nicht darauf eingeschränkt, unsere Bedürfnisse nur nothdürftig und schlechtweg zu befridigen, sondern wir können sie auch angenehm befridigen. Die Natur hat dafür überall ebenfals gesorgt, und die Vernunft, welche dis entdeckt, sagt uns auch, daß, wir von ihrer Fürsorge Gebrauch machen sollen. Wenn wir es besser haben können, sollten wir's nicht

besser haben wollen? Wie also mit Recht Jeder getrost lieber angenehmer isst und trinkt, so kleide sich und wohne auch getrost Jeder lieber angenehmer. Wovon auch Tausende in solchen Ländern, wo man nicht am Tische der Natur leben kann, und wo alle Aecker und Wiesen schon vertheilt sind, ja, wo jeder Fruchtbaum schon seinen Herrn hat, ihren Unterhalt nehmen sollten, wenn Putz und Pracht nicht wären, dürfte schwer zu bestimmen sein. Wenn also Alles das, was Mehr, als blosse Befridigung der sämtlichen Bedürfuisse, ist, Luxus sein sollte, so müste die Vernunft selbst als die erste Vertheidigerin des Luxus auftreten.

Das Wohlgefallen am Schönen ist die hohe Mitgabe der menschlichen Natur; so ist dann aber auch Verschönerungstrieb dem Menschen eigen, und — welche Gegenstände sind ihm da wohl näher, als seine körperliche Decke und sein fixirter Aufenthalt? Auch der Wilde putzt sich daher mit Muscheln und Vogelfedern, und schmückt seine Laube oder Hütte mit Blumenbändern.

Der Satz, daß der menschliche Körper seine eigenthümliche Schönheit habe, die durch keine fremde Zusätze erhöhet werden könne, vielmehr durch jeden derselben nur verdunkelt werde, bleibt dabei ganz unangefochten. Gewis ist unser Körper in seiner Vollkommenheit der reitzendste Anblick; wer ihn nicht dafür befände, den täuschte blos das Vorurtheil der Verwöhnung, weil er von jeher nur bekleidete Menschen sah, und er müste sich bei der

Beschauung jeder wohlausgeführten Bildsäule eines Andern besinnen. Die Sache ist aber nur, daß wir uns nun einmal bekleiden müssen, und daß dadurch der fortdauernde Anblick der eigenen und unübertreflichen Schönheit des menschlichen Körpers ein- für allemal für uns verlohren geht; wenn dann auch gar nicht einmal auf das Wohlanstehende, Zierliche und Schöne in seiner Bekleidung gehalten würde, so würde der Mensch sogar einer der widrigsten und häslichsten Anblicke. Nicht also den Körper an sich, sondern seine Bedeckung, welche er einmal haben mus, wollen wir verschönern durch Zierde und Schmuck, und, daß wir dis nicht ganz hintenansetzen, dazu verbindet uns sogar die Achtung, welche wir ihm, als dem erhabenen Meisterwerk der bildenden Natur, schuldig sind.

Auf gleiche Weise bleibt auch der Satz unangefochten, daß das grosse Haus, welches die Natur für uns gebauet hat, unerreichbare Schönheit habe, und daß auch der höchste Kunstgeschmack, mit dem der Mensch sich anbauet und in seinem Hause einrichtet, ihren Arbeiten weit nachstehe. Wer, der noch gute Augen hat, und dessen Herz durch Uebergenus grober Lüste noch nicht ganz abgestumpft ist, verlässt nicht an ausbündigholden Tagen seine auch noch so prächtige und prachtvolle Wohnung, eilt auf die offenen Schauplätze der Schöpfung, ergötzt sich da an ihren göttlichen Anlagen und himmlischen Aussichten, fühlt sich da weit seliger, als zu Hause, und bekennt dadurch gegen sich selbst, daß jener Satz wahr sei? Die

Sache ist aber auch nur wieder, daß wir nun einmal Häuser haben müssen, in denen wir den grössesten Theil unserer Zeit hinbringen; wenn wir dann nun da den über Alles schönen Anblick des grossen Welthauses nicht haben können, sollten wir nicht auch unsere kleinen Stein = und Holzhäuser gern so einrichten, daß sie uns auch einen schönen Anblick und einen lieblichen Aufenthalt gewährten?

Sind wir aber auch gleich von der Natur so glücklich gesetzt, daß wir unsere Bedürfnisse insgesamt nicht blos befridigen, sondern auch angenehm befridigen mögen, so darf doch unser Streben nach ihrer angenehmen Befridigung nicht blos der sinnlichen Willkür überlassen werden. Was sagen wir wohl zu einem Menschen, der Ueppigkeit mit Essen und Trinken treibt? Nun, dasselbe gibt auch von Jedem, der mit Zierde und Schmuck bei Kleidung und Wohnung Ueppigkeit treibt. Dieselbe Vernunft, welche uns in den Stand setzt, der Befridigung unserer Bedürfnisse Vergnügen beizufügen, schreibt uns auch die Regeln vor, nach welchen wir unser Streben nach Vergnügen dabei einzurichten haben.

Der eigentliche Zweck unserer Kleider und Häuser ist unsere gute Erhaltung; so mus sich diesem auch unser Wohlgefallen an ihrer Verschönernng unterordnen, und kein Körper = oder Hausschmuck darf von uns gewählt werden, sobald er unserer Gesundheit offenbar nachtheilig ist. Mag er dann auch noch so angenehm ins Auge fallen — mag er auch gleich der herrschende Geschmack

sein; das körperliche Wohlsein geht über alle schöne Ansichten an und um uns her, und, kommt hernach die thörichte Mode ab, so kann man stolz darauf sein, die Leiden derer nicht tragen zu dürfen, welche sich ihr aus blinder Nachahmungssucht unterwarfen. Das weibliche Geschlecht sollte sich dis in Hinsicht der Kleidung vorzüglich gesagt sein lassen; es ist nicht nur an sich schwächer, sondern es ist auch bestimmt, Mutter zu werden. Geht es dieser seiner Bestimmung wohl vernünftig entgegen — kann es mit gutem Gewissen und ohne Bangigkeit in sie eintreten, wenn es sich durch Eitelkeit kränklich macht?

Wir haben von Natur einen edlen Anstand, der es uns gleichsam versinnlicht, daß wir auch auf sittliche Würde halten sollen; so müssen wir auch bei allen unsern körperlichen und häuslichen Schmückungen auf Anstand und Würde sehen.

Anständig und würdig ist zuförderst alsdann unsere Kleidung, wenn sie zum Körper passt, oder die Figur, Form und Proportion desselben dem Anblick nicht entzieht. Alle unsere noch so erfinderischen Putzmacher mögen sichs ja nicht einfallen lassen, daß sie in diesen Hinsichten am vollkommenen menschlichen Körper etwas verbessern könnten; je angemessener vielmehr demselben und je natürlicher ihre Erfindungen sind, desto schöner kleiden sie. Auch hat in der That die mehresten jener oft so äuserstunnatürlichen und verstaltenden Modetrachten und Modeverzierungen blos die Gebrechlichkeit er-

funden, welche sich darunter zu verbergen suchte; wie können vollkommengestaltete Menschen, die dergleichen Gebrechen nicht zu verbergen haben, sich verleiten lassen, ihren schönen Umris und das herrliche Ebenmas ihrer Glieder durch Annahme jener Nothmoden dem Anblick zu entziehen? . . Bei Schmückung unserer Wohnungen verfaren wir ebenfals alsdann im allerersten Verstande anständig, wenn wir natürlich dabei zu Werke gehen, oder uns dabei nach Grösse, Höhe, Weite und Bestimmung des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile, mögen es sein Säle, oder Stuben, oder Kammern, richten, jedem Zierrathe den rechten Ort geben, und das Brauchbare in der That noch gefälligbrauchbarer machen.

Man versteht aber auch unter dem Anständigen das Gesittete; wir haben es also auch bei allem Putz und Schmuck sehr mit der Schamhaftigkeit zu thun. Mag es nun immerhin so wenig erwiesen werden können, daß diese den ersten Einfall zur Kleidung gegeben, als erwiesen werden kann, daß sie den ersten Ton zum Hausbau angestimmt, so ist doch so viel gewis, daß auch nackendlebende Völker, sobald sie nur die ersten Schritte aus einem blos thierischen Zustande thun, gewisse Theile ihres Körpers zu bedecken pflegen, so, wie sie auch alsdann beim Gebrauche derselben auf die Seite gehen. Schamhaftigkeit ist eins der ersten sittlichen Gefühle, durch die sich Kultur und Menschheit ankündigen; wie sollte sich der wirklichgebildete Mensch, der schon blos ihrentwegen zur Kleidung schreiten müste, wenn ihn auch die Selbster-

haltung nicht dazu triebe, so weit vergessen können, daß er sie durch Kleidungsputz verletzte? Dis geschieht aber allemal alsdann, wenn Blössen am Körper gegeben werden, die den Geschlechtstrieb reitzen, oder wenn blos frivole Bedeckungen geschehen, die dieselbe Wirkung hervorbringen. Wer sieht nicht, daß auf solche Weise der bekleidete Zustand der Sittlichkeit gefärlicher werde, und mehr die Wollust befördere, als der nackende, in welchem man sich von Kindheit auf an den freien Anblick des ganzen Körpers, wie an den Anbiick dse Gesichts, das alle Menschen frei tragen, gewöhnt, und daher auch nichts weiter dabei empfindet? Weg also mit allem Putz- und Kleidungswesen, das wider die Schamhaftigkeit ist! Das weibliche Geschlecht, welches diese Tugend als ihren schönsten Schmuck betrachten mus, sollte ebenfals bei seinen übrigen Schmückungen am meisten auf sie sehen. Nur feile Dirnen können unzüchtigen Putz erfinden; wie? und tugendhafte Bürgerinnen sollten den Schein annehmen wollen, als wenn sie dergleichen wären? O wehe, wie ekelt vor ihnen alle gebildetere Männer! wie setzen sie sich der Gefar aus, daß ihnen von dem rohen Auswurfe des männlichen Geschlechts auf das schändlichste begegnet werde! . . In unsern Wohnungen sei es ebenfals die Schamhaftigkeit, welche Schmuck und Pracht daselbst anordne. Dis geschieht alsdann, wenn Alles, was zur Ruhe und Bequemlichkeit in selbigen dient, nur sittlichgute Vorstellungen erweckt, wenn die darin befindlichen Kunstsachen nicht blos Kunstgeschmack, sondern auch Zuchtgefühl, verkündigen, wenn

keine Gemählde, keine Statüen, keine Kupferstiche, keine Wand- und andere Decken, keine anderweitigen Verzierungen zu schauen sind, die die Fantasie des Anschauers mit wollüstigen Bildern erfüllen. Wie? der Wilde kröche in seine Hütte, wenn er Wollust pflegt, und der gebildete Sittenmensch wollte durch die auffallendsten Verzierungen seiner künstlichen Zimmer sich Jedem, der zu ihm kommt, als Wollüstling hinstellen?

Noch ist eine Art des Anständigen übrig, welche auch bei allen körperlichen und häuslichen Schmückungen zu beobachten ist; Beide müssen nicht ins Kleinliche und Läppische fallen. Thun sie dis an sich selbst, so beschimpfen sie Jeden ohne Unterschied, der sie treibt; sie machen ihn, statt ihn gefällig zu machen, lächerlich, und stellen ihn in den Augen aller Vernünftigen auch als klein am Geiste hin. Wer nichts, als Tändeleien, immer gern an und um sich hat, der empfiehlt sich schlecht von Seiten seines Kopfs. Wie müssen sich also besonders Männer, die den Haug zum Reellen nie ganz verleugnen sollen, schämen, wenn sie mit so unmännlichem Geschmack sich kleiden und wohnen! Wie müssen sie sich deshalb vor allen Andern dann schämen, sobald sie vollends eine ehrwürdige Rolle zu spielen haben, auf die hernach ihre Lächerlichkeit unglücklicherweise übergeht! Es können aber auch Schmückungen, die es an sich selbst nicht sind, doch kleinlich und läppisch werden, wenn die Verschidenheit des Alters und des Geschlechts dabei aus den Augen gesetzt wird. Mit Recht lacht man über jede alte Matrone, die sich noch wie ein junges Mädchen ziert, und ebenso, wie

dieses, ihr Toilettenwesen treibt. Mit Recht spöttelt man über den grauen Hagestolzen, der in seinem Aufzuge den flinken Jüngling macht, und sein Visitenzimmer wie ein Bräutigamszimmer meublirt. Mit Recht zieht man ein Weib auf, das, im Mannesschmuck erscheinend, Mehr sein will, als es ist; und mit Recht wendet man sich Verachtung athmend von dem Manne weg, der sich als ein geschmücktes Weib verkleidet, und so selbst gesteht, daß er nicht werth sei, ein Mann zu sein.

Je mehr Putz und Schmuck, desto mehr Aufwand; Niemand soll also auch darin weiter gehen, als er vermöge seiner Umstände kann und darf. Es ist nicht genug, daß man es eine Zeitlang aushalte, übermässig sich zu kleiden und zu wohnen; man mus den Luxus dabei so einrichten, daß man ihn immer aushalten könne. Sein Vermögen verkleiden und verbauen ist um nicht viel besser, als es verschwelgen und verschlemmen, und, ob man am Ende durch Modesucht, oder durch Spielsucht, zum Bettler werde, gilt gleich. Mit Scham und Reue blickt dann der Ueppige, wenn er sich kaum noch kleiden kann, und sogar alle häusliche Bequemlichkeit entbehren mus, auf die Zeiten seiner Eitelkeit zurück, in welchen er durch übertriebenangenehme Befridigung seiner Bedürfnisse den Grund dazu legte, daß er nun an ihrer blossen Befridigung sich genügen lassen mus, und Alle, die seine Verfallsgeschichte mit ansahen, gehen mit unmitleidigem Nasenrümpfen ihm vorüber. Es ist aber auch nicht genug, daß man seinen übermässigen Verzierungsluxus am Ende wohl aus-

halten könne, wenn man Alles auf ihn allein verwendet; ists denn auch recht, daß man Alles auf ihn verwende? Also — an nützlichen Dingen, an Dingen, die uns lebensgeschickter machten, und zu unserer höheren Ausbildung beitrügen, wollten wir es lieber fehlen lassen, um nur immer nach dem neuesten Geschmack meublirt zu sein? Wahrhaftigstärkende Vergnügensgenüsse wollten wir uns lieber versagen, um nur das erbärmliche Vergnügen zu geniessen, jede gleich wieder dahinsterbende und abwechselnde Mode in kostspieligen Zierrathen mitmachen zu können? Wehethun wollten wir wohl gar unserem Leibe lieber durch die kümmerlichste Nahrung, um ihm nur äußerlich allen möglichen Firlefanz anlegen zu können? Und — stehen wir denn in gar keinen solchen Verhältnissen mit der Gesellschaft, die uns auch besondere Fürsorge für gewisse Andere anlegen? Treten uns nie auch nur solche Wesen, wie wir sind, an, die auf unser Mitleid Anspruch machen dürfen? Gibts gar keine öffentliche gute Anstalt in dem Lande, wo wir doch uns wollen putzen und schmücken dürfen, die dafür unsre Beiträge zu ihrer bessern Fortdauer fordert? Also — an dis Alles wollten wir uns nicht kehren, um nur unsern Kleidungs = und Wohnungsluxus in höherem Grade treiben und forttreiben zu können, und wollten gar nicht daran denken, daß von unsern Ausgaben für das Angenehme auch nur Etwas, geschweige Genug, für das Gute übrig bliebe? So würden wir ja die unsittlichsten Menschen, und die ärgsten Schwelger und Schlemmer handelten besser, als wir, da sie doch von ihren Tischen noch manchem Hung-

rigen und Durstigen mitzutheilen pflegen. Es ist also auch eine Hauptregel für uns bei Putz und Schmuck, daß wir nicht Mehr darauf verwenden, als wir gegen unsere wirklichen Pflichten verantworten mögen; diese müssen schlechterdings, und zwar jederzeit, vorgehen.

So darf dann aber endlich auch das Putz- und Schmuckwesen uns nicht allgewaltig an sich ziehen, und das Sinnen auf angenehme Kleidung und Wohnung nicht gleichsam unser ganzes Denken ausmachen. Schon der unmässige Zeitaufwand, der damit unzertrennlich verbunden ist, und unsern Pflichten ebenso nachtheilig werden kann, als der unmässige Geldaufwand, mus uns von so einer Lebensweise zurückhalten. Leider aber wird das Gemüth auch bald dadurch verstimmt, sich um seine Pflichten, oft um die ersten, sogar auch nur weiter zu bekümmern. Man wird arbeitsunlustig, bekommt Abneigung gegen alle ernsteren Geschäfte, besonders gegen die, bei welchen man seinen Putz ablegen und von seinem Zimmerschmuck sich entfernen soll, und bemühet sich am allerwenigsten darum, sie gut und noch immer besser verrichten zu lernen. Fast immer sind daher die Putzsüchtigen leer an wahrhaftignützlichen Kenntnissen, und ihre Köpfe gleichen den wirklichen Putzköpfen; so, wie auch die Menschentöchter, welche für ihre Toilette und für ihre Zimmerverzierung leben, sich aufs eigentliche Hauswesen schlecht zu verstehen, und, wenn sie dergleichen eigenes zu verwesen bekommen, es zu Grunde gehen zu lassen pflegen. O — und wie verwirft sich doch der Mensch,

das sinnlichgeistige Wesen, dadurch, wenn er immer nur auf das Sinnliche, und noch dazu auf das leereste Sinnliche, denkt, und seine ganze Schmückung nur äuserlich betreibt! Wo bleibt alsdann der innere Schmuck, die Geistes- und Herzenspracht? und ist dieser Schmuck nicht der rechte Menschenschmuck, diese Pracht nicht die rechte Menschenpracht? Solche eitle Seelen verliehren allen wahren Werth, und zeigen auch in der That, daß sie keinen haben, dadurch, daß sie so sehr darauf sinnen, von aussen zu glänzen. Dennoch denken sie wunder was sie sind, und bilden sich wohl ein, daß die ganze Kultur der bürgerlichen Geselschaft auf ihnen beruhe; besonders, wenn lose Spötter Bewunderung ihrer menschlichen Allerliebstheit heucheln, oder ähnliche Thoren und Thörinnen sie um guten Rath befragen, wie sie sich tragen oder setzen müsten, um recht modern sich zu tragen und zu sitzen. Dieser Verfall des Menschenthums und Menschseins durch Putz- und Schmucksucht kann bis zur Unselbstständigkeit gedeihen, so, daß man am Ende sich gar nicht mehr zugehört, immer auser sich selbst lebt, gar nicht mehr zu sich zurückkehrt, vor allen Spiegeln nicht an den Gewissensspiegel kommen kann, blos nur noch tändelnd existirt, und auch nur immer so tändelt, wie die selbst gedankenlose Göttin Mode vortändelt.

Wie? sollte dis das Ziel gewesen sein, wohin uns die Natur durch die grosse Prärogatife, nicht nur Kleider uns anschaffen, und Häuser uns bauen, sondern die Kleider auch zieren, und die Häuser auch schmücken zu können,

führen wollte? Nein, eine anmuthige Gelegenheit mehr wollte sie uns dadurch geben, uns auch geistig und sittlich zu vervollkomnen; als welches unsere erhabene Bestimmung ist. In der That können auch Kleiderputz und Häuserpracht unsere Menschenkultur ebenso ferner befördern, wie Kleider- und Häusererfindung sie anfangs ungemein beförderten. Man betreibe sie nur vernünftig, und mit steter Rücksicht auf den ursprünglichen Zweck der Kleidung und Wohnung, auf unsere gute Erhaltung! Man betreibe sie anständig in allem Verstande — natürlich, sittsam, reell! Man betreibe sie seinem Vermögen gemäs als Rechtschaffener gegen sich selbst und als Menschenfreund! Man betreibe sie stets nur als Nebensache, das Streben aber, Weisheit schön zu umhüllen, und Tugend schön zu behausen, als die Hauptsache! So wird auch eitler Tand — denn weiter ists ja am Ende doch nichts — nicht nur nicht unter der Würde unserer Unsterblichkeit sein, sondern sogar auch machen, daß das Unsterbliche an uns noch besser gedeihe.

Von

den sinnlichen Vergnügungen.

Eine Gesellschaftsrede.

Freunde!

Ob wir uns auch sinnlich ergötzen dürfen? — hiervon kann die Rede unter uns gar nicht mehr sein. Unsere Gerechtsame darauf sind uns längst die ausgemachtesten; ja, die Nothwendigkeit davon sogar ist uns längst erwiesen. Davon aber kann die Rede noch immer nicht oft genug unter uns sein, welche sinnliche Ergötzlichkeiten wir geniessen, und wie wir diese geniessen sollen.

Da wir nun mit Recht behaupten, daß das Streben nach Vergnügungen zur Erhaltung unserer guten Fortdauer überhaupt, zur Erholung unserer Kräfte nach anstrengenden Arbeiten, zur Erheiterung unseres Gemüths mitten unter den Sorgen des Lebens, und zur besseren Ausbildung unseres Geistes und Herzens nothwendig sei: so folgt offenbar daraus, daß auch nur solche Vergnügungen von uns gewählt werden dürfen, die an sich selbst im Stande sind, dis Alles bewirken zu helfen, keineswegs aber vermöge ihrer eigenen Natur gar das Gegentheil davon hervorbringen, und daß wir die so gewählten auch nur so geniessen müssen, daß sie wirklich jene Segen

für uns stiften, und nicht durch unsere Schuld das Gegentheil davon doch anrichten,

Weg also auf der Stelle gleich für uns Alle ohne Unterschied zuförderst mit solchen sinnlichen Ergötzungen, die an sich selbst unserer Gesundheit offenbar schaden müssen, statt ihr zu nützen! Arbeiten von dieser Art sollen wir ja nicht einmal übernehmen; wie viel weniger Vergnügungen! Mit Recht empört uns die Sitte der Vorzeit, da man Menschen zu Jagdhunden machte, und sich Läufer hielt, die man mit der Peitsche vor sich her trieb; sind aber nicht alle Wettrennen eine ähnliche Grausamkeit, die man gegen sich selbst ausübt? Mit Entsetzen denkt man noch an die Strafe des Schifsziehens in neuern Zeiten zurück; um wie viel milder ist aber wohl die eigene Barbarei, welche man mit sich durch gewisse körperliche Kunststücke treibt? Jedes Vergnügen, das gar nicht ohne wirkliche Ueberanstrengung unserer Kräfte von uns genossen werden kann, ist, als höchstgefärlich für uns, zu meiden; je mehr es dann gar an Waghalsigkeit grenzt, und mit augenscheinlicher Lebensgefar, oder doch mit der Gefar, ein Krüppel oder Siechling auf Lebenszeit zu werden, verbunden ist, desto mehr müssen wir es uns versagen. Hieher gehören z. E. das Wett- und Hetzreuten, das Ringen, das Voltigieren, u. s. w.

Weg ferner auch auf der Stelle für einen Jeden von uns mit allen solchen Vergnügungen, die gleich an sich

nicht nur völlig ungeschickt sind, uns Erholung und Erheiterung zu gewähren, sondern gar auch noch müder und trüber machen müssen. Es ist ja nicht genug, daß uns ein Vergnügen blos nicht überanstrenge; es mus uns auch nicht einmal so anstrengen, wie wirkliche Arbeiten. Anstrengung bleibt Anstrengung, sie geschehe, wozu sie wolle, und dadurch, daß sie zum Vergnügen geschieht, bekommt sie keine andere Folgen, als die sie immer hat und haben mus. Hätten wir uns nun schon vorher zu unsern Geschäften angestrengt, so müsten wir ja ganz erschöpft an Kraft und Muth vom Vergnügen zurückkommen. Wäre jenes aber auch nicht der Fall, so ists doch gewis unter unserer Würde, eine Ergötzlichkeit zu wählen, die uns vermöge ihrer Natur gleich in eine Thätigkeit versetzt, wie sie nur zu unsern ernsthaftesten Verrichtungen erforderlich sein kann. Jedes Amusement also, das den Körper wie ein schweres Berufsgeschäft angreift, oder das ein Nachdenken verlangt, wie es nur die wichtigsten Sorgen des Lebens verlangen können, und mithin zu voll ist, ist ebenso unschicklich für uns, als zweckwidrig. Zu leer aber mus das Vergnügen auch nicht sein. Unsere körperlichen sowohl, als unsere geistigen Kräfte lieben die Rege; unsere Erholung kann also unmöglich darin bestehen, daß wir auf ihre starke Anstrengung ihren völligen Nichtgebrauch eintreten lassen, sondern darin, daß wir schwere und lästige Beschäftigungen mit leichten und angenehmen verwechseln. Unsere Erheiterung beruhet noch mehr hierauf, und ein äuserlicher Zustand, der uns beinahe in Gleichgültigkeit einwiegt,

kann uns kein froheres Bewuſtſein gewähren. Ebenfals ganz zweckwidrig iſt mithin jedes Vergnügen, das zu leer von allen Kraftanwendungen iſt. Wer wollte ſich alſo wohl z. E. nach ſolchen Zuſammenkünften drängen, wo man ſtundenlang wie eine Bildſäule unbeweglich auf einer Stelle ſtehen mus, nicht eher reden darf, als bis man gefragt wird, und bei Allem, was man hört, nichts zu denken findet? Wer wollte ganze Abende in einem Kreiſe zubringen, wo man nach Kinderart lauter Läppereien treibt, und nicht dafür lieber Erbſen verleſen?

Weg endlich auch für uns insgeſamt mit allen ſolchen Beluſtigungen, die gleich an ſich unſere höhere Natur, ſtatt ſie beſſer auszubilden, vielmehr verbilden helfen! Könnten wir recht ausdrücklich auf Koſten unſeres Kopfs und Herzens uns beluſtigen wollen? Nein, Freunde, ſo denkt gewis Niemand von uns. Wir überlaſſen alſo, wenn Gaukler ſich mit ihren Künſten ſehen laſſen, das Laufen darnach denen, die daran Geſchmack finden. Je halsbrechender dergleichen Künſte ſind, für deſto unwürdiger unſeres Anblicks halten wir ſie. Die bewunderungswürdigſte Geſchicklichkeit iſt in unſern Augen etwas Verächtliches, wenn ſie ohne allen Nutzen iſt, und etwas Unſinniges, wenn ſie dabei zugleich dem, der ſie beſitzt, mit jeder Uebung Tod und Verderben droht. Wie kann es gebildeten Menſchen auch wohl Freude machen, Andere in Lebensgefaren zu erblicken, und noch dazu in Lebensgefaren, die ſie ſich ſelbſt ohne Noth bereiten! Hätten dergleichen Wagehälſe einen von jenen Berufen ergriffen, die

ebenso toddrohend, als unentbehrlich, sind, und sähen wir sie dann mitten in unerschrockener Betreibung desselben — dann, ja dann würden sie uns als Kämpfer mit Lebensgefaren ein ehrwürdiger, und als Sieger darüber ein herzerhebender Anblick sein; so aber — nicht. Auch alle andere öffentliche Gaukeleien, die, statt Schauder erregend zu sein, blos albern sind, überlassen wir dem Pöbel aus allen Ständen. Was sich doch der Narr in seiner Bude darauf zu Gute thun mag, wenn er einen ganzen Haufen von Seinesgleichen nach Gefallen um sich her versamlen kann, gegen die er als ein Kluger absticht, weil er ihnen das Geld aus den Beuteln lockt! Was er sich darauf einbilden mag, daß er durch seine groben, platten, wohl gar unzüchtigen Scherze den guten Sitten, und der Polizei, die sogar in den Winkeln über sie wachen sollte, auf freiem Markte Hohn sprechen darf, und dafür noch, nicht blos von Fuhrknechten und Fischweibern, sondern auch von den vornehmsten Herren und Damen, ja, wohl von den Wächtern der Polizei selbst, mit Beifall beklatscht wird! Dafür, daß wir ihm die Ehre anthun, und uns bei ihm einfinden sollten, besuchen wir lieber fremde Thiere, die zu sehen sind; so, wie wir, wenn an unserem Orte nützliche phisikalische und andere Experimente gemacht werden, nicht gern die Letzten sein mögen, die darnach gehen. Selbst des Theilnehmens, wär's auch nur durch Zuschauen aus dem Fenster, an allen offenbar possenmässigen Feierlichkeiten und Daherzügen, sie mögen nun blos aus Handwerksgebrauch, oder zu Ehren der Obrigkeit, oder gar zur Ehre Gottes, ge-

trieben werden, begeben wir uns aus Achtung für unsern eigenen besseren Geschmack; können wir aber einem anständig eingerichteten Volksfeste beiwohnen, das wollen wir gern thun, und an den natürlichen Ausdrücken der Freude ganzer Haufen von Menschen, an die die Freude nur selten kommt, recht viel Vergnügen finden.

Daß wir solche Gesellschaften meiden, wo es schlechterdings nur aufs Zechen angesehen ist — daß wir solche Oerter fliehen, wohin man nur zu gehen pflegt, um Lüderlichkeiten zu treiben, bedarf keiner Bemerkung; könnten wir aber auch wohl Vergnügungen genieſſen, deren Stempel Inhumanität ist? Leider sind freilich oft viele Nebenumstände dabei, die angenehme sinnliche Eindrücke machen; sobald doch aber der Augenschein lehrt, daß die Hauptsache, zu der diese blos hinzukommen, Grausamkeit sei — müssen wir nicht davor zurückschaudern? So weit sind wir dann doch auch wirklich mit der Kultur gekommen, daß wir nicht nur zu unserem Vergnügen unser eigenes Blut nicht vergiessen, sondern auch fremdes Menschenblutvergiessen nicht mit Vergnügen ansehen; oder — ist etwa das unbegreifliche Zusammenströmen des Volks von allen Seiten bei den fürchterlichsten Exekutionen noch ein Ueberbleibsel davon? Genug, von uns würde es Keinem einfallen, sich auf den Weg zu machen, wenn es hieſſe, daß Menschen zur öffentlichen Lustbarkeit wie wilde Thiere mit einander kämpfen, oder mit wirklichen wilden Thieren auf Tod und Leben den Kampf beginnen wollten; so, wie es Keinem von uns

auch nur einfällt, dahin zu reisen, wo geköpft und gerädert wird. Daß wir doch aber ja auch ebenso vor jeder blos nur Thiere betreffenden Quälerei, die zum Vergnügen veranstaltet wird, Ekel und Abscheu haben mögen! Dergleichen sind alle Kämpfe der Thiere unter sich, wenn sie, als von Natur gegen einander feindselig, in enge Räume zusammengesperrt, oder sonst heftig gegen einander gereitzt were n. Noch widermenschlicher, als diese Thierquälerei, ist jene, wenn der Mensch in eigener Person der Quäler wird, und das Quälen recht absichtlich in die Länge zieht, um desto länger seine Lust daran haben zu können. Vom Krötenspiessen an bis zum Hahnschlagen, und vom Hahnschlagen an bis zur Parforcejagd — welche Greuel haben die Menschen in Wohlgefallen, ja in Festlichkeiten, für sich zu verwandeln gewust! wie tief sind sie aber auch dadurch zu allen Zeiten unter ihre Würde gesunken! Kann es mit der Vernunft bestehen, irgend einem empfindenden Wesen ohne Noth Leiden zu machen? Ist es nicht vollends wider das unterste sittliche Gefühl, an dergleichen Leiden sich zu ergötzen? Verwildert an Kopf und Herz ist also Jeder, der dadurch seine freie Selbstthätigkeit übt, und mus es mit jedem Tage mehr werden; denn er stumpft sein Simpathisiren, diese Grundlage aller Menschlichkeit, noch immer mehr ab. Drum, Freunde, wollen wir auch nicht einmal Zuschauer bei solchen unnatürlichen Lustbarkeiten sein; damit ihre Veranstalter nicht glauben, daß wir ihren Geschmack billigten, und wir selbst nicht etwa auch unser feineres Gefühl nach und nach durch Gewohnheit und sinnlichergötzende Nebenumstände verliehren.

Der Einwand, daß wir uns das Schmerzengefühl der Thiere dabei nur so gros vorstellten, weil wir von uns auf sie schlössen, ist kaum einer Beantwortung würdig; wenn sie doch ihre Schmerzen ebenso ausdrücken, wie wir, sollten sie sie nicht auch fühlen, wie wir? O daß doch die Geschichte von Bileam und seinem Esel allen leidenschaftlichen Parforce- und Schweisjägern recht oft vor- und ausgelegt würde! vieleicht schämten sie sich, noch unverantwortlicher ihre Waldthiere zu mishandeln, wie dieser sein Lastthier. — —

Hiermit sei es genug gesprochen von denjenigen Vergnügungen, welche wir ganz und gar nicht geniessen sollen, weil sie an sich selbst und vermöge ihrer Natur gleich gegen alle die Zwecke sind, die wir durch Vergnügensgenüsse zu erreichen suchen müssen. Nun zu denen, die besserer Art sind!

Da finden wir dann gleich, daß diese nicht weniger mannigfaltig sind. Folglich, wenn es sich so trift, daß gewisse derselben von uns gar nicht genossen werden können, müssen wir auch nicht einmal nach ihnen verlangen. Wir wären ja sonderbare Leute, wenn wir ihre Entbehrung uns zu Herzen gehen lassen, und uns dabei unglücklich fühlen wollten; gibts denn nicht andere gleichschätzbare Vergnügungen genug, unter denen wir wählen mögen? Zu jenen müssen wir aber nicht blos solche rechnen, zu denen es uns ganz und gar an Gelegenheit, oder vieleicht selbst an Empfänglichkeit, fehlt, sondern auch je-

de, deren Genus schlechterdings mit einem Aufwande von Zeit und Geld verbunden ist, der zu unserer Weltlage nicht passt. Von dieser Art könnte z. E. das Reisen in fremde Länder für uns sein. Nicht weniger gehören dahin auch solche, die zu unserer besondern Leibes = oder Gemüthsbeschaffenheit nicht passend sind. So sollte offenbar Mancher unter uns, der auf jede kleine Erkältung sehr zu leiden pflegt, die Jagd für ein Vergnügen ansehen, das er nicht geniessen kann, und ein Anderer vieleicht wieder das Trauerspiel, weil er zu hipochondrisch ist. Daß endlich Jeder auch auf seinen Stand Rücksicht zu nehmen habe, ist wohl ausgemacht. So kann z. E. unser Freund, der Präsident da, auf unserem Privatthea= ter nicht selbst mitagiren, sondern nur mit Ehren Zuschauer sein, und so kann unser Freund, der Superintendent da, weder an der Maskerade, noch an einer solennen Schlittenfart, Theil nehmen.

Unter allen Vergnügungen nun aber, die nicht nur wirklich gut und zweckmässig sind, sondern von uns auch in der That genossen werden können, ist nicht eine einzige, deren Genus nicht ebenfals durch uns selbst noch völlig zweckwidrig werden kann, sobald wir dabei die Grenzen der Mässigung überschreiten. Die allgemeinen Regeln dabei würden daher etwa folgende sein müssen — —

1. Daß wir nicht mit einer Art von Eifer, oder gar Ungestüm, über sie her gerathen, und sie zu heftig genies=

sen. Wären sie auf diesen Fall sonst auch wohl im Geringsten um etwas besser, als solche, die unserem guten Zustande an Leib und Seele gleich an sich schaden, und deren wir uns deshalb gänzlich zu enthalten haben?

2. Daß wir ihren Genus nicht zu lange fortsetzen. Thun wir dis, so ermüden sie uns ja auch vielmehr, als daß sie uns stärken sollten; es ist auch unmöglich, daß sie uns dabei angenehm bleiben, oder ausdauernd erheitern, könnten. Mithin werden sie für uns ebenso verderblich, wie andere, die, weil sie entweder zu voll, oder zu leer, sind, uns auf der Stelle noch träger und trüber machen. Wir können es aber bald fühlen, wann wir sie genug genossen haben; also nur die Frage fleissig gethan — ists nun nicht genug?

3. Daß wir während des Genusses die Herrschaft über unsere Affekten behaupten, und keinen derselben wild aufbrausen lassen. Da hierzu so mannigfaltige Nebenumstände auch bei den unschuldigsten Vergnügungen Gelegenheit zu geben pflegen: so können wir deshalb nicht genug auf unserer Hut sein. Es ist ja sonst in der That Einerlei, ob wir bei Unaufsicht über uns durch eine an sich gute Ergötzlichkeit schlecht würden, oder ob wir es dadurch würden, daß wir eine an sich selbst gleich unmoralische genössen.

4. Daß das Geniessen nicht zur Genussucht bei uns werde. Sind wir denn auch wohl gern Sklaven unse-

rer Arbeiten? wie? und wir sollten Sklaven unserer Vergnügungen werden? Dis würden wir aber schon dadurch, wenn wir uns an eine gewisse Art von Vergnügungen so fesselten, daß wir, so oft wir sie nicht haben könnten, uns in dem allerunbehaglichsten Zustande fühlten. Wer wäre alsdann wohl an unserem Mismuth Schuld, als wir selbst? Es ist also sehr zu rathen, daß wir solcher Tirannei gewisser Ergötzlichkeiten bei Zeiten dadurch vorbauen, daß wir uns nicht auf eine und dieselbe Weise zu oft, am wenigsten zu oft hinter einander, ergötzen, sondern mit unsern Ergötzungen abwechseln, und zwar dann vorzüglich, wenn wir an uns einen starken Hang zu dieser oder jener von ihnen wahrnehmen. „Geh, müssen wir dann gleichsam zu solcher einmal ums andere sprechen, wenn sie sich uns auch noch so leicht machte — ich will dich heute nicht — du schmiedest schon Ketten für mich — ich mus aber ein freier Mann bleiben.“ Gesetzt jedoch, wir trieben es auch nicht so weit, daß wir, um vergnügt zu sein, nur immer auf eine gewisse Vergnügensart beständen; so mus doch auch überhaupt keine Sucht nach Vergnügungen uns ergreifen, so, daß wir am Ende unser Dasein fast lästig fänden, sobald wir uns nicht sinnlich ergötzen könnten. Wäre dis die rechte Anwendung, welche wir von unserem Leben im Ganzen zu machen haben? Hätten wir im Ernst keine andere Pflichten, als die Pflicht, uns zu amüsiren? Gewis, so gingen wir ja mit unserer Zeit noch schlimmer um, als diejenigen, welche auf ein gewisses Vergnügen bestehen, dessen einmaliger Genus ihnen schon offenbar zu

viel Zeitaufwand in ihrer Lage macht, und das sich deshalb nicht für sie schickt. Und — wie stände es dann mit unserem Vermögen, wenn wir unaufhörlich nach Lustbarkeiten strebten, und immer aus einer in die andere eilten? Vieleicht noch schlechter, als mit dem Vermögen derer, die zu ihrem Vergnügen einen einzigen Kunstaufwand machen, der ganz über ihre Kräfte geht, und der daher auch mit Recht ihnen zu verargen ist. Uebrigens ist es zwar ausgemacht, daß für manchen Stand die Vergnügenssucht noch entehrender sei, als für andere; es ist aber auch ebenso ausgemacht, daß sie keinem Stande Ehre bringe.

Nachdem wir diese allgemeinen Regeln der Mässigung bei an sich guten und erlaubten Vergnügensgenüssen vorausgeschickt haben, wollen wir sie nun auf verschidene Arten derselben anwenden, um sie uns noch anschaulicher und brauchbarer zugleich zu machen.

Erwägen wir Alles, was sowohl über die eigentlichen Zwecke der sinnlichen Ergötzlichkeiten, als auch über das Geniessen können derselben, gesagt ward, so ergibt sich auf der Stelle, daß die Freuden der Natur unter allen Vergnügungen hochobenan stehen. Diese haben erstlich jene guten Eigenschaften insgesamt, welche ein Vergnügen haben mus, wenn es von allen Seiten zweckmässig sein soll. Die reine, stärkende Luft, welche wir im Freien einathmen, die Bewegung, welche wir uns da machen können, wie und so viel wir wollen, hat auf un-

sere Gesundheit die wohlthätigsten Einflüsse. Die mannigfaltigen kleinen, und ebenso angenehmen, als leichten Beschäftigungen, die wir mit jedem Naturgenusse verbinden können, die gänzliche Ruhe, die wir im ersten besten Schatten finden mögen, während daß tausend Gegenstände um uns her unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen, und uns vor Langerweile schützen, gibt uns die vollkommenste Erholung von vorhergegangenen mühsamen Geschäften und Arbeiten. Erheiterung strömt uns im Schosse der Natur durch alle Sinne gleichsam zu. Das Auge weidet sich an den reitzendsten Anblicken aller Art, das Ohr an Vogelgesang, Wasserfall und Baumsäuseln; Bluhmendüfte laben den Geruch, selbstgepflückte Früchte den Geschmack, und sanfte Wärme erquickt das Gefühl; — wer sollte da nicht froh sein, wo Freude von allen Seiteu in sein ganzes Wesen eindringt? Wer sollte, wenn er auf einer beträchtlichen Höhe steht, nicht aller seiner Sorgen vergessen, und sich über alles Weltböse wie erhoben fühlen? Und — welchen Gewinn machen Geist und Herz noch obendrein bei solchen Genüssen! Immer lernen wir noch etwas Neues dabei kennen, und uns noch erhabenere Begriffe von dem bewundernswürdigen Haushalt der Natur machen; immer vollkommener wird unser Geschmack am Grossen, Schönen und Nützlichen, und immer reger unser Trieb, der Natur nachzuahmen, und auch gros und schön und nützlich zu wirken, gleichwie sie. Heiligere Schauer der Gottheit wallen uns nirgends an, als da, wo wir mitten unter ihren Werken stehen; stärkere Ahnungen einer mo-

ralischen Weltordnung haben wir nirgends, als da, wo die phisische uns in Erstaunen setzt; innigeres Gefühl unserer unendlichen Bestimmung ergreift uns nirgends, als da, wo unsere Blicke sich gleichsam im Unendlichen verliehren, und wo es ist, als wenn uns durch jede grenzenlose Aussicht unsere grenzenlose Fortdaner versinnlicht würde. Wer sollte da nicht seine eigentliche Menschenwürde fest ins Auge fassen? wer da nicht lauter Gutes denken? wer da nicht auf die edelsten Entschliessungen gerathen? O Freunde, noch nie kam ein guter Mensch, der zur Natur blos ging, um ihre reinen Freuden zu geniessen, anders, als besser, von ihr zurück; wenn hingegen Tausende, die noch nicht schlecht waren, aus den Geselschaften wohl schlecht zurückkamen. Darum wollen wir uns recht an die Freuden der Natur halten, und ihnen vor allen andern sinnlichen Ergötzlichkeiten den Vorzug geben — besonders alsdann, wenn die schönere Jahreszeit sie uns in vollem Masse darbietet; dann wollen wir es uns sogar zur Sünde rechnen, Kartenspiel zu treiben, wie, wenn Winter wäre. Braucht es denn mehr, um an ihnen Theil zu nehmen, als daß man höchstens gehen könne? Ist auch der Blinde, wenn er gleich Viel davon verliehrt, ganz von ihnen ausgeschlossen? In der That, so kommt dann auch dis noch zu ihren schönen Eigenschaften hinzu, daß sie Jeder, wer frei ist, geniessen könne. Geld kosten sie gar nicht. Auch zu schwächlicher Leibeskonstitution passen sie. Auch dem Melancholischen thun sie wohl. Ja, sie sind Ergötzlichkeiten, die jedes Standes würdig sind. So hätten wir dann also bei ihrem Ge-

nusse fast keine andere Mässigung weiter zu beobachten, als daß wir nicht mehr Zeit auf sie verwenden, wie unsere Berufs- und andere Pflichten verstatten, und daß wir, wenn die Natur in strenger Jahreszeit, oder bei übler Witterung, nicht zugänglich für uns ist, auch mit andern erlaubten Freudengenüssen vorlieb nehmen.

Die Jagd, welche im Freien betrieben wird, gehöre immerhin unter die männlichen Vergnügungen — unter die weiblichen gehört sie zuverlässig nicht; wer wollte aber, ohne ein berufener Jäger zu sein, auch wohl täglich Jagd treiben? Man gehe auf sie, jedoch auch nicht in jeder Witterung; man strenge sich dabei nicht zu sehr an; man laufe sich nicht zu heis, und reute nicht zu wild; man hüte sich vor zu nassen Füssen und vor urplötzlicher Erkältung. Wie Viele unserer jungen, sonst so rüstigen und starken Männer erblicken wir jetzt als hinsiechende traurige Opfer einer blos unvorsichtigen Jagdliebhaberei! Wie Mancher kam mit erfrornen Gliedern nach Hause, oder ward, vom Schlage gerührt, zu den erschrockenen Seinigen zurückgebracht! Man jage aber auch mit Menschlichkeit; die Jagd gehört in der That nicht zu den Vergnügungen, die sittliche Ausbildungsmittel genannt zu werden verdienen, wenn nicht auf den Genus der schönen Natur vorzüglich dabei gerechnet werden darf. Woher denn sonst, wenn diese Behauptung nicht wahr wäre, so viel äuserstrohe Menschen unter den Jagdburschen, fast wie unter den Fleischerknechten? Nur gar zu leicht geht auf der

Jagd verlohren das feinere Gefühl, und das Verlernen der Pflichten, die man auch bei aller Herrschaft über die Thiere, und zwar vermöge derselben Vernunft, welche uns diese gibt, der ganzen thierischen Schöpfung schuldig ist, tritt ein. Ob man dann hierbei noch stehen bleibe, und ob man nicht, weil eine Härte zur andern führt, am Ende auch hart und untheilnehmend gegen Seinesgleichen werde, ist eine Frage, die die Erfarung beantworten mag.

Das Schauspiel — worüber die Meinungen getheilt sind, und dessen Lobredner oft ebenso sich verirren, wie seine Tadler — werde nach Zeit und Umständen von uns besucht; doch nur unter den Bedingungen, daß es wohl eingerichtet sei, daß es gute Akteurs habe, und daß wahrhaftigerheiternde und veredelnde Repräsentationen gegeben werden. Unterhaltung suchen wir im Schauspielhause, nicht Langeweile; geschickt wollen wir die Rollen daselbst ausgeführt sehen — ungeschickt sehen wir im wirklichen Leben genug ausgeführt werden; unsere frohe Laune, die wir allenfals noch dahin mitbringen, wollen wir da nicht gar noch zurücklassen; Aberwitz und schlüpfrige Equivoken wollen wir da nicht hören, um uns darüber zu ärgern und davor zu ekeln, sondern gesalzene Einfälle wollen wir hören, richtige Sentiments, hohe Sentenzen, die uns Nahrung für Geist und Herz geben; bewegt, gerührt wollen wir da werden, aber nicht geschreckt, niedergeschlagen, zerrissen. Hiernach also müssen wir unsere Masregeln nehmen, und unsern Theaterbesuch ein-

richten. Warum nicht manchmal auch recht herzlich lachen? es thut dem Geiste, wie dem Körper, wohl. Warum aber auch nicht dann und wann sich Thränen der Liebe und des Mitleids ablocken lassen? Das Herz hat guten Nutzen davon; nur besinne man sich immer dabei, daß es die Illusion sei, die sie ablockt. Jedes Stück aber, das die Affekten zu gewaltsam reitzt, das die Tugend herabsetzt, das, statt Satire zu sein, Pasquil ist, das ganze ehrwürdige Stände der Gesellschaft lächerlich macht, das wirkliche Pflichtverletzungen unter allerlei Decken schön hinstellt, wohl gar Meuchelmord und Selbstmord in eine Art von Schutz zu nehmen scheint, werde, als offenbar für unsere Sittlichkeit gefärlich, nicht von uns angehört, und, wenn wir unvermutet dazu gekommen wären, sofort von uns verlassen. Es ist auf jeden Fall wahr, daß ein schlechteingerichtetes Theater weit mehr Schaden anrichte, als das aufs Beste eingerichtete Theater je Nutzen stiften kann; darum haben wir den Genus dieser Art von Vergnügungen vorzüglich wohl zu ordnen, besonders, da das Schauspiel so anziehende Reitze hat, und wir in einem Zeitalter leben, wo es zum guten Tone gehört, fleissiger im Komödienhause sich einzufinden, als in der Kirche.

Die Musik — ha! wie hebt sie den ganzen Menschen! — ja, Freunde, aber auch dann nur, wenn sie vollkommen ist. Statt, daß wir schlechte Musik tagtäglich umsonst hörten, wollen wir lieber gute wöchentlich nur einmal hören und — bezahlen. Ein Koncertsaal,

wo wir gebildete Meister und Dilettanten antreffen, sei nus nach dem Sein im Schosse der schönen Natur der lieblichsten Aufenthalte Einer, und wenn die Vox humana der Virtuosin im Gesange ertönt, so wollen wir noch mehr darauf horchen, als auf alle unsere Philomelen. Ist es dann vollends Weisheit und Tugend, was sie singt, welch sinnliches Vergnügen darf sich damit messen, sie zu hören? Sind wir selbst stark in der Musik, desto besser. Wer auf eine der herrlichsten Weisen, ergötzt zu werden, sich selbst ergötzen kann — was fehlt ihm noch? Er bläset und spielt und singt seine Sorgen hinter sich zurück, wie und wann er will, und stärkt sich durch eigene Instrumental- und Vokalmusik nach Anstrengungen seiner Arbeits- und Denkkräfte so treflich, als wohlfeil. Daß wir aber beim Gebrauche der Blaseinstrumente vorzüglich uns zu mässigen haben, lehrt uns gleich ihre Natur; daß wir nicht so lange mit der Flöte da stehen, oder auch am Klavier sitzen sollen, als wir bei unsern Arbeiten stehen und sitzen, lehrt Jeder sich selbst; daß wir durch Aufwand auf unsere ganze Musikliebhaberei uns nicht auser Stand sezen dürfen, weit nothwendigere Ausgaben zu bestreiten, braucht nicht einmal erwähnt zu werden. Daß jedoch der Klavierspieler lieber ein schönes Klavier, als ein blosses Prachtgeräth in seinem Zimmer, oder auch sogar als ein stahlfederreicheres Sofa, theuer bezahlt, ist recht. Ob übrigens eine sanfte, oder eine feurige Musik vorzuziehen sei, ist nicht geradezu zu bestimmen. Jede hat ihre eigenen Vorzüge; man benutze Beide seiner Gemüthsbeschaffenheit gemäs. Wer schon traurig ist, der bedarf

keines Mästoso weiter, wie keines Dämpfers, und, wer aus sich leicht in Feuer geräth, für den gehört weder Furioso, noch Prästissimo, wie überhaupt keine rauschende Musik. Viele haben besondere Vorliebe zur Jagdmusik; unstreitig wird diese auch dadurch so schön, daß man sie im Freien hört. Wenn Natur und Musik ihre Reitze vereinigen, ja dann, dann . . . Wer hört nicht gern das Waldhorn im Walde, die Harfe im Thale, die Laute im Garten? Sogar der Hirt mit seiner Schalmei, der Pferdehüter auf seinem Blate blasend zur Nachtzeit, nehmen sich gut aus. Ist also nur die Jagdmusik keine Begleiterin von Unmenschlichkeiten — wer sollte sie nicht angenehm finden? So liebt auch Mancher vorzüglich die kriegerische Musik; erwägt man aber, wenn man sie hört, wozu sie da ist, so ist es dem Gefühlvollen unmöglich, ihr Geschmack abzugewinnen. Wenn dann auch viele Tausende in bewundernswürdigster Ordnung und Haltung während derselben da ständen — der Gedanke, wozu werden diese freien Wesen so zu Maschinen verformt und verbildet? benimmt auch ihrem Anblick, wie der Musik, die ihn ackompagnirt, das Schöne, und macht den ganzen Auftritt — wär's auch nur Revüe, oder Musterung — für Kopf und Herz lästig, mithin Jedem, dessen Kopf noch nicht verschraubt, und dessen Herz noch nicht verstimmt ist, auch für Auge und Ohr sogar widrig.

Dem Tanze alle Ehre, die ihm gebührt! Er ist dem fröhlichen Menschen natürlicheigen; der Frohe hüpft, der

Traurige schleicht. Er verschaft dem Körper die angenehmste Bewegung, und erheitert das Gemüth, nicht nur, wenn man ihn selbst übt, sondern auch, wenn man ihm blos zusieht. Daß er auch immer dazu beitrage, daß man einen edleren Anstand bekomme, scheint sich nicht zu bestätigen; denn oft tanzen die am besten, denen man's, wenn man sie gehen sieht, am wenigsten zutrauen würde. Freilich gehört er mehr zu den Vergnügungen des weiblichen Geschlechts; warum sollten aber nicht auch Männer tanzen? Tanzen die Weiber doch nicht gern ohne sie; so müsten sie schon aus Gefälligkeit mittanzen. Wehe aber dem zu lange anhaltenden Tanzen! wehe dem zu heftigen Tanzen! Nicht genug, daß dergleichen mehr ermüdet, als das stärkste Arbeiten; es setzt auch Gesundheit und Leben durch die äuserste Erhitzung in die grösseste Gefar. Kommen dann vollends noch unvorsichtige Abkühlungen dazu, so müssen die traurigsten Folgen daraus entstehen. Stirbt man auch nicht gleich auf der Stelle — wirklich aber gab's schon manche Leiche auf dem Tanzplatze — so trägt man doch die Schwindsucht zur Ausbeute davon, welche oft wie im Galop zum Grabe führt. Sollten wir uns denn auch als Tänzer in Wilde verwandeln wollen? In der That gibts jetzt dergleichen Tänze, deren Erfinder die Anlage hierzu gemacht zu haben scheinen; ja, was noch Mehr ist, einige sind von der Art, daß man, wenn man sich die Ohren zuhielte, und die Musik nicht hörte, dabei in einem Irrenhause zu sein glauben könnte. Jene üppigen und wahrhaftigunverschämten Tänze vollends, die jezt so ge-

liebt werden, wie entehren sie Jeden, der sie mitmacht! wie sind sie gegen alle gute Sitten, und schlagen oft in das unschuldigste Gemüth die ersten Funken der Wollust! Kein ehrbares Mädgen sollte sich zu ihnen hergeben, keine Mutter es dulden, daß ihre Tochter so tanzen dürfte; so, wie überhaupt das weibliche Geschlecht zum Vergnügen des Tanzes zwar das erste Recht hat, sich aber auch dabei seiner Bestimmung wegen am meisten in den Grenzen der Mässigung halten sollte. Wie schrecklich ists doch, Gesundheit und Tugend zugleich einem blossen Vergnügen aufzuopfern! und gibt es nicht Beispiele genug, daß Beide an einem Abend vertanzt wurden? konnten nicht Viele die Stunde angeben, in der sie das gemeinschaftliche Grab derselben baueten, und hätten sie dann nicht gern Alles gethan, um diese Stunde nicht gelebt zu haben?

Auch das Spiel sei Jedem gegönnt, der daran Vergnügen findet! Nur rechne sich der nicht unter die Männer, der es zu seinem Lieblingsvergnügen macht; auch gibt es Spiele, die kaum mit Anstand von Männern gespielt werden mögen. Alles zu lange Spielen, von welcher Art es auch sei, macht wüste; wird es vollends sitzend betrieben, so macht es wüste und steif zugleich. Spiele, bei welchen weder zu wenig, noch zu viel Bewegung ist — Spiele, welche weder fast gar kein Nachdenken, noch zu angestrengtes Nachdenken erfordern — Spiele, welche weder ohne alles Interesse sind, noch zu starken Reitz haben, sind von Jedermann ohne

Unterschied allen andern vorzgziehen. Wer sehr reitzbar ist, leicht zankt und streitet, leicht sich ärgert, oder sich erbosет, wenn Etwas nicht so geht, wie er will, oder denkt, der hat sich vieler Arten von Spielen zu enthalten. Es ist an sich schon nicht zu billigen, in dergleichen Gemüthszustand um so einer geringfügigen Sache willen zu kommen, wie doch in der That das Spiel ist; unglücklicherweise aber gibt auch das Spiel gerade am häufigsten Gelegenheit dazu, weil dabei so viel auf blossen Zufall ankommt. Je mehr also dieser bei irgend einem Spiele entscheidet, desto gefärlicher ist selbiges in der That für Jeden. Um irgend einen Preis wird immer gespielt; der anziehendste ist aber für die mehresten Menschen das Geld, und so sind auch die Spiele um Geld die gefärlichsten. Niemand sollte deshalb ein Spiel um Geld eingehen, ohne vorher zu berechnen, was er ungefär dabei verliehren könne, und dann sich zu fragen, ob er dieselbe Summe nicht allein übrig habe, sondern auch gleich zum Fenster hinauszuwerfen im Stande sei. Hat er hierzu nicht Lust, so ist ihm zu rathen, daß er das Spiel nicht eingehe; er wird, wenn er sie verliehrt, neidisch und widriggesinnt gegen den, der sie ihm abgewiunt. Je höher also gespielt wird, desto mehr setzt man sich dieser Gefar aus; so, wie auf der andern Seite, wenn man gewinnt, der Gefar, schadenfroh zu werden. Auch nicht dem, der bei hohem Gewinn oder Verlust so aussieht, als machte er sich nichts daraus, wollen wir es glauben, daß er sich nichts daraus mache; er verstellt sich nur, und hat es in der Verstellung blos weiter gebracht, als Andere. Kein vernünftiger Mensch

verliehrt gern viel. O wehe den hohen Spielern! sie öf-
nen ihr Herz recht muthwillig der schändlichsten Leiden-
schaft, der Gewinnsucht, die Tücke beim Verlust und
Hohn beim Gewinn zu unausbleiblichen Begleitern hat.
Da nun das Kartenspiel hauptsächlich zu hohem Spie-
len gebraucht wird, zugleich aber auch nur zum Sitzen sich
eignet, und am meisten in der Gewalt des Zufalls ist, so
ists auch eins der schlechtesten Spiele. Wird es gar,
wie das Würfelspiel, ganz und gar zum Zufallsspiele,
und werden dann noch dazu grosse Summen dabei hazar-
dirt, wer sollte ihm nicht fluchen? Das Farao und ähn-
liche Spiele sind die wahre Pest der Geselschaften, und
Kaiser Alexander verdient dafür eine Ehrensäule, daß er
die Bankhalter eine Gaunerbande nannte. Nimmt
man dis Alles zusammen, Freunde, so wär's wohl gut,
wenn alles Karten- und Würfelspielen abkäme. Gott-
lob, wir bedürfen seiner nicht, um vergnügt zu sein;
wir können uns durch Gespräche unterhalten, und dabei
bleiben wir wirklich vergnügt.

Ja, das Gespräch in vermischten Geselschaften, und
noch mehr in vertrauten Zirkeln — diese eigent-
liche Konversation für Menschen — geht un-
endlich weit über alle Spiele. Für dieses Vergnügen of-
fen sein verräth den wahrhaftiggebildeten Mann. Seine
Kentnisse einander mittheilen, seine Empfindungen,
Meinungen und Urtheile gegenseitig zu erkennen geben —
bald bei einem Gegenstande lange verweilen, bald von
Gegenstand zu Gegenstand forteilen — jetzt eine ernst-

hafte Darstellung, dann eine launigte Erzählung, dann einen witzigen Einfall, dann einen sanften Scherz bald liefern, bald hören, und — dabei einander ins Gesicht sehen, das, was man hört, in Blicken und Zügen noch vollkommener lesen, und von dem, was man spricht, die Eindrücke in selbigen deutlich wahrnehmen — — wie kann es anders, als Freuden über Freuden für Geist und Herz gewähren! Man kann dabei auch sich Bewegung genug machen, sogar im Freien. Gespräche im Schosse der Natur, auf Spatziergängen, oder auf kleinen geselschaftlichen Fusreisen — wie gehören sie auf jeden Fall unter die menschlichsten Vergnügungen! Misbrauchen aber kann man freilich auch das Gespräch fast mehr, als irgend ein anderes Vergnügen. Man kann nicht nur allein reden, und Andere gar nicht zu Worte kommen lassen wollen; man kann auch Haberechterei treiben, zanken und streiten, Zweideutigkeiten, oder gar Plattheiten, auftischen, fade reden, irreligiös reden, u. s. w. Vor diesem Allen sichert uns ein guter Geschmack und eine wohl gepflegte Humanität; so, wie uns Beide es auch ganz unmöglich machen, in Geselschaften Abwesende zu verleumden, und die Gegenwärtigen absichtlich mit Lügen zu unterhalten, oder Bitterkeiten ihnen zu sagen, oder sie gar aufzuziehen und zu hänseln. Den Narren klüger machen ist wohl Ehre und Freude zugleich; was wäre aber das — den Narren noch närrischer machen? Ist man dann Wohlthäter eines solchen Gemishandelten vollends, und glaubt als solcher eine besondere Freiheit dazu zu haben, wie auf das tiefste ernidrigt man sich dadurch! Welch ein verdien-

tes Gelächter aber auch dann über den, der so thut, wenn der zum Narren gehabte ihm endlich mit gleicher Münze bezahlt, noch über ihn kommt, und er so neben diesem als der eigentliche Narr da steht!

Das Vergnügen, welches die Betrachtung der grossen und schönen Kunstwerke aller Art gewährt, zeichnet sich ebenfals, wie das Gespräch, vor vielen andern aus; nur gehört dazu, um es in hohem Grade zu geniessen, allerdings auch ein ausgebildeter Kunstgeschmack. Männer, die diesen besitzen, mustern z. E. lieber ihre kleine Sammlung von geschnittenen Steinen, als daß sie einen noch so grossen Haufen von wiedereingegangenen Luidoren abwägen, und, wenn sie die Wahl zwischen den Einlässen in eine herrliche Bildergallerie und zu einer fürstlichbesetzten Tafel haben, so ziehen sie die hohe Augenweide dem hohen Schmause vor, und leben lieber ganz frugal. Nicht allein aber, daß auf dergleichen Liebhaberei auch nicht mehr Aufwand von uns gemacht werden darf, als unsere Lagen und Verhältnisse gestatten, so müssen wir auch männlich und sittlich dabei zu Werke gehen. Leider verwenden unsere Künstler ihr Genie auch oft auf blosse Gaukeleien; leider drücken sie oft durch die gewählten Ideen sowohl, als durch die Art der Ausführung derselben, in ihren Werken ihre eigenen unsaubern Gesinnungen und Begierden aus. Immer müssen da die reelleren und anständigeren Kunstprodukte unsere Blicke mehr fesseln, als dergleichen die Kunst entehrenden und sie um ihren wahren Zweck bringenden Produkte. Betrachten wir jedoch

diese ihrer Schönheit und Vollkommenheit wegen, so müssen wir auf unserer Hut sein, daß wir nicht auch die Posse selbst darum zu schätzen geneigt werden, weil sie eine so schätzbare Vorstellung erhielt, und daß wir nicht das die Schamhaftigkeit verletzende Sujet darum auch schön finden, weil es so schön gemahlt, oder gezeichnet, oder gestochen, oder gegraben ist. Anblicke der Art sind für die Tugend Vieler noch weit gefährlicher, als die schlüpfrigste Lektüre; denn sie kommen der Einbildungskraft zu sehr zu Hülfe.

Der Geschmack an schönbesetzten Tafeln ist weit ausgebreiteter und allgemeiner, als der Geschmack an schönen Kunstwerken. Wir verdammen ihn auch nicht ganz, Freunde; warum nicht auch zuweilen festlich schmausen? Nur mus man so schmausen, daß Tag's drauf nicht nur Essen und Trinken, sondern auch Arbeiten und Denken, ganz wieder schmecke. Da dis nun in der That aus den allernatürlichsten Gründen schwer zu bewerkstelligen ist, so sind wir auch darüber einig, daß schon aus dieser Ursache allein — wenn auch nicht noch viel andere dazu da wären — der wirkliche Schmaus zu den sinnlichen Ergötzlichkeiten gehöre, die wir am seltensten geniessen müssen.

In Betref aller und jeder dieser Vergnügungen nun müsse noch das Gesetz unwandelbar und unverletzlich vor uns stehen — erst arbeite, und dann vergnüge dich, und, hast du dich vergnügt, so arbeite wieder!

Arbeiten, unsere Geschäfte betreiben, unsern Beruf erfüllen ist die Hauptsache. Nur dem wackern Arbeiter gebührt das Vergnügen als Lohn; er geniesst es auch wirklich nur recht. Also — erst müssen wir das Vergnügen durch Arbeit verdienen. Kommen Arbeit und Vergnügen einander in den Weg, so mus, wenn die Arbeit gar nicht aufgeschoben werden kann, das Vergnügen weichen. Kann jene aber aufgeschoben werden, und dieses nicht, so ist es uns, wenn das Vergnügen von Belang ist, verstattet, Arbeitsaufschub zu machen, weil wir sonst ganz und gar darum kämen. Die Eile mit der Arbeit, um nur an das Vergnügen zu kommen, ist höchstunlöblich; jene wird dadurch verpfuscht, und dieses ist alsdann doch immer von der Art, daß es uns nicht entläuft.

Selbst alsdann, wenn wir schon mitten im Vergnügensgenusse sind, dürfen wir uns nicht so an ihn binden, daß wir ihn nicht noch gleich wiederaufgeben könnten, oder wollten, wenn unerwartet unaufschiebliche Geschäfte einträten. Schön, wenn der Mann im öffentlichen Amte mitten aus dem Schmause aufsteht, sobald sein Amt ihn ruft, und wenn auch hernach, wenn er wiederkäme, nur noch der Nachtisch für ihn übrig wäre! Noch schöner, wenn der Menschenfreund gleich den Spieltisch verlässt, sobald man auch nur aus einer Hütte nach ihm fragen lässt, und wenn er auch keine Hofnung hätte, an den Spieltisch zurückzukommen!

Haben wir aber ungestört den Vergnügensgenus vollbracht, so müssen wir hernach wieder arbeiten. Das Vergnügen gab uns ja neue Kräfte; wozu aber anders, als, sie aufs neue nützlich anzuwenden? Es gab uns neue Heiterkeit; wozu sonst, als um von neuem mit Eifer unsere Kräfte nützlich anzuwenden? Drum soll es auch hernach die ganze Welt unsern Arbeiten ansehen, daß wir uns vorher vergnügt hatten, wie sie es uns bei unsern Vergnügungen ansehen mus, daß wir vorher gearbeitet hatten!

So, Freunde, wollen wir unser Ergötzungswerk von allen Seiten betreiben, und dann mag man uns immerhin sinnliche Menschen nennen; wir sind unbekümmert darüber, weil wir wissen, daß wir dadurch unserem gesamten Wesen — unserer höheren Natur, wie unserer nideren — gemäs leben. Wollten uns aber vollends eingebildete Heilige, die sich mit ihrer gänzlichen Enthaltsamkeit brüsten, bei unsern Genüssen kaum über die Achseln ansehen, so lasst uns dazu mitleidig lächeln, weil wir gewis weit nützlichere Menschen sind, als sie; und wollten schwärmerische Asceten uns Kreutzigung des Fleisches predigen, so lasst uns ihnen die Wahrheit zurückpredigen, daß es eine weit schwerere Kreutzigung des Fleisches sei, Mässigung in sinnlichen Genüssen auszuüben, als gänzlich auf sie Verzicht zu thun.

Spare, aber karge nicht!

Halt' auf dich, aber brüste dich nicht!

Zwei Parallelen.

I.

Parallele zwischen Verschwendung und Geiz.

Gar nicht sparen, und übertrieben sparen — Eins ist so thöricht, wie das Andere, und man kann Beides, so entgegengesetzt es einander ist, mit zwei Abwegen von der rechten Strasse vergleichen, die, der eine zwar links, und der andere rechts, überall doch in einerlei Verderben führen.

Es heisst wohl — wer arbeitet, der hat Genüge; in der That ist auch Arbeitsamkeit das ächteste Erwerbmittel. Ist es denn aber, um Genüge zu haben, wirklich hinreichend, daß man blos erwerbe, oder mus man nicht auch das Erworbene erhalterisch behandeln? Arbeitsamkeit ohne Sparsamkeit macht so gut arm, wie Müssiggang. Wenn der Verschwender also auch noch so ein fleissiger Arbeiter wäre, so hat er doch nicht Genüge. Läßt

er Mehr aufgehen, als er erwirbt, so hat er entweder sonst noch zuzusetzen, oder nicht. Im letzteren Falle mus er ja gleich, im ersteren doch allmählich, in wirklichen Mangel gerathen. Macht er auch nur auf entbehrliche Dinge mehr Aufwand, als sich für ihn gehört, so kann es ebenfals nicht anders kommen, als daß es ihm oft an der Nothdurft gebreche. Ja, richtet er sich auch nur so ein, daß er täglich verbringt, was er täglich verzehrt, so geht er doch an jedem Abend als ein Wahrhaftigdürftiger zu Bette. Leider aber gesellt sich auch oft noch der Müssiggang zur Verschwendung, als eine wüste Lebensart zur andern, und wer mag dann die Noth übersehen, in die sich der Verschwender stürzt? — So stehts also doch ganz anders, könnte man sagen, mit dem Geitzigen; dieser hat nicht nur Genüge, sondern auch Ueberflus. Er hat aber in der That so wenig Genüge, wie der Verschwender; wie mag der je Genüge haben, der nie genug zusammenkargen kann? Wenn sich der Geitzige noch eine gewisse Summe festsetzte, bis zu der er sein Vermögen erst bringen zu müssen glaubte, ehe er wagte sich etwas zu Gute zu thun; so aber — je Mehr er hat, desto Mehr will er haben, und seine Habsucht wächs't ins Unendliche. Er hat also nicht nur seiner Meinung nach nie Genüge, weil er immer noch Mehr haben könnte, sondern er ist auch bei seinem grössesten Ueberflusse wirklich um nichts besser daran, als wenn er gar kein Vermögen hätte. Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß er Reichthum besitze — der Reichthum *besitzt* ihn; er trauet sich auf keine Weise an ihn, versagt sich jeden Freudengenus, schränkt

wohl gar die Befridigung seiner Nothdurft ein, und ist also mitten unter seinen Schätzen so arm, wie der Verschwender, der alles durchgebracht hat. Wie es, um Genüge zu haben, nicht genug ist, daß man nur erwerbe, sondern auch spare: so hat man auch dadurch nicht Genüge, daß man nur hat, sondern daß man auch das, was man hat, geniesst.

Die Gegenwart setzt den Verschwender oft schon in Unruhe, weil er nicht weis, wie er Alles zusaminenbringen soll, was seine Ueppigkeit verlangt; wie unruhig mus er vollends werden, wenn er an die Zukunft denkt! Wenn er ja sich auch dadurch zufriden zu stellen suchte, daß er fortan noch unermüdeter arbeiten, und dann nicht über den Ertrag seiner Arbeit weiter Aufwand machen wolle — weis er mit Gewisheit, daß er immer werde zu arbeiten haben, daß keine theure Zeiten kommen werden, daß ihm keine langwierige Krankheit, kein hohes Greisesalter bevorstehe? Wie wirds ihm in dergleichen Fällen gehen, wenn er immer reine Vermögensbahn gemacht, und nichts, gar nichts auf sie gespart und zurückgelegt hat? Kann er sie sich auch nur als möglich denken, ohne zu zittern? — Man glaube aber ja nicht, daß der Geitzige der Zukunft wegen getroster lebe; er zittert ebenso vor ihr, wie der Verschwender. Ihm ist es ausgemacht, daß die Zeiten immer schlechter werden, und daß bald die allerfürchterlichsten Zeiten kommen werden, die gar nicht wieder Vergang nehmen. Er glaubt mit Gewisheit, daß er mehr, als ein Jahrhundert, verleben

werde, und zuweilen scheints ihm nicht ganz unmöglich, daß er wohl gar der Erste sein könne, der durch völlige Unsterblichkeit Epoke machte. Hilf Himmel, woher soll dann Alles kommen, was er, wenn er vieleicht auch nur hundert Jahre lang nicht mehr arbeiten könnte, doch wenigstens zur Nothdurft brauchte? So wird er nicht eher ruhig, bis er so viel zurückgelegt hat, als er nach der allerkümmerlichsten Berechnung auch nur in dem zweiten Jahrhundert bedarf, und da er dis vor Ende des ersten gar nicht zu leisten vermag, so wird er auch in seinem ganzen Leben nicht ruhig. Dazu kommt nun noch, daß all sein Arbeiten und Sparen ihm vieleicht doch nichts helfen möchte; denn, wenn sein Geitz ihn auch auf das Höchste vorsichtig macht, so, daß er nie etwas ausleihet, um nie betrogen werden zu können, und daß er nie ein Licht anzündet, damit kein Funke abspringen möge: so kann ja doch der Blitz bei ihm einschlagen, und im Hui ihm Alles nehmen; soll er da auf Rettung seiner Person bedacht sein, oder nicht? wenn er sich dann auch rettete, was hätte er? Oder, weil es bekannt ist, daß er viel Vermögen besitzt, so können Räuberbanden zur Nachtzeit ihn überfallen, und rein ausplündern, ja — todtschlagen; wovon soll der arme Mann dann leben? Dergleichen Vorstellungen quälen den Geitzigen unaufhörlich, und machen ihn so zukunftbange, wie den ärgsten Verschwender.

Wer verachtet sein will, der zeige sich nur als Geitziger; so erreicht er seinen Zweck gewis. Wie könnte man einen Menschen schätzen, dem Geld Alles ist, der sich als

ein wahrer Sklav seines Vermögens handthiert, sich auf die nidrigste Weise wegwirft, und sich immer blutarm stellt? Verstellte Armut schändet, wie selbstverschuldete wirkliche Armut. Wer also auch verachtet sein will, der zeige sich nur als Verschwender; so schlägts ihm ebenfals nicht fehl. Während daß er sich allmählich der Dürftigkeit durch ungebürlichen Aufwand nähert, spottet man schon seiner als eines hirnlosen Thoren, dem Geld gar Nichts ist, und ist er vollends durch fortgesetztes Prassen, oder auch nur durch nachlässige Wirthschaft, ganz und gar herunter, so wird von Jedermann über ihn, als über einen Menschen, der es nicht besser haben wollen, höhnisch weggeblickt. — Ebenso, wer lächerlich werden will, der schwelge oder karge nur; in beiden Fällen wird er's zuverlässig. Welche possirliche Blössen gibt der Verschwender, wenn er über seinen Stand lebt, geniesst, sich kleidet, wohnt, oder es doch Andern gleich thun will, denen er's nicht gleich thun kann! wie albern kommen oft die Einrichtungen, welche er dazu macht, heraus! wie wird er ausgezischt, wenn er am Ende sich doch verrechnet hat, so, daß es am Letzten fehlt, er den für ihn nicht auszuhaltenden Vergnügensgenus abbrechen, vom Spieltische aufstehen, aus der Geselschaft verschwinden u. s. w. mus! Wer lacht aber auch wohl nicht über den Geitzigen? Sich selbst alle Lust entziehen, um nur lustige Erben zu machen — ist dis nicht an sich schon ein wahres Lustspiel, das auf eigene Kosten gegeben wird? Welche recht herzliche Erschütterungen des Zwergfells gewährt es aber vollends, wenn man den Geitzigen erblickt, wie er sich bei dem nothwen-

digsten Aufwande gebehrdet — wenn man ihm zusieht, wie er mit Aengstlichkeit den Geldschrank öfnet, oder den Beutel zieht, jeden Groschen, der fort soll, erst noch dreimal umkehrt, zehenmal besichtigt, und fast unter Thränen endlich von ihm Abschied nimmt! Zu den albernsten Kindereien sinkt ja der Geitzige oft herab; er spielt mit seinen Luidoren, wie der Knabe in der Kappe mit seinen Zahlpfennigen, blinkert und klimpert sich damit Freude ins Herz, wiegt, zählt und packt sich satt, wenn ihn hungert, und fühlt sich, wenn er die zugeschlossene Geldkiste noch einmal wuchtet, so glücklich, wie ein König; wer könnte den Gecken dabei antreffen, ohne ihn burlesk zu finden?

Die komischen Seiten des Geitzigen umgewendet — so stellen sich sehr tragische dem Anblick dar. Als der pflichtvergessenste Mensch erscheint er, und versündigt sich bei jeder Gelegenheit durch seine grenzenlose Kargheit. Der Arbeiter, der ihm seine Kräfte verdungen hat, kann lange warten, ehe er von ihm bezahlt wird — der Arme, der ihn um eine Wohlthat anspricht, kann ewig warten, ehe er sie von ihm empfängt. Wie? und gemeinnützige Institute sollte er erhalten helfen? er bricht ja seiner eigenen guten Erhaltung ab, was er kann. Der Unmensch! wer mus ihn nicht verabscheuen — ihn und den Verschwender —? Setzt nicht dieser auch alle seine Pflichten hintenan, um nur seine Ueppigkeiten treiben zu können? Woher sollte er denn Alles nehmen, um den heillosen Aufwand, den er macht, bestreiten zu können,

wenn er nicht seine Arbeiter unbezahlt liesse, die Armen von sich wiese, und jeder öffentlichen guten Anstalt seinen Beitrag versagte? Das eigene Institut in seinem Hause lässt er verfallen, ja, für sich selbst weis er zuletzt nicht mehr Rath. Dann mus er seiner guten Erhaltung abbrechen, wie der Geitzige ihr freiwillig abbricht; Beide sind also selbst daran Schuld, und der Eine handelt dadurch so verworfen, als der Andere.

Beide fallen auch auf dieselben Mittel — der Eine, um seinen Geitz zu befridigen, der Andere, um seine Verschwendung so lange, als möglich, fortsetzen zu können; Beiden ist kein Weg zu abscheulich, daß sie ihn nicht einschlügen, sobald er sie zur Erreichung ihrer Absichten führt, oder doch führen kann. Geld wollen sie haben — der Verschwender, weils ihm daran fehlt — der Geitzige, weil er, wenn er auch noch so viel hat, immer noch glaubt, daß es ihm daran fehle. So betrügen sie, wie sie wissen und können. Der Eine treibt Wucher mit seinen Kapitalien, die er nur unter den blutaussaugendsten Bedingungen verleihet — der Andere mit seinen Interessen, die er über die Gebür zahlt, um nur fremde Kapitalien in die Hände zu bekommen, die er nie wiedergeben will. Sie begehen jede Ungerechtigkeit, so bald sie ihnen etwas einbringt, oft die grösseste einer Kleinigkeit wegen. Wen sie dadurch in Verlust setzen, gilt ihnen gleich; es mögen Wittwen, oder Waisen, sein, Kirchen, oder milde Stiftungen, nur her mit ihrem Gute, wenn sie es kriegen können. Wird ihren Händen etwas anvertrauet, so

ists verlohren in selbigen; sie leugnen es ab, und, werden sie zum Schwur gebracht, so schwören sie es ab. Auch Handschriften, die sie ausgestellt, wissen sie durch eidliches Diffitiren ungültig gegen sich zu machen. Sie werden Wechselreuter, falsche Spieler, Kassendiebe, und, wenn dis alles nicht mehr gehen will, wirkliche Räuber. Verrätherei gegen Freunde und Vaterland ist ihnen etwas Geringes, und, wen sie zu beerben Hofnung haben, der ist vor ihnen seines Lebens nicht sicher.

Das Ende sogar, welches sie nehmen, ist sich oft völlig gleich. Verlassen von Allen — der Eine, weil er nie gern bewirthet hat, der Andere, weil er nicht mehr bewirthen kann — müssen sie in gänzlicher Einsamkeit den letzten Theil ihres Lebens hinbringen. Beide ergreift Verzweiflung — den Einen, weil er sein Geld in jene Welt nicht mitnehmen kann, den Andern, weil er für diese Welt kein Geld mehr anzuschaffen weis; und, wie mancher Verschwender sich rasend schon die Kugel durch den Kopf jagte, so henkte sich auch schon mancher Geitzige, dem durch Abschlag des Getraidepreises sein Wucherprojekt scheiterte, mitten über seinem Waitzenhaufen auf. — —

Wer kann diese Parallellinien zwischen Verschwendung und Geitz ziehen, ohne sich zuzurufen — spare, aber karge nicht! — ? Dis ist die Mittelstrasse zwischen den beiden Abwegen, welche in gleiches Verderben führen, und auf ihr wandeln ist hohe Weisheit des Lebens.

Man erwerbe durch Arbeit und erlaubte Benutzung zufälliger Umstände, und gebrauche das so rechtmäßig Erworbene als ein guter Hauswirth; — hiermit ist Alles gesagt. Nicht blos haben, sondern auch das, was man hat, genieſſen; aber es auch nicht blos genieſſen, sondern es so genieſſen, daß man immer haben möge! Der Verschwender sorgt nur für heute — der Geitzige nur für morgen; Beide sind Thoren. Jener bedenkt nicht, daß ein morgender Tag noch höchstwahrscheinlich für ihn komme, an dem er doch auch wieder Genüsse verlangt; dieser vergisst, daß der heutige Tag allein ihm gewis sei, und daß er also, wenn kein morgender für ihn käme, und er heute nicht genösse, ganz leer ausginge. Der gute Hauswirth sorgt für heute und morgen zugleich; heute lebt er, so geniesst er auch heute; morgen kann er leben, so hebt er das für heute Ueberflüssige zu morgen auf; ist er nicht der wahre Lebensweise? Er lässt sich sein Recht nicht nehmen, und nimmts sich selbst noch weniger, das er hat, bei redlicher Erfüllung seiner Pflichten sich auch etwas zu Gute zu thun, und sich zu vergnügen, gebraucht dieses Recht aber auch nur unter dieser Bedingung, und lässt unter seinen Vergnügensgenüssen auf keine Weise seine Pflichten leiden. Erst dann, wenn er berechnen kann, daß nach allen bestrittenen Ausgaben, welche ihm diese machen, noch Ueberschus bleibe, denkt er an Aufwand zu wirklichem Wohlleben, ordnet diesen jedoch auch so, daß es ihm durch selbigen nicht über lang oder kurz an der

blossen Bequemlichkeit, oder gar am wirklichen Lebensunterhalte, gebrechen müsse.

So besteht er vor den Richterstühlen seiner Vernunft und seines Gewissens gar herrlich. Geld und Gut wird durch ihn nicht Mehr, als es wirklich an sich ist; was es aber ist, das bleibts auch. Nicht zum höchsten Zweck seines ganzen Strebens erhebt er es eigenmächtig, wie der Geitzige, der immer Mehr besitzen will, blos, um nur immer Mehr zu besitzen; aber für ein treffliches Mittel zu höheren von Gott ihm gesetzten Zwecken, zur besseren Erhaltung seiner sinnlichen, und zur Veredlung seiner geistigen Natur, wofür es der Verschwender nicht einmal schätzt, lässt er es gelten, und so erreicht er auch in der That diese Zwecke damit, um die Beide sich muthwillig bringen. Genügsam an sich, weil er einsieht, daß es nicht gerade grosser Reichthum sein müsse, der sie ihm erreichbar mache, sondern deß blos guter Wohlstand dazu schon hinlänglich sei, hat er durch sein wohlberechnetes Wirthschaften auch wirklich immer Genüge, und leidet ebenso wenig jemals eigentlichen Mangel, als er, wenn er diesen oder jenen nicht nothwendigen Aufwand nicht mitmachen kann, Mangel zu leiden sich einbildet. Der Zukunft geht er ruhig entgegen; denn durch vernünftige Einschränkungen seiner Freudengenüsse ist auf Nothfälle gesorgt, und daß er, wenn dis nicht zureichte, an dem Beistande der Providenz zweifeln sollte, wäre in seinen Augen praktischer Atheismus. Gott hat ihn bei seinen Arbeiten gesegnet — er gebraucht den göttlichen Se-

gen menschlich; wie könnte er in unerwarteten Misgeschicken, auf die er keine Einrichtung zu treffen vermochte, von Gott verlassen sein? Er, der Mann, der immer fleissig war, und das Seinige wohl zu Rathe hielt, glaubt auch gewis alsdann thätige Menschenfreunde zu finden, wenn er sie ohne seine Schuld nöthig hat. Allen, die ihn kennen, ist er schätzbar, und, wenn Geitzige und Verschwender sich wechselsweise bald verächtlich, bald lächerlich, machen, so spricht man mit Würde von ihm, und gibt ihm zur seiner Lebenseinrichtung freudig Beifall. Mögen's ihm immerhin Thoren verdenken, wenn er nicht jeden Aufwand mitmacht; die Weisen loben ihn dafür, so, wie es ihnen lieb ist, wenn er sich unter Umständen auch nicht schimpfen lässt, und zuweilen auch Ausgaben zum blossen Vergnügen macht, wozu ihm seine gute Oekonomie die Kräfte gibt. Alle seine guten Gesinnungen bleiben ihm nicht nur treu, wie seine Freunde, sondern er befestigt sich auch noch immer mehr in ihnen, und legt sie durch gute Werke an den Tag. Die nächsten Seinigen werden von ihm auf das vollkommenste besorgt; auch vielen Nothleidenden hilft er; er hat dazu, und glaubt, das, was er dazu hat, auch dazu anwenden zu müssen. Ueber ihn seufzt Niemand, wie er auch über die Welt nicht zu seufzen Ursache hat. Nicht einmal der Neid seufzt aus ihm, wenn er weit Glücklichere sieht; denn er mag nicht Mehr besitzen, als er braucht, und, so Viel er braucht, besitzt er. Sicher so vor allen Versuchungen, auf böse Erwerbmittel zu fallen, bleibt er ein ehrlicher Mann, und nimmt den Ruhm, es gewesen

zu sein, noch in sein Grab mit. Freudig überläßt er dann sein wohlerworbenes und wohlerhaltenes Vermögen, das er genossen hat, und dessen er nun nicht weiter bedarf, dankbaren Erben, wird von ihnen bis auf den letzten Augenblick liebreich gepflegt und getröstet, und befolgt das Gebot der Natur, wenn es an ihn ergeht, ohne Widerrede.

II.

Parallele

zwischen Niederträchtigkeit und Stolz.

Wie man aus Geld und Gut zu wenig und zu viel machen kann, so auch aus sich selbst. Beides ist zwar ebenfals ein ganz entgegengesetztes Abweichen von dem rechten Wege, führt aber auch, wie Verschwendung und Geitz, überall in dasselbe Unheil.

Was ist der Mensch, wenn er nicht das wird, was er sein soll? In der That, dann ist er seiner vernünftigen Natur ungeachtet schlechter, als alles Andere um ihn her, das wirklich das, was es in seiner Art auch werden soll, wird, ohne zu wissen, was es werde, und wie es solches werde. Eben darum, weil er Vernunft hat, und also weis, was er werden solle, und wie er es nur werden könne, soll auch sein ganzes Bestreben dahin gerichtet sein, es zu werden. Vergleicht man nun Niederträchtigkeit und Stolz mit einander, so

ergibt sich, daß beide Denkarten hiermit ganz unvereinbar sind. Wenn der Niderträchtige, der Nichts aus sich macht, nur seine sinnlichen Begierden befridigen kann, so bekümmert er sich um alles Andere nicht. Er fragt nicht einmal, was er sein solle; wie kann er denn Anstalten treffen, es zu werden? Gar nichts wissen und hören mag er davon, viel weniger hat er die geringste Lust, darnach zu streben; es ist also ausgemacht, daß er es ewig nicht werde. Der Stolze hingegen, der Alles aus sich macht, ist lebendig überzeugt, daß er es schon sei; wie sollte er auf den Einfall kommen können, erst noch darnach zu streben, daß er es werde? Wer schon am Ziele ist, macht sich der auch wohl noch auf den Weg dazu? Wie aber der, welcher blos glaubt am Ziele zu sein, ohne daß es wahr ist, und der deshalb nicht noch den Weg dazu antritt, nimmermehr ans Ziel kommt, so wird auch der Stolze ewig nicht, was er sein soll. Beides also — zu viel aus sich machen, und zu wenig aus sich machen — vereitelt alles wirkliche Menschwerden.

An diese blos allgemeine Betrachtung schliesst sich eine andere an, die schon specieller ist. Von wahrer Menschenwürde ist hier die Rede, die einzig und allein in Weisheit und Tugend besteht. Dem Niderträchtigen ist Menschenwürde entweder ein ganz kauderwelsches Wort, oder, hat er es ja in seinem Lexikon, so deutet er es so, daß er darunter die Vorzüge versteht, welche der Mensch vermöge seiner Vernunft hat, seiner Sinnlichkeit auf allen Seiten weit vollkommenere Genüge leisten zu können, als alle

Thiere. Die Aufsuchung der Mittel dazu überall durch das schärfste Nachdenken ist ihm Weisheit, und die Anwendung der aufgefundenen Mittel mit unablässigem Eifer ist ihm Tugend. Wie mögen also Niederträchtigkeit und wahre Menschenwürde mit einander bestehen? Den Stolzen hingegen hört man zwar fast von nichts, als von Menschenwürde, sprechen, und er trägt sie aufgeblasen überall vor sich her zur Schau; er spielt aber blos mit ihr, statt, daß sein Gegenfüsler sie grob mishandelt, denn — worin setzt er sie? In nichts, als in leeren Einbildungen! Bald bildet er sich auf Dinge Viel ein, die er zwar hat, die aber an und vor sich dem, der sie hat, keinen wahren Werth geben. Was ists z. E. weiter, wenn er gleich von Hause aus reich ist? jede Goldmine ist dasselbe. Was ists weiter, wenn er körperliche Schönheit von der Natur bekam? es gibt auch schöne Thiere. Was ists weiter, wenn er viel Ahnen zählt? wäre bei seiner Geburt ein Tausch vorgegangen, so zählte sie an seiner Statt der Eingetauschte. Was ists weiter, daß er es in gewissen ganz unnützen Geschicklichkeiten aufs Höchste gebracht hat? jeder Holzhacker hat mehr wahre Menschenwürde, als er. Bald schreibt sich sein Stolz von Dingen her, die zwar Jedem, der sie hat, an sich gleich hohen Werth mittheilen, die er aber nicht wirklich hat, sondern nur zu haben sich einbildet. So hält er sich für einen Gelehrten, und ist ein wahrer Ignorant — für einen Künstler vom ersten Range, und ist nichts weiter, als ein alltäglicher Stümper — für ein Original, und ist eine Kopie von Kopieen — für einen Selbstdenker, und ist ein

blosser Nachbeter — für einen feinen Mann im Umgange, und ist ein steifer Pedant — für einen Grosmüthigen, und ist nur zur Rache zu schwach — für einen heldenmässigen Dulder, und kann den kleinsten Schmerz nicht ertragen — für einen Aeuserstgemeinnützigen, und belustigt blos vornehme Müssiggänger — für einen Heiligen, und ist blos kein Bösewicht, u. s. w. Wie mögen also auch Stolz und wahre Menschenwürde bei einander sein?

Nun zu noch specielleren Betrachtungen! — Das Erste, was man, wenn vom wirklichen Menschwerden und von Erlangung wahrer Menschenwürde die Rede ist, zu thun hat, ist doch wohl, daß man sich um seine Unvollkommenheiten und Fehler bekümmere, und sie kennen lerne, damit man sie ablegen könne; wie sollte aber der Stolze hierauf kommen? Wer keine Fehler hat, der braucht keine Fehler abzulegen; andere Menschen haben nun wohl Fehler, aber er nicht. Hiervon, wie von einem Axiom, ausgehend, nimmt er sich nicht einmal die Mühe, sich selbst näher kennen zu lernen; genug, es ist einmal Alles schön an ihm, so findet er auch seine grössesten Unvollkommenheiten und Gebrechen schön. Träfe sichs ja, daß er etwas Aehnliches von dem, was er an Andern sehr tadelt, verachtet, ja, wohl gar verabscheuet, jemals ganz zufälligerweise an sich selbst zu entdecken glaubte, oder würden Freunde zudringlich, und thäten ihm deshalb Vorhalt, so gibt er demselben einen andern Nahmen, und so ists doch etwas Gutes. Uebrigens weis er derglei-

chen Freunde, die ihm nicht schmeicheln, bald von sich zu entfernen, und, würde ihm eine grosse Unvollkommenheit laut nachgesagt, so entrüstet er sich über die ruchlosen Verleumder. Auf solche Weise mus er alle seine Unvollkommenheiten nicht nur an sich behalten, sondern auch in noch immer höheren Graden aufzeigen. Mit dem Niderträchtigen ists ebenso. Er nimmts zwar nicht übel, wenn man ihn über die häslichsten Thorheiten und Unsittlichkeiten zur Rede setzt, sondern stellts vielmehr Jedem frei, es zu thun, gibt aber auch Jedem, der es thut, gleich ganz deutlich zu verstehen, daß er damit etwas Ueberflüssiges thue, weil er sich selbst doch wohl kenne. Und — wenn ein ganzes Publikum von ihm auf das schlechteste urtheilte, so lacht er dazu, und sagts wohl vorher, daß er einmal wieder Stof zum Stadtgespräch liefern müsse, weil es daran zu fehlen scheine. Ueber Schimpf und Schande weg, befindet er sich bei seinen gröbsten Fehlern wohl, und kitzelt sich recht darüber, wenn es heisst, daß er sie unter Allen im höchsten Grade besitze. Andere, denkt er, zeichnen sich so aus, und ich zeichne mich so aus; wenn man sich nur auszeichnet — so, oder so, gilt gleich. Beide also — der, der gar nichts aus sich macht, und der, der zu viel aus sich macht — sind gleichunbesserliche Menschen.

Ist der Niderträchtige um seine schlechten Eigenschaften unbekümmert, so wird er noch weniger darnach fragen, ob er gute Eigenschaften habe, oder nicht. Er wird dergleichen weder sich zu erwerben, noch, wenn sie

ihm Natur und Erziehung verliehen hätten, weiter auszubilden suchen. Und — der Stolze? Wie wird ein Mensch auf Erwerb guter Eigenschaften denken, in dessen Augen seine Fehler sogar dergleichen sind? Der Aufgeblasene hält ja sein ganzes Wesen schon für aus lauter Talenten und Vortreflichkeiten zusammengesetzt; er wird um so mehr in diesem irrigen Wahne sich bestärken, wenn ihm das Ungefär äuserliche Auszeichnungen in der Geselschaft widerfaren lies, welche von Rechtswegen dem nur zukämen, der sich auch durch Kopf und Herz auszeichnet. Er hat das, was eigentlich dem Weisen und dem Guten ausschlüslich gebührte; so ist er in seinen Augen ein Weiser und ein Guter.

Dis führt zu den wirklichen Verdiensten. Hat der Stolze durch Geburt, durch eingegangene Verbindungen, oder durch blinden Lauf der Dinge schon die Belohnungen des wahren Verdiensts — wird er es wohl für seine Schuldigkeit halten, sie noch nachzuverdienen? So käm's ja so heraus, als wenn er selbst eingestände, daß er ihrer noch nicht würdig wäre. Er ist aber seiner Meinung nach ihrer noch mehr, als würdig; die kleinlichsten Dienste, welche er je einzelnen Personen, und zwar, um sie sich geneigt und beförderlich zu machen, geleistet hat, das Geld sogar, wofür er sich Titel, Würden und Ehrenstellen erkauft hat, schlägt er zu dem grössesten Aufwande an Gut und Blut an, den er für das allgemeine Beste gemacht; und, was die ihm gar schon angebornen Prärogatifen betrift, so weis er aus einer sichern Quelle,

daß er jetzt schon zum zweiten male lebe, und daß er mitten im Erwerb grosser Verdienste um sein Vaterland sein erstes Leben eingebüsst habe, wofür ihm dann bei seiner zweiten Geburt gleich der Lohn hätte nachgereicht werden müssen. Ist aber das Glück nicht freigebig gegen ihn gewesen, hat er auch sonst nicht die Belohnungen des wahren Verdiensts ohne Verdienst sich zuzueignen gewust: so wird er sich zwar in Thätigkeit setzen, aber blos, um eine bedeutendere Rolle zu spielen. Nicht das Beste der Gesellschaft ist es, das er vor Augen hat, sondern sein eigenes Privatbestes; daß er noch zu Vermögen gelange, noch Ansehen erhalte, noch Gewalt in die Hände bekomme, ist der Zweck aller seiner Bestrebungen. Wobei er diesen nicht erreichen kann, daran bringt ihn Keiner, und wenn's auch das Wohl von Tausenden beträfe, und, hat er ihn durch ganz alltägliche Kraftanwendungen, die er aber mit grossem Geräusch verrichtete, und dann weit und breit ausposaunen lies, erreicht — hat er, was er haben wollte, so lebt er als der unnützeste Mensch, und brüstet sich dabei, als wenn er für Zeit und Ewigkeit genug gethan hätte. — Der Niederträchtige auf der andern Seite gähnt vor Langeweile, wenn er von Verdiensten hört, und findet es unbegreiflich, wie ein Mensch, ohne dafür gleich baar bezahlt zu werden, auch nur eine Hand für das allgemeine Beste bewegen möge, oder wie sich Jemand zu einer gemeinnützigen Handlung durch den blossen Ruhm dafür verleiten lassen könne. Der Werth vollends, den man auf Nachruhm, der nicht einmal von dem, der ihn bekomme, gehört werde, zu legen pflege,

ist ihm unter allen Albernheiten die albernste. So mag sich seinethalben um die Welt verdient machen, wer will; er macht sich um seine Sinnlichkeit verdient, und ist unverschämt genug, diese seine Verdienste, wenn sie auch von der schändlichsten Art wären, und ins Abscheuliche gingen, zu erzählen. Ist er z. E. geitzig, so rechnet er die schmutzigen Schelmereien her, womit er Andere angeführt hat; ist er ein Trunkenbold, so überzählt er die, welche er unter den Tisch gezecht hat; ist er ein Wollüstling, so nennt er mit keckem Wohlgefallen die Nahmen der Mädgen und Weiber nach der Reihe, die er zur Unzucht und Untreue verleitet hat.

Zu Allem, es mag noch so abgeschmackt, verworfen, bubenstreichartig sein, ist der Niederträchtige fähig; denn auch das Letzte, was oft noch Menschen, die schon über Vernunft und Gewissen hinaus sind, von Thorheiten und Unthaten zurückhält, nehmlich Schimpf und Schande, macht nicht mehr den geringsten Eindruck auf ihn. Er läfft sich förmlich zum Narren haben, wenn er Nutzen davon hat; er kriecht, um Gefälligkeiten zu erhalten; er verschwört und vermifft sich, wenn man ihm nicht glauben will; er verleumdet, verräth, bricht Zusagen und Eide, und bedient sich auch der schwärzesten Kunstgriffe, um etwas zu erhaschen, das seinen Leidenschaften wohlthut; er billigt die ärgsten Frevelthaten Anderer, und läfft sich zum Werkzeuge dabei gebrauchen, wenn er sie dadurch zu Freunden bekommen kann, hilft lästern, verfolgen, unterdrücken, gibt wohl seinen Nahmen zu

ausgeübten fremden Schändlichkeiten her, verhandelt seine noch unschuldige Tochter an einen reichen Buben, verleihet sein Weib an vornehme Gönner, u. s. w. Wo ist etwas Unsinniges, oder Verruchtes, das nicht schon ein Niederträchtiger beging? — Stehts aber um den Stolzen wohl besser? Die Aufgeblasenheit kennt so wenig eine Grenze, wie die Schamlosigkeit, ja, sie bekommt oft das Ansehen der Schamlosigkeit selbst. Es ist ebenfals kein Mittel so nidrig und so ruchlos, das der Stolze nicht, wenns sein mus, gebrauchen sollte, um seine hochmüthigen und eitlen Absichten zu erreichen, die Zeichen der Ehre zu erhalten, oder sich in ihrem Besitze zu behaupten. Er kriecht auch, wenn's sein mus, vor seinem erhabenen Gebieter, um nur von ihm erhoben zu werden, und über Andere wieder gebieten zu können; er verleumdet seine Rivalen; er verräth Stadt und Land, hilft bei Verfolgungen und Entführungen, gibt seine schöne Tochter Preis, tritt sein schönes Weib ab, wird seiner Braut ungetreu, nimmt an ihrer Statt eine vornehme Maitresse, lässt sich zum Schanddeckel machen, lässt fremde Kinder auf sich taufen, u. s. w., um sich nur ohne alle Verdienste, wie durch die grössesten Verdienste, emporzuschwingen. Hat er dann seine eitlen Absichten erreicht, oder war er auch schon von jeher durch blossen Zufall im Besitze grosser Glücksgüter, so lässt er sein vermeintes Uebergewicht Jeden fühlen, dem er es bieten kann, und wird dadurch so unleidlich und unerträglich, wie der Niederträchtige, der seine Verworfenheit überall zur Schau trägt.

Wehe denen, die wirklich unter dem Aufgeblasenen stehen, ihm dienen, von ihm leben! Wie der Niderträchtige Personen, die sich in solchen Verhältnissen mit ihm befinden, durch die ehr- und gewissenlosesten Zumuthungen mishandelt, so mishandelt er sie durch Ungestüm und Barschheit, und, wie jener ihnen wehe thut, wenn sie sich nicht von ihm wollen misbrauchen lassen, so straft er sie ohne Barmherzigkeit, wenn sie sich nur im Geringsten gegen ihn verantworten wollen. Wehe sogar Männern, die gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten haben, und so viel sind, wie er ist! Wenn der Niderträchtige in dergleichen Fällen sich freuet, durch seine Faulheit oder Tücke ihnen Alles erschweren zu können, so hat er seine Freude daran, sie unaufhörlich zu korrigiren, und Alles besser wissen zu wollen, wie sie. Und — ist der Niderträchtige durch alle seine Aeuserungen, sie mögen in Gebehrden, oder Worten, oder Werken, bestehen, eine wahre Plage und Last des geselschaftlichen sowohl, als des gemeinen Lebens, wozu macht sich der Aufgeblasene? In Geselschaften soll ihm Jeder Platz machen, und er allein will der Sprecher sein; ihm soll Niemand widersprechen, er aber widerspricht Jedem, um nur zu widersprechen; auch bei Vergnügungen mus er der Tonangeber sein; sobald er lacht, sollen Alle lachen; für schön, witzig, attisch soll Alles erkannt werden, was aus seinem Munde geht; ist er übler Laune, so soll sich Jeder in ihn schicken; satirisiren darf nur Er, und, wen seine Satire trift, der soll sich dankbar für die ihm angethane Ehre verneigen. Im gemeinen Leben sieht er Jeden nur über die Schultern

an, verlangt den ersten Grus, gibt genau Acht, ob man ihn auch tief genug grüsse, drängt sich überall vor, beleidigt ohne Anstand, rächt aber jede empfangene Beleidigung auf der Stelle, lässt keine Gerechtigkeit widerfahren, verkleinert jedes fremde Verdienst, vergrössert jeden fremden Fehler, verfolgt den, der ihm die Wahrheit sagt, sobald er kann, bis ans Grab, will von Jedermann bedient sein, gibt sich aber nur schwer zu Diensten her, und hilft, wenn er hilft, auf eine so rauhe Weise, daß Jeder ihm die erhaltene Hülfe auf der Stelle zurückgeben möchte.

Wie aber die Arbeit, so der Lohn. Jeder verachtet den Stolzen im Herzen, und, wer ihn nicht zu fürchten hat, bezeigt ihm seine Verachtung laut. Man geht ihm als einem Grobian aus dem Wege, wie man weis und kann, und vermeidet seine Gesellschaft auf das möglichste. Aehnliche Aufgeblasene machen ihm Viel zu schaffen, und graben ihm Gruben. Fehlt er, der Eingebildetvollkommene, so entsteht Schadenfreude über ihn, und man macht sichs zur Pflicht gegen Alle, die er lieblos beurtheilt hat, seinen begangenen Fehler überall auszubreiten. Geräth er in Unglück, so verlässt ihn, den aus Menschenverachtung Unbehülflichen, Alles, und Jeder ist der Meinung, daß er nun wohl Menschen werde schätzen lernen. Dis geht oft so weit, daß man auch bei den härtesten Schlägen des Schicksals, die ihn treffen, ganz unerweichlich gegen ihn ist, und sich nicht eher seiner annimmt, bis er Abbitte und Ehrenerklärung gegen die

ganze bürgerliche Gesellschaft geleistet, und sich selbst für einen Nichtswürdigen erklärt hat. — Den Niederträchtigen trift dasselbe Loos. Nur Seinesgleichen halten's mit ihm; übrigens drückt ihn allgemeine Verwerfung, und jeder rechtliche Mann würde sich durch seinen Umgang zu besudeln glauben. Man geht auch ihm aus dem Wege, weil man auf keiner Seite vor ihm sicher ist; man lässt ihn endlich ganz linker Hand liegen, und nimmt gar keine Notitz weiter von ihm. Lebt er noch? — diese Frage ist der ganze Eindruck, den es macht, wenn man von ihm zugestossenem Elende hört; seine gleichniederträchtigen Freunde sogar ziehen sich dann von ihm zurück; kaum, daß noch hier und da ein gegen Alles, was wenigstens wie ein Mensch aussieht, Gefühl habender Edler sich findet, der die blossen Pflichten der Menschlichkeit gegen ihn erfüllt; und, kommt die Nachricht von seinem Tode, so ist das allgemeine Urtheil, daß nun wieder ein schlechter Mensch weniger sei. Er ist von Stundan vergessen; es müste dann sein, daß irgend einmal ein ganz ihm ähnlicher Niederträchtiger sich blicken liesse, den man mit ihm vergliche, oder zu dem man spräche — bist du doch ganz so, wie N. N. war! — —

Wer kann diese Parallelinien zwischen Niederträchtigkeit und Stolz ziehen, ohne sich zuzurufen — halt' auf dich, aber brüste dich nicht! — ? Dis ist die Mittelstrasse zwischen den beiden Abwegen, welche zu gleichem Unheile führen, und auf ihr wandeln ist hohe Weisheit des Lebens. Man habe ja Achtung für sich,

aber nur die gehörige; man besitze ja Ehrgefühl, aber das rechte!

Der wahre Ehrliebende kennt sich ganz, und schätzt sich seiner Selbstkentnis gemäs. Er weis seine guten Eigenschaften und Verdienste; er weis aber auch seine Fehler und Unvollkommenheiten. Der Gedanke, daß es noch weit weisere, bessere und verdienstvollere Menschen gebe, als er ist, macht ihn bescheiden, und das Bewustsein, daß er selbst schon noch viel weiter sein könnte, demüthig. Haben ihn blos Glück und günstige Verbindungen der Umstände mit solchen äuserlichen Vorzügen begabt, die eigentlich nur **verdient** besessen werden sollten, so schämt er sich ihrer beinahe, und sucht sie wenigstens noch erst recht zu verdienen. Unendlichlieber ist ihm jeder derselben, den er sich wirklich selbst erwarb; doch schätzt er auch jeden Verdienstvollen, der dergleichen nicht hat, wohl wissend, daß das Glück mit seinen Launen dabei doch immer im Spiele bleibe. Noch freudiger wandelt er die Bahn zur Vollkommenheit, wenn er recht Viele als Mitwandler erblickt, und wünscht, daß die ganze Menschheit ihn auf dem herrlichen Menschenwege begleiten möchte. Die Ehre, welche er wirklich hat, gebraucht er zum allgemeinen Besten; er vertheidigt sie zwar männlich, wenn sie mit Gefar für seine gemeinnützige Wirksamkeit angefochten wird, ist aber ganz gleichgültig dabei, wenn die Anfechtung von Leuten herkommt, welchen kein Recht zugestanden wird, über ihn abzustimmen. Der Beifall der Menge mag ihm zu Theile werden, oder nicht; hat er nur den

Beifall der Weisen und Edlen, so ist ihm wohl. Uebrigens trägt er gar nicht vor sich, wer er sei, macht kein Geräusch, stört keinen Freudengenus, genirt nicht, ist zuvorkommend, höflich, dankbar, dienstfertig, human gegen Jedermann, und strebt, noch immer schätzenswerther zu werden.

Dis wird er dann auch in der That, und zwar blos dadurch, daß er so denkt, wie er denkt. Er wird immer fehlerfreier, bildet sein Gutes noch immer mehr aus, erwirbt sich noch immer grössere Verdienste, und dis Alles rührt davon her, daß er sich fleissig selbst sagt, daß er es überall noch weiter bringen könne, und es also auch noch weiter bringen müsse. Nun hat er keineswegs genug daran, daß er seine Pflichten nur alltagsartig erfülle; er erfüllt sie mit Vollkommenheit. Jedermann sieht dis, und so werden seine Einflüsse auf die Gesellschaft immer grösser; wodurch er dann auch wieder zum Verdiensteinsammeln noch immer stärker wird. Unwillig darüber, daß es so lassen solle, als wirkte er nur, um gesehen zu werden, legt er sich auch auf Gutesstiften im Stillen, und übt vorzüglich solche Pflichten, deren Betreibung kein Aufsehen macht. Die Freude, wahre Verdienste zu besitzen, ist ihm süs; die Wonne, solche zu besitzen, die Niemand weis, geht ihm über Alles. Man belauscht ihn bei dergleichen, und zieht ihn nun Tausenden vor. Jeder Gute sucht ihn, freut sich, von ihm gesucht zu werden, und wird gern sein Vertrauter. Es fechte ihn an, was will, immer sind die Wackersten zu seiner Vertheidigung, zu

seiner Hülfe, zu seinem Troste bereit. Man hälts für eine wahre Ehre, von dem Manne von Ehre angesprochen zu werden; so, wie man, wenn er für Andere spricht, gleich auf ihn hört, und, wenns möglich ist, thut, was er will, weil Er es will. Man leidet sogar mit ihm, weil man alsdann gewis ehrenvoll leidet; man könnte sterben mit ihm, um nur in den Armen der Tugend zu sterben. Geht er ab, so heissts allgemein — wieder Einer der Selteneren weniger, o weh! Eine gemeinschaftliche Trauer wird von Allen geführt, die ihn kannten, und in den ersten drei folgenden Generationen wird er nicht vergessen. Mit Ruhm gedachte man seiner, als er lebte — mit Nachruhm gedenkt man seiner, da er dahin ist. Seine Familie wird durch seinen Nahmen gesegnet — seinen Freunden gereichts zu immerwährender Empfehlung, daß er ihr Freund gewesen ist — der Staat, zu dem er gehörte, wünscht sich, um vollkommen zu sein, lauter solche Bürger, wie er war — der Genius der Menschheit ruft, wenn man ihn ins Grab senkt: Todtengräber, Sargträger, Leichenbegleiter, Zuschauer und Gaffer auf dem Kirchhofe allzumal, werdet samt und sonders so, dann ist das goldene Zeitalter da.

Man mus immer noch zulernen.

Eine Selbstunterhaltung.

Zulernen heisst erstlich — seine Erkentnisse vermehren.

Ich habe von Kindheit auf gelernt, ohne es zu wissen. Meine Sinne wurden meine ersten Lehrmeister; auf sie folgten die Menschen, unter denen ich erwuchs, und denen man mich anvertrauete. Welche Begriffe meine ersten gewesen sind, und wie ich zu ihnen gekommen bin, davon kann ich gar nicht Rede und Antwort geben; genug, das höhere Erkentnisvermögen entwickelte sich, wie bei allen Menschen, so auch bei mir, aus dem niederen bald, fing an mächtig sich zu regen, und — erfüllte mich mit Wisbegierde. Ich beschaute Alles, was mir vorkam, fragte nach Allem, was mir neu war, und freuete mich nicht wenig, wenn ich hinter etwas mir bis dahin noch Unbekanntes gekommen war, und wieder zugelernt hatte.

Bin ich denn nun etwa wirklich schon hinter Alles gekommen? weis ich Alles, und ist gar nichts mehr für mich zu wissen übrig? Ich müste mir ja selbst lä-

cherlich werden, wenn ich so eine hohe Meinung von mir hegen wollte; je Mehr vielmehr Jeder lernt, desto Mehr findet er noch für sich zu lernen, und die wirklichen Empfindungs- und Verstandesbegriffe, welche der an Begriffen reichste Mensch hat, sind gegen die für ihn noch möglichen nicht wie ein Wassertropfe gegen das Weltmeer zu rechnen. Die Summe der Erkentnisse, welche in allen Menschenköpfen zusammen sich befinden, mag freilich an sich erstaunendgros sein; gegen das ganze Erkennbare verhält sie sich aber vieleicht auch kaum wie ein Glas Wasser gegen den Ocean.

Oder hat etwa mein Erkentnisvermögen durch den bisherigen Gebrauch zum Lernen so gelitten, daß ichs dazu nicht weiter gebrauchen könnte, und daß also, wenn auch noch so Unendlichviel Lernbares da wäre, dis Alles für mich doch so gut, wie nicht da wäre? Offenbar ist es ja durch Gebrauch und Anstrengung noch stärker geworden, und, wie ich, je Mehr ich lerne, desto Mehr zu lernen noch finde, so wird mir's auch immer leichter, noch Mehr zu lernen. Die schon erlangten Kentnisse kommen mir noch obendrein bei Erlangung neuer zu Hülfe; auf dem gelegten Grunde ist gut bauen, und, je länger man bauet, desto bekannter wird man mit den Werkzeugen und Handgriffen — desto schneller geht folglich der Bau.

Wie? und ich sollte meine Einsichten nicht immer noch erweitern wollen, da ich sie doch immer noch erwei-

tern kann? Ich sollte die Wisbegierde nicht als Mann haben, die ich als Kind hatte? Bei ausgebildeten Geisteskräften sollte ich träger zu meiner geistigen Vervolkommung sein, als einst, da diese Kräfte sich erst entwickelten? So könnte doch wohl nichts die Ursache hiervon sein, als — daß mein Herz in reiferen Jahren die traurige Wendung genommen, und den grobsinnlichen Lüsten den Lieblingsgeschmack abgewonnen hätte, der mir dann alles Nachdenken verleidete; denn auf meine Lebensgeschäftigkeit, die mir in den Stunden ihres Stillstands Muße genug dazu läßt, dürfte ich die Schuld davon nicht schieben. Dis ist aber nicht nur mit mir der Fall nicht, sondern soll es auch nie werden; ich denke deshalb so — „in deinen Kinderjahren lerntest du, ohne zu wissen, warum, und bei noch schwachem Erkentnisvermögen — jetzt weissest du, daß du zu deiner geistigen Vervolkomnung lernest, und hast zugleich starke Lernkraft — so mus auch dein jetziger Lerntrieb den Lerntrieb deiner Kindheit noch weit, weit hinter sich zurücklassen.“

Das höhere Erkentnisvermögen ist ja der erhabene Vorzug des Menschen; durch Uebung und Anwendung desselben werde ich also auch erst Mensch, und, je grösser mein Reichthum an Verstandesbegriffen wird, desto mehr bildet sich die Menschheit an mir aus. Was ists doch, noch so reich, oder noch so schön, oder noch so sogenanntvornehm sein, wenn man dabei ein Unwissender ist! Man hat alsdann weiter nichts, als das äuserliche Menschenansehen, und mus sich, wie vor der Welt, so

vor sich selbst, schämen. Meine Begierde, den Umfang meiner Kentnisse zu erweitern, sei daher unersättlich! Thut es denn mir nicht auch auf der Stelle wohl, wenn ich etwas Neues zulerne — wenn's auch nur eine neue Erörterung, oder Erklärung, wäre? Ich werde dadurch nicht nur reicher, ich fühle mich auch wirklich reicher. Die Freuden des Erkennens sind dem Geiste weit Mehr, als die Freuden des Geniessens; sie sind ihm eigentlicher Genus, der Genus seiner selbst.

Es ist ja auch ausgemacht, daß sogar meine nidere Natur dabei gewinnt, wenn ich so meine höhere immer mehr ausbilde, und daß ich auch meinen äuserlichen Zustand sehr dadurch verbessern kann, wenn ich die Schranken meiner Erkentnis unaufhörlich erweitere. Ists nicht die Unwissenheit, welche allein schon viele Tausende völlig elend macht? Leiden die Dummen nicht unzählige Verluste wenigstens, die die Verständigen nicht erleiden? Werden sie nicht auf vielfache Weise durch die Aussenwelt beschädigt, während daß diese die Aussenwelt zu ihrem Vortheile gebrauchen? Wissen sie sich in kleinen Gefaren zu helfen, indessen daß diese mit den grössesten oft gleichsam nur spielen? Es ist kein Gut des Lebens, das der Verstand nicht sichern, und dessen Werth er nicht erhöhen könne. Geld und Gut will mit Verstand besessen sein, wenn man es bis an sein Ende besitzen und in der That besitzen will. Macht ist dahin, Ehre wird Schande, wenn Verstand sie nicht begleitet. Verstand bewahrt die Gesundheit; Verstand verlängert sogar das Leben.

Könnte ich also wohl jemals Verstand genug zu haben glauben, und nicht noch immer ausgebreitetere Erkentnis zu erhalten bemüht sein?

Meine sittliche Güte vollends würde alsdann gar nicht gedeihen. Gäbe es denn dergleichen überhaupt an mir, wenn ich kein höheres Erkentnisvermögen besässe? Entwickelt sie sich nicht ebenso erst aus diesem, wie sich dieses aus der Sinnlichkeit entwickelt? Man spricht wohl von einem angebornen sittlichen Gefühl; untersucht man selbiges aber genauer, so verschwindets wie ein Schatten. Das sittliche Gefühl entspringt aus sittlichen Begriffen, nach welchen man dann, weil man sie oft denkt, sein Gemüth zu stimmen pflegt, ohne deutliches Bewustsein davon zu haben, daß sie es sind, die die Stimmung angeben. Diese Begriffe bekommt Jeder, sobald er unter gesitteten Menschen erzogen wird, sehr frühzeitig, und so lässt es, als gehörte das sittliche Gefühl zur menschlichen Natur selbst, und als wäre es angeboren. Wäre dis aber, woher käme es denn, daß man es bei sehr vielen Menschen, ja, bei ganzen Völkern, so unvollkommen und schwach, und unter manchem Volke gar nicht, antrift? Nun findet es sich, daß dergleichen Völker allemal mit ihrem höheren Erkentnisvermögen noch auf das Jämmerlichste zurück sind; folglich sehe ich offenbar, daß durch Kultur desselben erst alles sittliche Gefühl entstehe. Je mehr ich also in dieser fortschreite, und, wie überhaupt mehr Begriffe, so auch mehr sittliche Begriffe, sammle, desto mehr stärke ich auch mein sittliches Gefühl. Steht

es aber um dieses, als um die blosse Grundlage meiner sittlichen Güte, schon so, wie kann es anders um meine gute Thätigkeit stehen, die erst meine eigentliche sittliche Güte selbst ausmacht? Offenbar richtet sich das Mas derselben nach dem Masse meiner Erkentnisse, und, wie ich nichts bewirken kann, worauf ich mich nicht verstehe, so werde ich auch immer Mehr zu bewirken fähig, auf je Mehr ich mich verstehen lerne. Durch steten Wachsthum meiner Einsichten wächset also auch mein Vermögen, ein nützlicher Mann zu werden, noch immer; wie könnte ich nun jemals in jenem stillstehen, da Nützlichkeit, oder thätige sittliche Güte, erst vollkommene Menschenwürde ist! Möchte ich denn diese nicht gern in so hohem Grade, als möglich, besitzen?

So mus ich dann aber auch die Wisbegierde, welche ich als Kind schon hatte, als Mann nicht blos forthaben, sondern sie auch als ein Mann richten. Als Kind habe ich sie auf Alles ohne Unterschied gerichtet, weil ich damals noch gar nichts wuste. Es ging mir da wie einem Armen, der, weil er gar nichts hat, durch die geringste Kleinigkeit, die er erhält, sich reich fühlt. Auch war ich noch ganz und gar nicht im Stande, das Wissenswerthe vom unnützen Wissen zu unterscheiden. Jetzt kann ich dis, und so will ich mich nur mit solchen Kentnissen bereichern, die es darum, weil sie mir nützlich sind, und mich nützlich machen, verdienen, daß ich nach ihnen strebe. Dis ist eine veredelte Neugier, und nur diese kleidet den Mann, nicht aber jene kindische, welche die

ungebildeten Erwachsenen noch immer so fortsetzen, als wenn sie noch Kleine wären, und durch die sie weder Weisheit, noch Herzensgüte, erlangen, und noch immer unbrauchbarere Menschen werden. Daß ich mich also auch mit solchen Dingen nicht befasse, deren Wissenschaft, wenn sie auch für hochgelehrt ausgegeben würde, von dem menschlichen Erkentniskreise ebenso weit abliegt, als sie in den menschlichen Wirkungskreis ganz und gar nicht einschlägt, versteht sich von selbst.

Mein grosser Menschenberuf, der Beruf zu edler Selbstthätigkeit, schwebe mir bei der Auswahl meiner Kentnisse stets vor Augen! Alles, wovon ich glauben mus, oder doch glauben kann, daß es mich noch geschickter machen werde, ihn zu betreiben, soll mir etwas Zulernenswerthes sein. Mein Körper — die ungeheure Welt von Gegenständen um mich her — die Beziehungen der Dinge auf mich und auf sich unter einander — meine aus meinen Verhältnissen entstehenden Pflichten mit ihrer besseren Ausübungsweise — die Ereignisse auf dem Schauplatze der Erden- und Menschenwelt — der bewundernswürdige Haushalt der Natur — die überall hervorleuchtenden Verbindungen als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck — das Sein eines allerhöchsten Unsichtbaren, dessen sichtbarer Abglanz ich werden, und ewig noch immer mehr werden soll — — o wie habe ich, so lange ich lebe, an diesem Allen fortzulernen, und wie belohnt sich die Mühe so herrlich, die ich mir deshalb gebe! Ich bilde mich dadurch nicht nur immer

mehr aus, mache mich nicht nur noch immer glücklicher und seliger, sondern werde auch ein immer noch wichtigeres Wesen, das schöpferartig die grössesten und wohlthätigsten Veränderungen in der Aussenwelt beschliessen und bewirken kann.

Weil aber mein Stand, für den ich mich selbst bestimmte, die vorzüglichste Sphäre meiner edlen Selbstthätigkeit sein mus: so soll auch vorzüglich dasjenige mir zulernenswerth sein, was in diesen einschlägt, und auf irgend eine Weise dazu beitragen kann, daß ich ihn noch immer volkommener bekleide. Es ist freilich schön, seine Kentnisse nicht blos auf das einzuschränken, was der Stand erfordert; wenn ich aber auf einen andern Stand mich besser verstehen lernen wollte, als auf den meinigen, wie unzweckmässig handelte ich dadurch! Mein Wille wäre, ein recht brauchbarer Mann zu werden, und ich wollte mich in solchem Wissen zu vervolkomnen suchen, das ich nur wenig, oder gar nicht, brauchen könnte, in demjenigen Wissen aber zurückbleiben, das ich immer brauchen könnte? Nein, was ich einmal in der Welt habe vorstellen wollen, das will ich auch wirklich immer mehr zu sein und zu werden mich bestreben; ich werde dabei doch noch Zeit genug haben, auch viel anderes Nützliches zu erlernen, nur mus das Nothwendigste jederzeit vorgehen. Da ist dann nun aber ein beständiges Fortschreiten in allen Ständen, und die Erfindungen haben überall kein Ende. Mitfortgehen mit dem erfinderischen Geiste meines Standes sei mir also heilige Pflicht!

Dis ist für mich die hauptsächlichste Vermehrung meiner Erkentnisse; dis kann nicht nur am gewissesten meinen eigenen guten äuserlichen Zustand befördern, sondern mich auch am meisten zu einem nützlichen Manne machen. — —

Zulernen heisst aber auch — seine Erkentnisse berichtigen.

Wer die Unwissenheit blos gegen den Irthum vertauscht, der trift einen traurigen Tansch. Lieber Wenig, aber lauter Richtiges und Wahres, wissen, als ein noch so ausgebreitetes falsches Wissen haben!

In meiner Kindheit lernte ich, wie schon gedacht, ohne zu wissen, daß ich lerne, und was ich lerne; aus meinem Knabenalter aber ist es mir noch sehr erinnerlich, wie ich schon damals, wenn ich etwas gesehen zu haben glaubte, das mir auffiel, näher hinzuging, und begierig nachsah, ob ich auch wohl recht gesehen hätte; auch weis ichs noch sehr gut, daß ich, wenn mir von Andern ganz ungewöhnliche Erzählungen gemacht wurden, hastig zu fragen pflegte — ist denn das auch wahr? Einige solcher Erzählungen schweben mir noch in dem lebhaftesten Andenken, so, wie der Verdrus, den ich darüber empfand, wenn ich einsah, daß man mir etwas aufbinden wolle. Es ist mir also ausgemacht, daß ebenso, wie der Mensch, sobald sich sein höheres Erkentnisvermögen zu entwickeln anfängt, mit Wisbegierde erfüllt

wird, seine Wisbegierde auch zur Wahrheitsbegierde werde, wenn sein höheres Erkentnisvermögen sich schon beträchtlich entwickelt hat. Wie ich erst nach blossem Wissen strebte, weil ich darnach streben muste, so strebte ich hernach auch nach richtigem Wissen, weil ich ebenfals darnach streben muste; ein innerer Drang trieb mich auch dazu, und dieser war nichts Anderes, als blos eine volkommenere Rege meines höheren Erkentnisvermögens.

Sind denn nun aber alle die Erkentnisse, welche ich besitze, schon völlig richtig, und ist gar nichts Falsches und Irriges mehr darunter? Schleicht sich unter alles das, was ich noch weiter lerne, gar kein Irthum mehr ein? Ich hegte doch gewis den grössesten aller Irthümer dadurch selbst, wenn ich in diesem Wahne stehen wollte. Allen den Begriffen, welche sich aus meiner Jugend herschreiben, darf ich in dieser Hinsicht schon nicht trauen; denn damals war meine Vernunft noch nicht ausgebildet genug, um Wahres und Falsches gehörig unterscheiden zu können, und Vorliebe zu meinen Erziehern und Lehrern machte, daß ich ihnen, ohne ernsthaftere Rücksprache mit mir selbst zu halten, Vieles aufs Wort glaubte. Rühren aber nicht die Meisten meiner Grundbegriffe, auf denen ich hernach fortbaute, aus jenem Zeitalter her? Wie viel irrige mögen also darunter gewesen sein! Habe ich nicht dergleichen schon genug oft blos zufälligerweise entdeckt? So mus ich dann auch fest glauben, daß ich bei jeder ausdrücklich angestellten

Revision meiner Jugendbegriffe noch immer Begriffe der Art entdecken könne, Auch der aufgeklärteste Mensch hat noch immer seine eigenen Vorurtheile, so, wie er auch stets auf seiner Hut sein mus, daß sich nicht neue Irthümer bei ihm einschleichen. Darf ich meinen eigenen Augen auch wohl immer trauen, besonders, sobald sich die Fantasie einmischt? Gehen nicht Viele recht darauf aus, Andere zu täuschen, um ihren Vortheil davon zu haben? Wird nicht Irthum oft genug sogar öffentlich gelehrt — wohl gar im Nahmen Gottes gelehrt? Und, wenn dis Alles nicht wäre, so bin ich doch vor meinem eigenen Herzen nicht sicher, daß es mich irre führe, und Irthum für Wahrheit erkläre, sobald es den Lieblingsneigungen desselben schmeichelt. Ich darf also auf keinen Fall glauben, mit Berichtigung meiner Einsichten jemals ganz fertig zu sein.

Hat denn aber etwa mein Berichtigungsvermögen durch das viele Berichtigen sich abgestumpft? ist meine Vernunft nicht mehr im Stande, den Irthum für Irthum zu erklären? Diese wird ja vielmehr mit jedem Tage stärker, und, je mehr sie das Berichtigungswesen treibt, desto leichter gehts ihr von Händen. Jetzt also ists eben recht Zeit, daß ich meine Jugendbegriffe die Musterung durchgehen lasse; jetzt blendet mich auch das Ansehen meiner alten Lehrer nicht mehr, jetzt leisten mir dabei mehrere erlangte Hülfswissenschaften den schönsten Beistand. Was aber neue Irthümer, die sich bei mir einschleichen wollten, betrift, so ists ja bekannt, daß meh-

rere Irthümer einander oft ganz ähnlich sind; schliche nun ein neuer herbei, der mit einem berichtigten alten völlige Aehnlichkeit hätte, so darf die Vernunft ja nur diese Aehnlichkeit bemerken, sogleich ist er auch berichtigt. Solch blos analogisches Verfaren ist doch wohl die allerleichteste ihrer Funktionen. Nicht schwerer ist aber auch diejenige ihrer Amtsverrichtungen, vermöge welcher sie alles das geradezu für ausgemachtfalsch erklärt, was ausgemachten Wahrheiten widerstreitet. Uebrigens ists ja ihre eigentliche Bestimmung, zu untersuchen, und sie mus sich vor sich selbst schämen, wenn sie solche nicht ebenso wacker betreibt, wie der Magen die seinige, zu verdauen.

Wie? und ich sollte meine Einsichten nicht immer noch berichtigen wollen, da ich sie doch immer noch berichtigen kann? Ich sollte die Wahrheitsbegierde nicht als Mann haben, die ich schon als Knabe hatte? Nun, da ich mir mit meiner Vernunft weit besser helfen kann, und da ich die Wahrheit weit mehr in meiner Gewalt habe, sollte ich gleichgültig gegen sie sein? Wie hinge das zusammen? In dem Falle bin ich nicht, daß ich ein blos sinnliches Leben führte, und will auch nie in ihn kommen; sollten mich verunglückte Versuche, das Wahre zu finden, träge machen, das Wahre weiter zu suchen? Gäb's dergleichen für mich, so bewiesen sie blos, daß ich mich über meinen Erkentniskreis hinaus|wagte, und so folgt daraus weiter nichts, als daß ich so etwas nicht weiter thun müsse. Was ich zu wis-

sen brauche, um meinen Menschenberuf zu edler Selbstthätigkeit in meiner Lage würdig zu betreiben, und durch meinen gewählten Stand glücklich und immer glücklicher, nützlich und immer nützlicher zu werden, das kann ich auch erkennen, und noch immer richtiger erkennen; was kümmert mich das Uebrige?

„Suche recht zu wissen, was du wissen willst“ — nach diesem Grundsatze will ich also durchgängig handeln, und auch kein eitler Stolz soll mich abhalten, Irthümer, die ich seither noch hegte, sobald ich sie dafür erkennen mus, zu berichtigen. Wollte ich es als schimpflich für mich finden, daß ich eine irrige Meinung gehabt, so wär's ja doch wohl ein noch weit grösserer Schimpf für mich, wenn ich sie lebenslang forthätte. Dieser Gedanke mus mich schon zu jeder mir dargebotenen Prüfung meiner Erkentnisse insgesamt geneigt machen; werde ich aber vollends wirklich überzeugt, daß ich hier oder da geirrt, so thäte ich mir den allergrössesten Schimpf an, wenn ichs nicht eingestände, sondern blos aus einem Dünkel von der lächerlichsten Art auf dem Irthum beharren wollte. Ich verleugnete dadurch meine Vernunft, oder thäte wenigstens, als wenn sie nicht stark genug wäre: und — hierin wollte ich meine Ehre setzen? Wenn ich also auch noch so vornehm wäre, und ein ganz gemeiner Mann brächte mich auf die Spur der Falschheit einer meiner Vorstellungen, so müste ich ihm Dank dafür wissen; und wenn ich auch noch so ein alter Greis würde, und ein Jüngling böte mir Wahrheit an, so müste ich die Wahr-

heit und ihn an mein Herz drücken. Es beruhet zu Viel auf Wahrheit — es beruhet Alles auf ihr; als Knabe ahnte ich dis blos, als Mann kann ich es mir bis zur höchsten Evidenz beweisen.

Werde ich denn nicht erst Mensch durch die Anwendung meines höheren Erkentnisvermögens? Blosse Wisbegierde ist aber nur halbe Anwendung desselben, Wahrheitsbegierde ist erst ganze. Wenn der Unwissende blos das äuserliche Menschenansehen hat, so hat der falsche Wisser nur das Ansehen eines Weisen. Unrichtige Erkentnis ist um nichts Mehr, als gar keine Erkentnis, und der grösseste Reichthum an unwahren, oder doch nur halbwahren Begriffen ist weiter nichts, als glänzende Geistesarmuth. Auch um die gerühmten Freuden des Erkenneus steht es dann nur erst gehörig, wenn ich Wahrheit erkenne, und wenn die erlangte Einsicht mit dem, was sie betrift, und mit meiner Vernunft wirklich übereinstimmt. Dann ists nicht anders, als ginge wieder mehr Licht in mir auf; dann fühle ich sofort mehr Achtung für mich selbst, und setze mein Leben gleichsam mit männlicherem Schritte fort. Die Vernunft wird gar nicht eher zufriden gestellt, als bis sie ihr eigenthümliches Geschäft, das Forschen nach Wahrheit, glücklich vollbracht, und Wahrheit gefunden hat. Bei dem geringsten Verdacht, daß sie doch wohl irre, wird sie von neuem unruhig; hat sie dann aber auch den Irthum völlig berichtigt, so fühlt sie sich, triumfirend darüber, in ihrer ganzen Majestät. So ists mit mir, und die Augen-

blicke der Berichtigungen meiner Erkentnisse gehören vorzüglich zu meinem wahren Leben, zum Wonneleben des Geistes, der aus ihnen den höchsten Genus seiner selbst schöpft; wie? und ich sollte nicht nach jedem derselben haschen, dessen ich theilhaftig werden könnte?

Ich gedachte vorhin der traurigen Folgen der Unwissenheit im menschlichen Leben; was für unübersehbares Unheil stiftet aber auch in selbigem falsches Wissen und irriger Wahn! Wäre es nicht vieleicht für Tausende besser, wenn sie ohne alle Kentnis wären, als daß sie unrichtige Kentnisse haben, sie aber für richtige halten, und danach die Sorge für sich selbst betreiben? In jenem Falle hätten wohl Natur, Freunde und Umstände es gut mit ihnen gemeint; so aber denken sie's mit sich selbst noch viel besser zu meinen, und richten sich Unglück über Unglück an. Alles, was ich vorhin vom Verstande rühmte, findet dann nur wahrhaftig Statt, wenn der Verstand nicht blos von Erkentnis überhaupt, sondern von richtiger Erkentnis, ausgeht. Wo ist ein Geschäft des Lebens, das nicht durch falsche Masregeln verunglückt, wenn es auch noch so eifrig betrieben wird? Wo ist eine Gefar des Lebens, die nicht durch falsche Hülfsmittel noch weit grösser wird, wenn man auch noch so gegen sie kämpft? Wo ist ein Gut des Lebens, das nicht durch Befolgung falscher Grundsätze verlohren geht, wenn man es auch noch so nach Würden schätzt? Wo ist eine Freude des Lebens, die nicht durch falschen Genus zu Gift werden kann, wenn man auch nicht den

Vorsatz hat, sie dazu zu machen? In der That, so kann ich ja auf allen Seiten nicht genug dahin sehen, daß meine Erkentnisse auch wahre Erkentnisse sein mögen; hierauf beruhet erst meine ganze Glückseligkeit, und ich kann weder für meine Ehre, noch für mein Vermögen, weder für meine Gesundheit, noch für meine Zufridenheit, ohne richtige Begriffe gehörig sorgen.

Denke ich vollends an den sittlichen Werth, der meinen höchsten Werth ausmacht, so ists auf der Stelle mir deutlich, daß Erkentnis des Wahren mir Alles sein müsse. Wenn mein sittliches Gefühl auch noch so stark und lebhaft wäre, es lägen aber dabei irrige Begriffe zum Grunde, welch Unwesen müste dadurch in meiner Empfindungs- und Gesinnungsweise entstehen! Ich glaubte alsdann in der besten Seelenstimmung zu sein, befände mich aber wohl gerade in einer der fehlerhaftesten, und dächte schlecht, in der Ueberzeugung, daß ich gut dächte, oder doch kindisch, in der Meinung, daß es männlich, oder human, gedacht wäre. Sind es nicht die wahren Begriffe von Recht, vom Anständigen und von Menschlichkeit, die mit der Zeit in Gefühl übergegangen sind, so bin ich immer in Gefar, ebenso gegen Recht, Anstand und Menschlichkeit zu verstossen, als wenn ich gar kein moralisches Gefühl hätte. Bei meiner nützlichen Thätigkeit, die mir erst ganzen sittlichen Werth gibt, kommt ebenfals Alles darauf an, daß ich sie nach richtigen Erkentnissen betreibe. Wie ich nichts leisten kann, worauf ich mich ganz und gar nicht verstehe, so kann

ich auch nichts recht leisten, worauf ich mich nicht recht verstehe. Statt zu nützen, würde ich vielmehr schaden, wenn ich an der Hand des Irthums wirkte, und würde um so ungeheurer schaden, je brennender dann mein Eifer zu wirken wäre. Ich wollte guter Rathgeber werden, und würde Verführer, wollte Verbesserer werden, und würde Verschlimmerer, wollte Bekehrer werden, und würde Verfolger, wollte Lebensretter werden, und würde Mörder, u. s. w., und die ganze Welt müste wünschen, daß es mir ebenso am Triebe, thätig zu sein, fehlen möchte, wie es mir an den gehörigen Einsichten dazu fehlte.

Wenn ich nun aber solchergestalt mich innigst überzeugt fühle, daß ich die Wahrheitsbegierde, welche ich schon als Knabe hatte, auch als Mann unterhalten müsse, weil Wahrheit mir Alles ist: so sehe ich ebenfals bald ein, daß ich sie auch als Mann richten müsse. Was sich für meine Wisbegierde nicht einmal eignet, das eignet sich auch nicht für meine Wahrheitsbegierde; ich kann es also getrost ganz auf sich beruhen lassen. Hieher gehört also Alles, worüber, so lange es Menschenvernunft gab, nachgedacht, aber immer vergeblich nachgedacht worden ist; das Spekuliren darüber ist nicht nur völlig unnütz, sondern macht auch unfähig und unlustig zum gemeinnützigen Wirken. Ferner gehört dahin Alles, wozu viel Vorkentnisse erfordert werden, die ich nun einmal nicht bekam, und die ich mir, wenn meine Standesthätigkeit nicht leiden soll, nicht noch anzuschaffen vermag;

dis will ich getrost Andern überlassen, die es richtig einzusehen geschickter sind, bin ich doch gewis dafür auch im Besitze mancher guten Einsichten, die sie nicht haben. Endlich gehört dazu auch Alles, was mich weder zu edler Selbstthätigkeit überhaupt, noch zu meiner Standesthätigkeit besonders, geschickt macht; dis ist offenbar lauter Ueberflüssiges für mich. Wenn ich daher meine Zeit darauf verwenden wollte, mir von solchen Dingen, wovon ich gar keine Begriffe zu besitzen nöthig habe, richtige Begriffe zu machen, würde ich im Stande sein, mir solche Erkentnisse des Wahren, die mir äuserstnothwendig sind, zu verschaffen? Nicht einmal Lust dazu würde ich haben; ich sehe dis ja an Allen, die ihre Wahrheitsbegierde so verkehrt zu richten pflegen.

Daß ich also nicht in Irthum schwebe über etwas, das zu meiner guten Erhaltung gehört — von meinem Körper an bis auf die Aussenwelt, in so fern ich von ihr abhange, oder sie gebrauchen mus — und das meine Pflichten sowohl an sich selbst, als auch ihre Ausübung, betrift — daß ich über nichts, das sich, als wichtig für mich und für die Menschheit, um mich her ereignet, einen falschen Wahn hege — daß ich nicht etwas für unnütz, oder für schädlich, halte, das es nicht ist — daß ich den natürlichen Zusammenhang vermeinter Wunder und Ohngefähre einsehe — daß ich nicht Dinge für verbunden als Ursache und Wirkung betrachte, von denen doch ein Drittes die Ursache ist — daß ich Mittel nicht für Zwecke erkläre, und zu meinen eigenen guten Zwecken

auch die rechten Mittel ausfindig mache — daß ich über meine höhere Bestimmung und über ihren allerhöchsten Urheber immer richtiger denke — — dahin soll mein immerwährendes Bestreben sein. Dis Alles macht mich zu einem vollkommeneren und glücklicheren Menschen, und ich mag leben, in welchem Stande ich will, so werde ich dadurch geschickter für ihn.

Daß ich aber auch mich von allen solchen Irthümern befreie, die die Kentnisse desjenigen Standes, in welchem ich einmal lebe, besonders betreffen, weil von ihm mein Glück und meine Brauchbarkeit vorzüglich abhangen — daß ich mich durch kein blosses Vorurtheil, durch kein blosses Herkommen, durch keine blosse Gewohnheitsweise abhalten lasse, ihn in irgend einem seiner Theile auf eine neue Weise zu betreiben — daß ich jedoch auch dabei nicht etwa einen Irthum gegen den andern nur vertausche, und das Neue blos darum für das Richtigere halte, weil es neu ist, u. s. w. — — darauf soll ebenfals lebenslang mein eifrigstes Bemühen gerichtet sein. Ich will auch nicht den geringsten falschen Begrif in Sachen meines Menschenberufs und meines bürgerlichen Berufs mit dem Bewustsein, daß er ein falscher Begrif sei, forthegen; denn ein Irthum führt immer zum andern, der kleinste oft zu dem grössesten, und jeder verringert meine Brauchbarkeit zuverlässig. Nur dann, wenn ich wirkich so thue, werde ich nicht blos ein immer älterer, sondern auch ein immer würdigerer Mensch.

Mancher Irthum ist von der Art, daß man ihn selbst ahnt, wär's auch nicht gleich auf der Stelle, doch mit der Zeit. Auf der Stelle geschiehts, wenn er das allgemeine Wahrheitsgefühl wider sich hat, oder den gesunden Menschenverstand empört; mit der Zeit, wenn man mehr Erfarungen samlet, und mehrere Wissenschaften treibt, die gegenseitig auf einander mehr Licht verbreiten. So zweifelte ich als Knabe schon an gewissen Erzählungen, Erklärungen und Behauptungen, die ich hernach auch wirklich falsch fand, und so kam ich als kentnisvollerer Jüngling blos aus mir der Falschheit vieler dergleichen auf die Spur, welche ich als Knabe noch für Wahrheit, wohl gar für heilige Wahrheit, gehalten hatte. Auf die Entdeckung der mehresten Irthümer aber wird man freilich durch Andere geleitet, es sei nun blos zufälligerweise durch ihren Umgang, oder durch ihren ausdrücklichen Unterricht. Zweifel z. E., die sie erregen, Erfarungen und Versuche, die sie mittheilen, Ergänzungen, die sie zu unvollkommenen Geschichtserzählungen liefern, neue Erklärungsgründe, die sie aufstellen, bewirken dis oft auf die unerwarteteste Weise.

In beiden Fällen nun, ich mag durch mich selbst, oder durch Andere, auf meine seither gehegten Begriffe mistrauisch gemacht werden, soll sogleich der Untersuchungsgeist in mir erwachen, und nicht eher wieder ruhen, bis ich über ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit aufs Reine bin. Ich will gesetzt, sorgfältig, unbefangen, unpartheiisch, und ohne allen Einflus meines

Herzens dabei untersuchen. Bin ich mir selbst dabei nicht genug, so will ich dann recht absichtlich und noch weit eifriger fremde Belehrung suchen, aber doch so, daß ich auf ihre Richtigkeit auch nicht geradezu baue, sondern mein Prüfungsrecht jederzeit dabei, wär's auch gegen die Meinungen der grössesten Männer, männlich ausübe. Lesen, lesen will ich überhaupt fleissig, und zwar solche Schriften, die die mir nöthigen und nützlichen Kentnisse ganz besonders abhandeln; denn ich kann in voraus glauben, daß ich nicht nur Neues, sondern auch neue Wahrheit, daraus schöpfen werde. Der wichtigste Zusatz, welchen jetzt die menschlichen Kentnisse erhalten, besteht ja in immer vollkommenerer Berichtigung derer, die man schon hatte, und es ist unaussprechlich, welch ein schnelles Gedeihen diese seit der Erfindung der Buchdruckerkunst gehabt hat.

Uebrigens gestehe ich keinem Menschen, er sei auch, wer er sei, das Recht zu, meinem Untersuchungsgeiste den geringsten Zwang aufzulegen, oder ihm Grenzen zu setzen, die ich mir selbst nicht setze. Je heiligere Gegenstände meine Irthümer beträfen, desto mehr müste ich ja auch eilen, sie zu berichtigen. Niemand lasse sichs also beikommen, durch die Ausdrücke — „heiligste Pflicht, heiligste Wahrheit“ — mich etwa zur Ruhe verweisen zu wollen; sobald ich ahnte, daß es mit der heiligen Pflicht vieleicht nur auf Despotismus, und mit der heiligen Wahrheit nur auf Täuschung angesehen sein möchte, prüfe ich getrost ihre vorgegebene Heilig-

keit, und erkenne sie sofort nicht weiter an, wenn sie sich vor meiner Vernunft nicht zu behaupten weis. An diese allein hat mich der Urheber meines Wesens verwiesen; was vor ihrem Richterstuhle durchaus nicht besteht, ist — Irthum, und mus als solcher von mir abgelegt werden, und wenn es mir seither als eine Stimme von Himmel verkündigt worden wäre. Auch das sogar, was ich am Ende glauben soll, mus doch wenigstens von ihr für glaubwürdiger erklärt werden, als sein Gegentheil; fände ich also das Gegentheil glaubwürdiger, so glaube ich dieses, weil ich es glauben mus. Weiter will ich dann jedoch in offenbaren Glaubenssachen nicht gehen, als daß ich die höhere Wahrscheinlichkeit statt der nicht auszumachenden Gewisheit verlange; daß ich aber auf dieser, um etwas zu glauben, bestehe, bin ich mir, als einem Vernunftwesen, schuldig, und so soll mich auch kein Ketzernahme, den ich etwa dadurch bekäme, und kein Bannstrahl, mit dem ich etwa dafür bedrohet würde, davon abhalten. Es ist besser, dachte ich ja, Wenig richtig wissen; nun so denke ich auch, es sei besser, Wenig glauben, aber das Wenige, was man glaubt, recht glauben.

Kein Aberglaube!

Eine Reihe von Gründen wider ihn.

Alles Glauben an einen Zusammenhang der Dinge, der nicht denkbar ist, ist — Aberglaube. Man ist abergläubig, wenn man Etwas für die Ursache von etwas Anderem annimmt, ohne daß bewiesen werden kann, daß es die Ursache davon sein könne. Man ist abergläubig, wenn man Etwas für ein Mittel hält, etwas Anderes zu bewirken, ohne daß sich einsehen lässt, wie es dis bewirken solle. Man ist abergläubig, wenn man Etwas für ein Zeichen von etwas Anderem erklärt, ohne daß Auskunft darüber gegeben werden mag, auf welche Weise dieses dadurch vorbedeutet werde. Erwägt man die in aller Hinsicht unvollkommene Erziehung, welche die mehresten Menschen erhalten — die Armut an den ersten Kentnissen, in der das Volk sich befindet — die Gewalt, welche die Fantasie sich um so mehr zu verschaffen weis, je weniger die Vernunft ausgebildet wird — die Bequemlichkeit, welche dabei Statt findet, wenn man jeden vermeinten Zusammenhang der Dinge gleich für den wahren annimmt — das Ansehen von Religiosität, welches die Neigung zum Verborgenen und Unbegreiflichen gibt — den sehr einträglichen Eifer, womit

das Täuschungswesen betrieben wird — — so ists kein Wunder, wenn der Aberglaube auf dem Erdboden so herrschend ist. Dennoch sollte es der Wahlspruch sein, den Jeder gegen sich immer im Herzen, und gegen alle Andere bei jeder Gelegenheit im Munde, führte — kein Aberglaube! Denn

I.

Durch nichts entehrt sich ein vernünftiges Wesen mehr, als durch ihn. Ist der Satz — nichts ohne zureichenden Grund — es nicht, wovon die Vernunft überall ausgehen mus? Macht zureichender Grund nicht das Wesen des wahren Zusammenhanges der Dinge aus, und mus die Vernunft also nicht beim Glauben an Zusammenhang ganz vorzüglich auf ihn sehen? mus es nicht ihre erste Frage sein, ob der vermeinte Zusammenhang auch ein denkbarer sei? Bei unzählichen Gelegenheiten drängt sich ihr ja auch der zureichende Verbindungsgrund selbst auf, und sie findet ihn gleich auf der Stelle, ohne ihn im Geringsten erst suchen zu dürfen. So leuchtets ihr sehr oft, wenn Etwas geschieht, sofort ein, warum gerade Dieses oder Jenes, und schlechterdings nichts Anderes, die Ursache davon sei; so hat sie sehr oft, wenn sie Etwas bewirken will, sogleich das Einsehen davon, warum sie gerade Dieses oder Jenes, und schlechterdings nichts Anderes, als Mittel dazu gebrauchen müsse; so begreift sie sehr oft, wenn Etwas vorbedeutet wird, in dem Augenblick der Er-

scheinung des Zeichens davon, warum es wirklich dadurch vorbedeutet werde. Wo sich ihr nun kein zureichender Verbindungsgrund gleich ungesucht darbietet, da mus sie ihn aufsuchen; — wenn es nehmlich Etwas betrift, das von Belang für Menschen ist. Dadurch thut sie ganz und gar nichts Besonderes, sondern blos etwas, das sie thun mus, wenn sie für ihre eigene Ehre sorgen will. Trift es sich aber, daß sie durchaus keinen zureichenden Verbindungsgrund auffinden kann — ist kein denkbarer Zusammenhang da, so darf sie auch nicht Zusammenhang annehmen, oder sie verleugnet sich selbst, und wird Unvernunft. Wenn sich also der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, schon dadurch entehrt, daß er an Ursachen, Mittel und Zeichen, die dis wirklich sind, blindlings glaubt, und sich um ihre Denkbarkeit, die völlig Statt findet, nicht bekümmert: so wirft er sich ganz und gar weg, wenn er an solche Ursachen Mittel und Zeichen glaubt, in deren Hinsicht durchaus kein zureichender Grund angegeben werden kann, aus welchem sie es sind, oder doch sein können; dis heisst mit andern Worten — durch nichts entehrt er sich selbst mehr, als durch den Aberglauben.

Es mag aber der Aberglaube die Religion, oder die Natur, oder das gemeine Leben, betreffen — er ist gleich entehrend. Der Vernünftige schüttelt mit Recht sein Haupt ebenso über den, der böse Gedanken von Eingebungen des Teufels herleitet, wie über den, der sein verhütetes Vieh für behext hält, oder der, wenn

er Abends schwere Speisen im Uebermasse genossen hat, um Mitternacht Alpdrücken fühlt, und wie über den, der Rattenlerm auf dem Boden für Spukerei erklärt, oder der seinen arbeitsameren und daher wohlhabenderen Nachbar im Bündnisse mit dem Kobold meint. Der Vernünftige schüttelt mit Recht sein Haupt ebenso über den, der durch den Genus des Abendmahls gesund zu werden hoft, wie über den, der simpathetische Kuren gebraucht, oder der durch ein blosses Strohband die Bäume vor dem Froste zu schützen denkt, und wie über den, der durch die Wünschelruthe verborgene Schätze zu entdecken sich bemühet, oder der zu glücklicherer Betreibung seiner Geschäfte Tagwählerei nach dem Kalender treibt. Der Vernünftige schüttelt mit Recht sein Haupt ebenso über den, der sich einbildet, der Weltregirer kündige seine Strafgerichte durch Kometen und Meteore an, oder der sich vorstellt, die Vorsehung winke bei gebrechlichen Geburten schon auf die künftige heillose Denkart solcher Verunstalteten hin, wie über den, der sich seine Schicksale aus der Hand weissagen lässt, oder der nach der Witterung in den Zwölften die Witterung der zwölf Monate bestimmt, und wie über den, der, wenn sich eine Eule auf dem Nachbarhause hören lässt, die Vermeldung eines baldigen Todesfalls darin vernimmt, oder der, wenn sich seine Katze putzt, auf kommende Gäste sich einrichten zu müssen glaubt. Zwischen allen den hier angegebenen Zeichen, Mitteln und Ursachen, und zwischen dem, was sie andeuten sollen, was man durch sie zu bewirken gedenkt, und was man ihnen als hervorgebrachten Erfolg zuschreibt,

ist durchaus kein denkbarer Zusammenhang; es ist also gleiche Unvernunft, man glaube, an welche davon man wolle.

2.

Durch nichts wird auch Gott mehr verunehrt, als durch den Aberglauben. Darauf beruht die Ehre Gottes unter den Menschen, daß Alles, es sei in der Religion, oder in der Natur, oder im Leben, denkbar zusammenhange, und daß, wie in der sinnlichen, so auch in der übersinnlichen Welt, Ordnung nach bestimmten, und ebenso unwandelbaren, als erkennbaren Gesetzen herrsche; denn nur hierdurch wird Gott in den Augen vernünftiger Wesen zum weisesten und heiligsten Wesen. Jeder Glaube, jede Meinung, jede Erwartung also, die dagegen streitet, tastet die Weisheit und Heiligkeit des grossen Unsichtbaren an, und führt zu den unwürdigsten Begriffen von ihm.

In welch einem Lichte erscheint Gott z. E., wenn man annimmt, daß sich böse Geister in seine Weltregirung mischen dürfen, und nach Gefallen den Plan seiner Vorsehung stören können — wenn man ihn selbst unmittelbare Eingriffe in seine Weltordnung thun lässt, Wunder von ihm verlangt, oder doch erwartet, und seltenere Vorgänge, die zu ihrer Erklärung mehr Kentnisse erfordern, als man hat, für dergleichen ausgibt — wenn man ihn nach Willkür lohnen und strafen lässt — wenn man auf

einem andern Wege, als durch Rechtthun, ihm wohlgefällig werden zu können meint, und durch bloſſe heilige Gebräuche ſeine Gottesverehrung abthut — wenn man nach begangenem Unrecht anders, als durch Beſſerung, von neuem der Gegenſtand ſeines Wohlgefallens zu werden hoft, und ſeine Verſöhnung durch Kaſteiungen betreibt!

In welch einem Lichte erſcheint Gott ferner z. E., wenn man ſich einredet, daß es eine Zauberei gebe, die Wirkungen wider den eigentlichen Lauf der Natur hervorbringen könne, oder wenn man ſich wohl ſelbſt auf dergleichen legt — wenn man Zerſtörungen, die die Elemente anrichten, Landplagen, die ganze Völker treffen, und alſo über Unſchuldige und Schuldige zugleich ergehen, für oberſte Juſtitzpflege erklärt — wenn man Dinge, die auf Erden geſchehen ſollen, am Himmel geſchrieben glaubt, es ſei in beſondern Konſtellationen, oder in den Geſtalten der Wolken, oder in Luftzeichen — wenn man Feuer und Waſſer beſprechen, durch Murmeln heiliger Formeln ſich gegen anſteckende Krankheiten ſchützen, durch Kreutze und Buchſtaben das Fieber verſchreiben, und durch Tragen eines geweiheten Rings ſich von der fallenden Sucht zu befreien gedenkt!

In welch einem Lichte erſcheint Gott endlich z. E., wenn man Träume für hohe Belehrungen hält — wenn man aus ſchwärmeriſcher Fantaſie, die am Ende wohl gar durch einen verdorbenen Magen, oder durch Verſtopfun-

gen der Gedärme, ihre stärkste Unterstützung erhält, Inspiration macht — wenn man anders, als durch analogische Schlüsse, künftige Begebenheiten vorherwissen will — wenn man, statt die Gründe für und wider gegen einander abzuwägen, das Loos darüber wirft, ob man etwas thun, oder nicht thun solle — wenn man, um hinter etwas zu kommen, das man wissen will, die Karte aufschlagen lässt!

Wer wäre Gott, wenn in allen dergleichen Dingen das geringste Wahre wäre? Wozu macht man also Gott, wenn man ausgemachte Wahrheit darin findet? Aberglaube ist daher oft noch weit ärger, als Atheismus. Dieser ignorirt doch nur ein höchstes Wesen, weil er an der Nothwendigkeit genug hat; jener aber nimmt auf der einen Seite ein höchstes Wesen an, und setzt es auf der andern dadurch wieder auf das tiefste herab, daß er durch Glauben an Zusammenhang der Dinge ohne Zusammenhang, und durch Verleugnung der unveränderlichen Ordnung in der phisischen und in der moralischen Welt, ihm vollkommene Weisheit und Heiligkeit abspricht, und so in der That mit der Ehrfurcht gegen Gott nur eine Art von Spiel treibt. Es mag immerhin sein, daß mancher Abergläubige vielmehr das Gegentheil zu thun glaube, und sich für einen weit höheren Gottesverehrer halte, als alle diejenigen, welche bei Ursachen, Mitteln und Zeichen, die sie als solche anerkennen sollen, schlechterdings auf denkbaren, oder welches Einerlei ist, auf natürlichen Zusammenhang mit dem Bewirkten, Bezweckten

und Vorbedeuteten bestehen; dis kann ihn jedoch nur von Seiten seines Herzens entschuldigen, keineswegs von Seiten seines Kopfs — was ist aber das Herz ohne Kopf? Das geringste Nachdenken müste ihn doch gleich überzeugen, daß eine Welt nicht nur keine Gotteswelt sein, sondern auch nicht vier und zwanzig Stunden lang Welt, d. i. ein unübersehbares Ganzes von zusammengehörenden Dingen, bleiben könne, wenn es keine Zusammenhangsgesetze gäbe, nach welchen jede Veränderung in ihr nur möglich wäre.

3.

Durch nichts kommt der Mensch in der so unumgänglich nothwendigen eigenen Betreibung seines gesamten Heils mehr zurück, als durch den Aberglauben. Entweder er wird für sich ganz unthätig, oder seine Thätigkeit bekommt doch die verschraubteste Richtung. Der Betrieb seiner höheren Angelegenheiten kann nicht anders, als ganz unsäglich dabei leiden. Wer wird im Geringsten darauf bedacht sein, sich jetzt schon einen wünschenswerthen Zustand in einer künftigen Welt zu bereiten, wenn er der Meinung ist, daß das Heil in selbiger ein blosses Gnadengeschenk sein werde, und daß Jeder solches erhalte, dem es einmal zugedacht sei? Wer wird sich damit beschäftigen, den Vater der Geister im Geiste, oder durch Heiligung seines Gemüths, die viel Selbstüberwindung kostet, zu verehren, wenn er an äuserlicher Heiligkeit genug hat, und die weit leichtere Beobachtung kirchlicher

Cerimonieen, oder anderer selbsterwählten Gottesdienste, wobei man seinen Leidenschaften nicht wehe thun darf, für zureichende Verehrung desselben hält? Wer wird zum Guten rüstig sein, wenn er in seinen Augen dazu gänzlich untüchtig ist, jedes natürliche Hindernis, das ihm dabei in den Weg tritt, für Wirkung eines ihn übergewaltigenden bösen Geistes erklärt, und am Ende auch an der gelungensten besten Handlung doch nur eine glänzende Sünde zu haben wähnt? Wer wird, falls er in Laster tief versunken ist, seine Besserung zu rechter Zeit mit Eifer angreifen, wenn er auf ein Wunder rechnet, das am Ende noch seine bösen Gewohnheiten in gute verwandeln werde? So ists gewis, daß der religiöse Aberglaube alle Kräfte des Herzens lähmt, alle sittliche Ausbildung hindert, und somit das höhere Heil des Menschen zerstört.

Aber auch auf die niederen menschlichen Angelegenheiten hat er sehr nachtheilige Einflüsse, und, da sich bei diesen der phisische und der gemeine Aberglaube zu ihm gesellen, so ist die Verwüstung ungeheuer, welche der Aberglaube überhanpt im äuserlichen Zustande des Menschen anrichtet. An seiner Hand wird man arm durch nachlässige Betreibung der Berufs- und anderer Geschäfte, die auf eine natürliche Weise Geld und Gut verschaffen, an deren Statt man sich aber lieber auf das Graben nach Schätzen, die man sich von Gott zugedacht glaubt, aufs Besetzen gewisser Numern im Lotto, die Gott im Traume vorgeschrieben, oder auf Erwarten anderer ausserordentlichen Erwerbsmittel, die die Vorsehung veranstalten wer-

de, legt. An seiner Hand kommt man völlig um seine Gesundheit, indem man als Kranker entweder an gar keine Kur denkt, weil sie nicht nöthig sei, wenn der von Gott gesetzte letzte Termin noch nicht da wäre, und, falls er da wäre, nichts helfe, oder indem man thörichte Kuren anwendet, statt vernünftige Aerzte um Rath zu fragen, den Wunderdoktor, oder weise Frauen, konsulirt, statt bewährte Heilmittel zu gebrauchen, seine Zuflucht zu Alfanzereien nimmt, und wohl gar das Nachtmahl als Universalmittel betrachtet. An seiner Hand thut man nichts, um sich vor Verlusten zu sichern, oder aus Gefaren zu retten, sobald man sie geträumt hat, oder sobald sie ein erleuchteter Wahrsager prophezeit hat, oder sobald sie durch irgend eine geheime Vorbedeutung, sei es eine Ahnung, oder eine Geisterbeweisung, oder ein Schlag, der im Hause geschah, einmal als bevorstehend angemeldet worden sind, weil man sie deshalb für unabwendbar hält; ist aber so etwas nicht der Fall, und thut man ja auch etwas gegen sie, so thut man doch nicht das Rechte, sondern verwirft die vernünftigen Wehranstalten dagegen, sucht Schutz und Schirm bei Arkanen und magischen Gaukeleien, und rechtfertigt sich darüber mit seinem unbegrenzten Vertrauen auf die Allmacht Gottes, die überall verborgene Kräfte nicht nur wecken, sondern auch noch immer schaffen könne, worüber dann, wenn man auch, durch Schaden klug gemacht, am Ende davon zurückkommt, doch die beste Zeit zu glücklicher Ab- und Gegenwehr verlohren geht. An seiner Hand bringt man sich um den guten Ausgang jeder Unternehmung, weil man

dabei auf Dinge bauet, auf die durchaus nichts zu bauen ist, immer Beistand von Seiten her erwartet, von welchen keiner kommen kann, und, dadurch sorglos gemacht, das zu thun verabsäumt, worauf doch nach Vernunft und Erfarung Alles dabei ankommt. — — So gehts der Betreibung des eigenen Heils beim Aberglauben; wie könnts der Betreibung des fremden besser bei ihm gehen?

4.

Durch nichts wird man auch ein unnützerer Mensch, als durch den Aberglauben. In vielen Fällen macht er gleichfals ganz unthätig für Andere; in allen übrigen aber wird man wenigstens falschthätig bei ihm, wenn man es auch noch so gut meint. Man ist dann wohl gar äuserst behülflich, und leistet doch nicht die geringste wirkliche Hülfe, und dis blos darum, weil man dabei von einem Zusammenhange der Dinge ausgeht, der nicht wirklich da ist, sondern nur in der Einbildung existirt. Wodurch also dem Abergläubigen die Selbsthülfe verunglückt, dadurch verunglückt ihm auch jeder Versuch, Andern zu helfen. Da er Wirkungen von Ursachen herleitet, die es nicht sind, so werden die Uebel um ihn her, welchen er abhelfen will, wenigstens nicht abnehmen, wenn sie nicht durch seinen Hinzutritt gar noch zunehmen; er kennt ihre wahren Ursachen nicht, so bleiben diese auf jeden Fall ungehoben. Da er auf Mittel sein Vertrauen setzt, durch die er schlechterdings seinen Zweck nicht erreichen kann, so wird auch sein menschenfreundlichster Eifer, Glücksbeförderer um sich

her zu werden, ohne allen wohlthätigen Erfolg bleiben; er wird sogar sehr oft Andern schaden, statt zu nützen. Da er in den vorbedeutenden Zeichen irrt, so wird er Anstalten zum Besten Anderer, wohl gar zum allgemeinen Besten, machen, die ganz unnöthig sind; er wird darüber die, welche er machen sollte, verabsäumen, und solche vieleicht treffen, die diesen ganz entgegengesetzt sind. Oft wird der Abergläubige sogar mit dem grössesten Reichthum von Hülfskräften da stehen, und sich weder entschliessen können, wie er sie anwende, noch, ob er sie überhaupt anwende. Er träumt geheimen Zusammenhang der Vorfälle, ahnt Hexerei, Geisterwerk, Einflus unglücklicher Tage, hält bevorstehende fremde Uebel für unabwendbar, geräth darüber in Verlegenheit, kreutzt und segnet sich, und wirkt entweder kindisch, oder gar nicht, legt muthlos die Hände in den Schos, oder faltet sie unter ängstlichem Bedauern, und thut Alles für Andere mit blossem Beten für sie ab. Was für ein unnützer Mensch ist er!

Einer solchen gänzlichen Unthätigkeit für fremdes Wohl thut besonders der religiöse Aberglaube Vorschub. Dieser eignet sich recht von allen Seiten dazu, die allerunnützesten Menschen zu bilden. Ein Mensch, der den sogenannten Kultus, oder die blos äuserliche Gottesverehrung, zum Wesen der Religion macht, wird es gar nicht für nöthig halten, sich zu edlen Thaten der Menschenliebe, zu Grosmuth, Uneigennützigkeit und Aufopferungen herzugeben. Ein Mensch, der alle Gemein-

schaft mit der Welt für verunreinigend hält, kam gar nicht darauf kommen, daß er sich durch irgend einen Dienst, den er ihr leiste, aus seiner eingebildeten Heiligkeit reisse, und gemein mache. Ein Mensch, der Unglück, das Andere trift, für Strafgerichte Gottes erklärt, die über sie ergehen, würde sich schwer zu versündigen glauben, wenn er denen, welche sie treffen, den geringsten Beistand leisten, und Gottes Absichten dadurch vereitlen wollte. Ein Mensch, der seine heiligen Träumereien für göttliche Offenbarungen im Ernst ansieht, fühlt sich verpflichtet, für Keinen, der darüber lächelt, oder auch nur den Kopf schüttelt, jemals wieder Hand, oder Fus, zu regen, und wenns sein bester Freund wäre. Ein Mensch, der verkehrte Begriffe von Gottes Rathschlüssen hegt, gibt, um Gott nicht in seine heiligen Wege zu greifen, das Leben seiner Kinder sogar Preis, und läffet sie lieber an bösartigen Blattern, wenn die Epidemie eintritt, sterben, als daß er sie durch Impfung zu rechter Zeit zu retten suchen sollte; er thut dis noch weit gewisser, als er, wenn er an Kinderengel glaubt, wohl keine Kindermuhme hält, weil er, wenn die Kinder ja die Treppe herunter kletterten, von den Engeln die Muhmendienste erwartet.

5.

Durch nichts wird das menschliche Gemüth für Gegenwart und Zukunft düsterer gestimmt, als durch den Aberglauben. Wohin man, ihm ergeben, blickt, da erblickt man Gründe zu Besorgnissen; weil man, wenn auch gar kein

denkbarer Zusammenhang der Dinge da ist, doch undenkbaren wittert. Man macht sich kleinliche und unwürdige Begriffe von Gott selbst, und von seiner Vorsehung, und so gehen alle die himlischen Trôstungen, welche das Vertrauen auf ihn reichen könnte, oft für diejenigen am meisten verlohren, welche an selbigem über alle Andere hervorzuragen meinen. Sie sind immer wie auf der Flucht, fürchten sich vor Dingen, die gar nicht furchtbar sind, oder wohl gar vor bloßen Hirngespinsten und Fantasmen, und werden nie ruhig und zufriden.

Wie mag der ruhig werden, der sich Gott wie einen leidenschaftlichen Menschen, wohl gar wie einen Tirannen, vorstellt, der sein selbst wegen Alles, was er von ihm fordert, fordert, die übertriebensten Forderungen an ihn macht, und die Nichterfüllung jeder noch so willkürlichen, und mit der Natur und Bestimmung des Menschen noch so unvereinbaren Forderung ebenso willkürlich ahndet! Wird er nicht stets wie ein Sklav zittern, jedes Unglück, das ihn trift, wär's auch das unverschuldetste, für eine Strafe ansehen, und auf die seltsamsten Büssungen verfallen, um nur das über ihn ergehende Gericht zu besänftigen? — Wie mag der ruhig werden, der ausser dem Lichte der Vernunft und Erfarung noch an andere Lichter glaubt, die ihm auf dem Zeitwege zur Ewigkeit zu leuchtenden Führern bestimmt sein sollen! Wird er nicht, durch jede unmittelbare Offenbarung, die Andere gehabt zu haben vorgeben, geblendet, unaufhörlich in seinem Gange stutzig gemacht werden, und am En-

de, durch das Irrlicht seiner eigenen Fantasie bethört, kaum noch einen sichern Tritt thun zu können fürchten? — Wie mag der ruhig werden, der sich das Weltregiment zwischen Gott und dem Teufel getheilt denkt, und diesem alles Weltböse, es sei phisisch, oder moralisch, zuschreibt! Wird er nicht in immerwährender Angst schweben, daß der Satan die Elemente gegen ihn misbrauchen, und sein Haus durch Blitz anzünden, oder seine Erndte in Feldern und Gärten durch Hagel zerstören, daß er ihn lahm, stumm, blind, mondsüchtig machen, daß er ihn zum Bösen verleiten, oder daß er Andern eingeben werde, Ehrenraub, Verrätherei, Diebstahl und Mord an ihm zu begehen? — Wie mag der ruhig werden, der Alles für möglich hält, und wenn es auch noch so schnurgerade wider alle natürliche Ordnung der Dinge wäre! Wird er nicht immer die Augen nach allen Seiten hinwenden, um sich zu überzeugen, daß nicht etwa schon irgendwo Anstalten zu einem Wunder gemacht werden, die seine noch so vernünftig getroffene Anstalten widernatürlich verdrehen, so, daß das Gegentheil von dem, was eigentlich geschehen müste, geschehe, und daß er am Ende ganz verrückt darüber werde, wie er nun irgend eine Angelegenheit betreiben solle, um sie glücklich ins Werk zu setzen? Wie kann der ruhig werden, der an Gespenster glaubt! Wird er nicht jede Einsamkeit peinlich, jede Dunkelheit schauderhaft finden, zur Nachtzeit um Alles in der Welt willen keinen Gang über den Kirchhof thun, noch weniger eine Reise machen, bei jedem Abendgepolter im Hause sogar zusammenfahren, ja, das

Fenster, wenn der Mond scheint, und abentheuerliche Schattengestalten bildet, ängstlich vermeiden, und, wenn sein ausgesperrter Hund an die Thür stösst, grausen, daß ein Geist anklopfe? — Wie kann der ruhig werden, der auf Zauberei und Wahrsagerei baut! Wird er nicht bei jedem Uebel, das ihm von ohngefär zustösst, sich für behext halten, Jeden, der ein Kleidungsstück von ihm borgen will, um sich ein ähnliches darnach machen zu lassen, in Verdacht nehmen, daß er ihm etwas anthun wolle, jeder unbekannten alten Frau auf der Landstrasse, besonders, wenn sie am Kreutzwege sich ruhet, weit aus dem Wege gehen, und, so oft er hört, daß die Karte aufgeschlagen werde, fürchten, daß man hinter seine Geheimnisse komme wolle? — Wie kann der ruhig werden, der Zeichendeuterei liebt! Wird er nicht vor jeder Feuerkugel, vor jedem Nordlichte, vor jedem Wolkenbilde beben, über jedes Ereignis in der Natur und im Menschenleben, das auch schon einmal vor grossem Unglück vorherging, erschrecken, und die nichtsbedeutendsten Umstände, als z. E. plötzliches Stillstehen einer schadhaften Uhr, Bewegung eines Stuhls, unter welchem eine Maus ihr Loch hat, Herabfall eines Gemähldes, das nicht fest hing, Geschrei eines Thiers, das sich nur selten hören lässt, auf das fürchterlichste deuten? — — Wie sollte es möglich sein, daß mit einer solchen Seelenstimmung, in die der Aberglaube aller Art versetzt, der geringste frohe Lebensgenus bestände! Ist also der nicht sein eigener ärgster Feind, der sich ihm überlässt?

6.

Durch nichts wird aber auch ärgere Feindschaft gegen Andere gewirkt, als durch den Aberglauben. Wie er völlige Unthätigkeit für den Nächsten verursacht, so verursacht er auch sehr häufig die zügelloseste Thätigkeit wider ihn. Es liegt in seinem Wesen, daß er intolerant macht; aus erhitzter Fantasie entsprungen, sucht er sich auch schwärmerisch zu behaupten, brennt für Eifer, sich zu verbreiten, und lässt den Untersuchungsgeist, der ihm sein ganzes Spiel verdirbt, nicht aufkommen, es koste, was es wolle. Wehe also Jedem, der dem Abergläubigen nicht Beifall zollt, oder auch nur den geringsten Ton darüber angibt, daß sein vermeinter Zusammenhang der Dinge wohl verdienen möchte, erst noch geprüft zu werden! Auf der Stelle erklärt ihn dieser für einen Ungläubigen, zu dessen Bekehrung zwar erst gütliche Versuche gemacht werden könnten, gegen den aber auch hernach, wenn er sich nicht bekehren liesse, Alles erlaubt sei. Versagung aller Dienstleistungen gegen den beharrlichen Ungläubigen, Zurücksetzung desselben bei jeder Gelegenheit, Kränkungen aller Art für ihn sind dann nur die geringsten Feindseligkeiten, welche der Abergläubige ausübt; bald erwacht in ihm statt des Untersuchungsgeistes, den jener in ihm zu wecken sucht, der Verfolgungsgeist, und steigt zu einer Wut, die alle andere Wuten, sie mögen entspringen, woher sie wollen, weit hinter sich zurücklässt.

denkbarer Zusammenhang der Dinge da ist, doch undenkbaren wittert. Man macht sich kleinliche und unwürdige Begriffe von Gott selbst, und von seiner Vorsehung, und so gehen alle die himlischen Tröstungen, welche das Vertrauen auf ihn reichen könnte, oft für diejenigen am meisten verlohren, welche an selbigem über alle Andere hervorzuragen meinen. Sie sind immer wie auf der Flucht, fürchten sich vor Dingen, die gar nicht furchtbar sind, oder wohl gar vor blossen Hirngespinsten und Fantasmen, und werden nie ruhig und zufriden.

Wie mag der ruhig werden, der sich Gott wie einen leidenschaftlichen Menschen, wohl gar wie einen Tirannen, vorstellt, der sein selbst wegen Alles, was er von ihm fordert, fordert, die übertriebensten Forderungen an ihn macht, und die Nichterfüllung jeder noch so willkürlichen, und mit der Natur und Bestimmung des Menschen noch so unvereinbaren Forderung ebenso willkürlich ahndet! Wird er nicht stets wie ein Sklav zittern, jedes Unglück, das ihn trift, wär's auch das unverschuldetste, für eine Strafe ansehen, und auf die seltsamsten Büssungen verfallen, um nur das über ihn ergehende Gericht zu besänftigen? — Wie mag der ruhig werden, der ausser dem Lichte der Vernunft und Erfarung noch an andere Lichter glaubt, die ihm auf dem Zeitwege zur Ewigkeit zu leuchtenden Führern bestimmt sein sollen! Wird er nicht [illegible] unmittelbare Offenbarung, die Andere [illegible] geben, geblendet, unaufhörlich [illegible] gemacht werden, und am En-

de, durch das Irrlicht seiner eigenen Fantasie bethört, kaum noch einen sichern Tritt thun zu können fürchten? — Wie mag der ruhig werden, der sich das Weltregiment zwischen Gott und dem Teufel getheilt denkt, und diesem alles Weltböse, es sei phisisch, oder moralisch, zuschreibt! Wird er nicht in immerwährender Angst schweben, daß der Satan die Elemente gegen ihn misbrauchen, und sein Haus durch Blitz anzünden, oder seine Erndte in Feldern und Gärten durch Hagel zerstören, daß er ihn lahm, stumm, blind, mondsüchtig machen, daß er ihn zum Bösen verleiten, oder daß er Andern eingeben werde, Ehrenraub, Verrätherei, Diebstahl und Mord an ihm zu begehen? — Wie mag der ruhig werden, der Alles für möglich hält, und wenn es auch noch so schnurgerade wider alle natürliche Ordnung der Dinge wäre! Wird er nicht immer die Augen nach allen Seiten hinwenden, um sich zu überzeugen, daß nicht etwa schon irgendwo Anstalten zu einem Wunder gemacht werden, die seine noch so vernünftig getroffene Anstalten widernatürlich verdrehen, so, daß das Gegentheil von dem, was eigentlich geschehen müste, geschehe, und daß er am Ende ganz verrückt darüber werde, wie er nun irgend eine Angelegenheit betreiben solle, um sie glücklich ins Werk zu setzen? Wie kann der ruhig werden, der an Gespenster glaubt! Wird er nicht jede Einsamkeit peinlich, jede Dunkelheit schauderhaft finden, zur Nachtzeit um Alles in der Welt willen keinen Gang über den Kirchhof thun, noch weniger eine Reise machen, bei jedem Windgepolter im Hause sogar zusammenfahren, ja, das

Fenster, wenn der Mond scheint, und abentheuerliche Schattengestalten bildet, ängstlich vermeiden, und, wenn sein ausgesperrter Hund an die Thür stösst, grausen, daß ein Geist anklopfe? — Wie kann der ruhig werden, der auf Zauberei und Wahrsagerei baut! Wird er nicht bei jedem Uebel, das ihm von ohngefär zustösst, sich für behext halten, Jeden, der ein Kleidungsstück von ihm borgen will, um sich ein ähnliches darnach machen zu lassen, in Verdacht nehmen, daß er ihm etwas anthun wolle, jeder unbekannten alten Frau auf der Landstrasse, besonders, wenn sie am Kreutzwege sich ruhet, weit aus dem Wege gehen, und, so oft er hört, daß die Karte aufgeschlagen werde, fürchten, daß man hinter seine Geheimnisse komme wolle? — Wie kann der ruhig werden, der Zeichendeuterei liebt! Wird er nicht vor jeder Feuerkugel, vor jedem Nordlichte, vor jedem Wolkenbilde beben, über jedes Ereignis in der Natur und im Menschenleben, das auch schon einmal vor grossem Unglück vorherging, erschrecken, und die nichtsbedeutendsten Umstände, als z. E. plötzliches Stillstehen einer schadhaften Uhr, Bewegung eines Stuhls, unter welchem eine Maus ihr Loch hat, Herabfall eines Gemähldes, das nicht fest hing, Geschrei eines Thiers, das sich nur selten hören lässt, auf das fürchterlichste deuten? — — Wie sollte es möglich sein, daß mit einer solchen Seelenstimmung, in die der Aberglaube aller Art versetzt, der geringste frohe Lebensgenus bestände! Ist also der nicht sein eigener ärgster Feind, der sich ihm überlässt?

6.

Durch nichts wird aber auch ärgere Feindschaft gegen Andere gewirkt, als durch den Aberglauben. Wie er völlige Unthätigkeit für den Nächsten verursacht, so verursacht er auch sehr häufig die zügelloseste Thätigkeit wider ihn. Es liegt in seinem Wesen, daß er intolerant macht; aus erhitzter Fantasie entsprungen, sucht er sich auch schwärmerisch zu behaupten, brennt für Eifer, sich zu verbreiten, und lässt den Untersuchungsgeist, der ihm sein ganzes Spiel verdirbt, nicht aufkommen, es koste, was es wolle. Wehe also Jedem, der dem Abergläubigen nicht Beifall zollt, oder auch nur den geringsten Ton darüber angibt, daß sein vermeinter Zusammenhang der Dinge wohl verdienen möchte, erst noch geprüft zu werden! Auf der Stelle erklärt ihn dieser für einen Ungläubigen, zu dessen Bekehrung zwar erst gütliche Versuche gemacht werden könnten, gegen den aber auch hernach, wenn er sich nicht bekehren liesse, Alles erlaubt sei. Versagung aller Dienstleistungen gegen den beharrlichen Ungläubigen, Zurücksetzung desselben bei jeder Gelegenheit, Kränkungen aller Art für ihn sind dann nur die geringsten Feindseligkeiten, welche der Abergläubige ausübt; bald erwacht in ihm statt des Untersuchungsgeistes, den jener in ihm zu wecken sucht, der Verfolgungsgeist, und steigt zu einer Wut, die alle andere Wuten, sie mögen entspringen, woher sie wollen, weit hinter sich zurücklässt.

Ist besonders sein Aberglaube unmittelbar von religiöser Art, so ist keine Inhumanität zu denken, die er nicht auszuüben im Stande wäre, und zu deren Ausübung er sich nicht von Gott berufen fühlte. Er spricht dem verstockten Ketzer die Seligkeit ab, und freuet sich schon darauf, ihn dereinst in der Hölle brennen zu sehen. Er macht ihm seine Freunde ungetreu, hetzt seine Feinde gegen ihn noch mehr auf, verbreitet nachtheilige Gerüchte von ihm, verkümmert sein Brodt, legt ihm Fallen, u. s. w. Ob der Ketzer ein moralischguter Mensch, ob er ein verdienstvoller Mann um das gemeine Wesen, ob er sein eigener Wohlthäter, ob er sein leiblicher Bruder sei, oder nicht, gilt ihm gleich, und es ist kein Band so heilig, das er nicht zur Ehre Gottes zerreissen und mit Füssen treten müste. Alle grosse Unglücksfälle sind in seinen Augen nichts, als Strafgerichte, die über den Unglauben ergehen, und die besonders die verstockten Ketzer, welche auch in Religionsdingen auf denkbaren und natürlichen Zusammenhang trotzig bestehen, über das arme Land bringen. Er denuncirt sie also als die Verschulder derselben beim Volke, um allgemeinen Has gegen sie zu erregen, und sie vogelfrei zu machen. Hat er Einflus bei Grossen und Mächtigen, so misbraucht er ihn zu ihrer Unterdrückung und Verbannung. Besitzt er selbst Macht genug, so geht er noch rascher zu Werke, hebt Inquisition über sie an, wird ihr Ankläger und Richter zugleich, bringt sie um Vermögen, Vaterland, Freiheit, und — wenns sein kann, ums Leben. Er lässt sie zum Scheiterhaufen führen, steht selbst dabei,

wenn sie angebunden wenden, und weidet seine Augen an den sie verzehrenden Flammen.

Auch sogar der phisische Aberglaube vermag oft zu den ärgsten Inhumanitäten zu verleiten; denn er betreffe, was er wolle, so weis er sich doch immer einen religiösen Anstrich zu geben, und sich auf irgend eine Art mit der Religion in Verbindung zu setzen, zu deren Ehren er dann auch Alles thun zu dürfen meint. Er lässets nicht dabei bewenden, daß es heisse — wer an keine Wunder, an keine Geistererscheinungen, an keinen Teufel glaubt, der glaubt an keinen Gott; er beweiset auch, daß, wer nicht an Hexerei, an die Zeichen am Himmel, an den Kalender, an Träume, an Heilung durch Simpathie, an Osterwasser, an den gesamten geweiheten Mönchsplunder, und überhaupt an jede sogenannte geheime Kraft glaube, ebenfals ein Atheist sei, und so verfolgt er ihn, sobald er kann und darf, auch ebenso, um Gott damit einen Dienst zu thun. Manche Arten des phisischen Aberglaubens haben sogar noch entsetzlichere Barbareien ausgeübt, als der Religionsaberglaube. Der Glaube an Hexerei z. E. — welch eine ungeheure Menge von unschuldigen Schlachtopfern hat er gekostet! Wie lange ists her, daß auch in Deutschland sogar kein armes altes rothäugiges Weib seines Lebens sicher war?

So ists gewis, daß der Aberglaube, wie die Unkeuschheit, den Menschen völlig entmenschе, und daß er auf dem Erdboden noch ärgere Verwüstungen anrichte, als die Pest. Nur diejenigen, welche von ihm leben, Gaukler und Bonzen, können wünschen, daß der Hang zu ihm herrschend bleibe, und nur Despoten, welche über Sklaven regiren wollen, können Gauklern und Bonzen ruhig dabei zusehen, wenn sie ihre Unterthanen zu Thoren machen. Das ist gewis — wer sich erst um seine Vernunft bringen lässt, der lässt sich auch hernach um seine Freiheit bringen, und ein dummes Volk, das sich durch Alles gleich in Furcht jagen lässt, kann ein Tirann mishandeln, wie er will. Der phisische Aberglaube ist die Stütze des religiösen, und der religiöse die Stütze des politischen. Fangen die Menschen aber erst an, über Natur und gemeines Leben sich nur nach vernünftigem Zusammenhange zu richten, so verlangen sie ihn auch bald in ihren Glaubenssachen, und — sind sie so weit, so gehen ihnen auch die Augen über jedes Staatsblendwerk auf. In der Masse, wie die Phisik steigt, sinkt das Bonzenwesen, und mit dem Bonzenwesen sinkt das Tirannenwesen zugleich. Die Gaukler wurden daher immer von den Bonzen beschirmt, und die Bonzen von den Tirannen. Das Elend, welches Gaukler und Bonzen in Gemeinschaft auf dem Erdboden angerichtet haben, ist schon unermeslichgros; das Elend aber, welches Bonzen und Tirannen zusammen von jeher stifteten, übersteigt alle menschliche Vorstellung. Dabei standen sie dann immer schadenfroh im Hintergrunde, und

spotteten der armen Völker noch, daß sie sich so treuherzig von ihnen entmenschen liessen. Wer wünscht der Menschheit nicht Glück zum endlich eingetretenen Verfalle ihrer höllischen Greuel? Wer freuet sich nicht im neunzehnten Jahrhundert zu leben, und ein deutscher Europäer zu sein?

Sei religiös!

Pius an Lucindor.

Dem Aberglauben ewige Feindschaft! spreche ich mit dir; sprich du auch mit mir — ewige Feindschaft dem Unglauben! Ja, Lucindor, du kannst den Aberglauben nicht mehr hassen, als ich; ein hoher menschlicher Schauer überfällt mich aber auch, wenn ich höre, daß Jemand alle Religion für Aberglauben erklärt. Wenn doch die Meinung, daß ein Gott sei, höhere Wahrscheinlichkeit hat, als die Meinung, daß kein Gott sei — und wenn die Vernunft es uns zur Pflicht macht, unter zwei entgegengesetzten Meinungen derjenigen zugethan zu sein, welche die höhere Wahrscheinlichkeit für sich hat — was soll man von einem solchen Menschen denken? Zwingt er uns nicht fast, zu glauben, er gönne der Meinung, daß ein Gott sei, die höhere Wahrscheinlichkeit nicht? Was für Ursachen mag er aber dazu haben, daß er sie ihr nicht gönnt? Unschuldige können es doch wohl unmöglich sein; denn gesetzt auch, daß er sittlichvollkommen und immerfroh blos durch sich selbst sein könnte, und daß es ihn also verdrösse, das Ansehen haben zu sollen, als hätte er der Religion etwas dabei zu danken, so brauchte er

diese ja doch nicht deshalb für Aberglauben zu erklären, und dadurch seine Vernunft in allgemeinen Verdacht zu bringen, sondern könnte sie blos auf sich beruhen lassen, und allenfals sich dahin äusern, daß es ihm ganz gleich sein könne, ob an ihr Wahres sei, oder nicht, inmaſsen er ihrer nicht bedürfe.

Ich sage dir aber, Lucindor, daß auch sogar diese Sprache, so oft ich sie höre, mich erschüttere. Mag es immerhin daher kommen, daß ich das Gut- und Frohsein ohne Religion selbst versucht habe; um desto gröſſer wird meine Befugnis, über die Sache mitzusprechen. Es geschah solches zu einer Zeit, als es zum grossen Tone gehören sollte, daß man Atheist sei; doch, dis bei Seite — genug, mit dem Frohsein ohne Religion wollte es gar nicht bei mir fort, und auch mit dem Gutsein gings noch besser, als ich in die Arme der Religion zurückkehrte. Offenbar war ich also mein eigener Feind gewesen, und ich bin nur noch froh, daß es mir nicht einfiel, die Religion für Aberglauben zu erklären. Dis würde ich mir ewig nicht verzeihen können; weil ich dadurch Andern geschadet hätte, und es nie wieder gutzumachen im Stande wäre. Von der Zeit an ist mir dann aber auch die blosse Gleichgültigkeit gegen alle Religion so verhasst geworden, daß ich auf meiner Hut sein mus, nicht gleichgültig gegen den zu werden, an dem ich sie bemerke. Ich rathe allen Menschen von ihr ab, und wünsche Jedem, der sich ihr ergibt, daß ihn der heilige Weltregirer, den er ignoriren zu können wähnt, bei Zeiten in solche Lagen des Lebens

kommen lasse, wo er sich nach ihm umzusehen erst blos für räthlich, und dann für schlechterdings nothwendig, achtet.

Es ist jedoch nicht genug, daß man dem Glauben an einen Allerhöchsten, der Gesetzgeber und Gesetzaufrechterhalter in der übersinnlichen, wie in der sinnlichen Welt ist — dem Glauben an Gott — im Ganzen blos zugethan sei; man mus diesen Glauben auch in Gefühl verwandeln, und es bei sich dahin bringen, daß der Gedanke an Gott sich in jede wichtige Gedankenreihe einwebe, und der Seele so immer in der Nähe sei, damit sie ihn jederzeit gleich habe, wenn er ihr zum Gut- und Frohsein grosse Dienste thun kann.

Einen solchen Gemüthszustand nenne ich — Religiosität. Du siehst also, Lucindor, daß ich mit diesem Ausdruck keineswegs ein steifes und bigottes Festhalten an tausend heiligen Sätzen, welche zusammen man zur Ungebür Religion nennt, bezeichne, wobei man dann gleich ganz ausser sich geräth, sobald nur der geringste dieser Sätze von Andern bezweifelt wird. Du siehst aber auch, daß ich ebenso wenig jene Frömmelei darunter verstehe, bei der man sich der pünktlichsten Beobachtung vorgeschriebener oder selbsterwählter heiligen Aeuserlichkeiten befleissigt, Gott stets im Munde führt, bei Thun, Geniessen und Leiden immer wie ein armer Sünder sich gebehrdet, und Jeden gleich in Verdacht der Gottesvergessenheit nimmt, der nur im Geringsten

freier sich beträgt. Man ist, wenn man ächt religiös ist, vom Aberglauben und vom Unglauben gleichweit entfernt, hat es blos mit einem vernünftigen Glauben, der offenbar die Bestimmung für Menschen ist, zu thun, reducirt seinen ganzen Religionsglauben auf den einfachen Glauben, daß ein weiser und heiliger Weltregirer sei, lebt und webt aber in diesem Glauben, jedoch in aller Stille, und ohne ihn vor sich her zu tragen, und immer zur Schau zu stellen, am wenigsten durch heilige Grimassen, als womit er gar nichts zu schaffen hat. Ein in Alles, was für uns von Belang ist, verwebtes Andenken an Gott — dis ists, was ich meine, und das uns unstreitig auf allen Seiten zu unserer menschlichen Vollendung führt. Lis das recht aufmerksam, was ich dir hierüber schreibe, du für deine Herzensgüte so besorgter, und deshalb mit Recht nach ununterbrochener Zufriedenheit sich sehnender junger Mann! — —

Liebst du nicht auch, wie ich, die Augenblicke des höheren menschlichen Bewustseins? Ich meine die Augenblicke, in welchen man sich als ein Vernunftwesen an der Spitze aller Erdenwesen recht lebhaft denkt; gewis machen doch diese einen weit schöneren Theil unseres Lebens aus, als die, in welchen man nur das nidere menschliche Bewustsein hat, d. h. in denen man seine sinnlichen Triebe blos vollkommener befridigt, als die gesamte übrige mit denselben Trieben versehene Wesenschaar. Wie fühlt man sich in jenen Augenblicken in seinen erhabenen Vorzügen als ein erkennendes und selbstthätiges Et-

was, als ein Glied der übersinnlichen Welt! welche Freude gewährt es, so hoch über alles Uebrige hervorzuragen, und das Erste von Allem auf einem ganzen Stern zu sein! Wie wichtig findet man da aber auch seinen übersinnlichen Beruf, seinen Bernf zu Weisheit und Tugend! wie mus das Herz der Erfüllung desselben entgegenschlagen! So ists allerdings schon mit uns in dergleichen Augenblicken, wenn sich auch kein religiöses Gefühl dabei einmischt; man fühlt sich als Erster auf der Erde, weil man es einmal ist. Aber — o Lucindor, wenn sich dann die Vorstellung dazu gesellt, daß ein Allerhöchster uns so hoch stellte, daß ein oberster Geist unserer Geistigkeit Ursprung ist — wie wird uns vollends nun erst in solchen Augenblicken? Nicht blos als zu einer übersinnlichen Welt Gehörende — auch als mit Gott Verwandte erscheinen wir uns da. Unsere schönen Vorzüge werden uns dadurch noch reitzender, daß wir ein Wesen kennen, das wir für sie dankbar verehren und lieben mögen; die Empfindungen dieser verehrenden dankbaren Liebe durchströmen uns, und so genieſſen wir auch hierdurch noch neue Herzenswonnen. Fehlt uns nicht schon Viel zum völligfrohen Genusse jeder beträchtlichen menschlichen Wohlthat, wenn wir den Wohlthäter selbst nicht erfaren, und also mit unsern Rührungen für ihn nicht wissen, wohin? Wie? und die Freude an unserem Menschsein sollte nicht dadurch erst vollkommen werden, daß sie in Freude an Gott übergeht? Es wird uns nun aber auch der höhere Beruf, welchen wir mit unsern grossen Vorzügen zugleich erhielten, ein gött-

licher Beruf, und so empfängt auch dieser noch mehr Heiligkeit für uns. Unser Herz schlägt nun der Erfüllung desselben noch stärker entgegen, und wir fühlen uns noch mehr gedrungen, in Ausbildung unseres geistigen Wesens unaufhörlich fortzuschreiten, damit wir den erhabenen Platz, auf welchen uns ein Vater der Welt in seiner Welt stellte, auch wirklich ausfüllen, und zum Besten des Ganzen, wovon wir so wichtige Theile durch ihn wurden, auch in der That die Beiträge leisten, wozu er uns durch unsere höhere Natur beauftragte und verpflichtete. So gehts mir wenigstens in den beschriebenen Augenblicken, sobald sich das religiöse Gefühl in das Gefühl meines Menschseins mischt, und du wirst dieselben Erfarungen machen, sobald du nur darauf achtest.

Lucindor — wie schön ist die Welt! Oft hörte ich dich so ausrufen, wenn wir an einem heitern Morgen auf einer Anhöhe den Aufgang der Sonne feierten, oder in einer hellen Nacht den prächtigen Sternhimmel beschaueten; o — und wie liebte ich dich dafür! Dein für die Reitze der Natur noch offenes, mithin noch unverdorbenes, Herz war es vorzüglich, das mich dir zum Freunde machte. Fliehe die grobsinnlichen Lüste, fliehe das fade Kartenspiel — so wird dir auch dein hoher Sinn für die Natur lebenslang treu bleiben. Alle diese Schönheiten aber, welche die Welt hat, werden erst dann ebenso heilige Schönheiten für uns, als sie anmuthig und bezaubernd sind, wenn wir sie in einer religiösen Stimmung betrachten. Welt nun eine Gotteswelt, ein Ab-

was, als ein Glied der übersinnlichen Welt! welche Freude gewährt es, so hoch über alles Uebrige hervorzuragen, und das Erste von Allem auf einem ganzen Stern zu sein! Wie wichtig findet man da aber auch seinen übersinnlichen Beruf, seinen Bernf zu Weisheit und Tugend! wie mus das Herz der Erfüllung desselben entgegenschlagen! So ists allerdings schon mit uns in dergleichen Augenblicken, wenn sich auch kein religiöses Gefühl dabei einmischt; man fühlt sich als Erster auf der Erde, weil man es einmal ist. Aber — o Lucindor, wenn sich dann die Vorstellung dazu gesellt, daß ein Allerhöchster uns so hoch stellte, daß ein oberster Geist unserer Geistigkeit Ursprung ist — wie wird uns vollends nun erst in solchen Augenblicken? Nicht blos als zu einer übersinnlichen Welt Gehörende — auch als mit Gott Verwandte erscheinen wir uns da. Unsere schönen Vorzüge werden uns dadurch noch reitzender, daß wir ein Wesen kennen, das wir für sie dankbar verehren und lieben mögen; die Empfindungen dieser verehrenden dankbaren Liebe durchströmen uns, und so geniessen wir auch hierdurch noch neue Herzenswonnen. Fehlt uns nicht schon Viel zum völligfrohen Genusse jeder beträchtlichen menschlichen Wohlthat, wenn wir den Wohlthäter selbst nicht erfaren, und also mit unsern Rührungen für ihn nicht wissen, wohin? Wie? und die Freude an unserem Menschsein sollte nicht dadurch erst vollkommen werden, daß sie in Freude an Gott übergeht? Es wird uns nun aber auch der höhere Beruf, welchen wir mit unsern grossen Vorzügen zugleich erhielten, ein gött-

licher Beruf, und so empfängt auch dieser noch mehr Heiligkeit für uns. Unser Herz schlägt nun der Erfüllung desselben noch stärker entgegen, und wir fühlen uns noch mehr gedrungen, in Ausbildung unseres geistigen Wesens unaufhörlich fortzuschreiten, damit wir den erhabenen Platz, auf welchen uns ein Vater der Welt in seiner Welt stellte, auch wirklich ausfüllen, und zum Besten des Ganzen, wovon wir so wichtige Theile durch ihn wurden, auch in der That die Beiträge leisten, wozu er uns durch unsere höhere Natur beauftragte und verpflichtete. So gehts mir wenigstens in den beschriebenen Augenblicken, sobald sich das religiöse Gefühl in das Gefühl meines Menschseins mischt, und du wirst dieselben Erfarungen machen, sobald du nur darauf achtest.

Lucindor — wie schön ist die Welt! Oft hörte ich dich so ausrufen, wenn wir an einem heitern Morgen auf einer Anhöhe den Aufgang der Sonne feierten, oder in einer hellen Nacht den prächtigen Sternhimmel beschaueten; o — und wie liebte ich dich dafür! Dein für die Reitze der Natur noch offenes, mithin noch unverdorbenes, Herz war es vorzüglich, das mich dir zum Freunde machte. Fliehe die grobsinnlichen Lüste, fliehe das fade Kartenspiel — so wird dir auch dein hoher Sinn für die Natur lebenslang treu bleiben. Alle diese Schönheiten aber, welche die Welt hat, werden erst dann ebenso heilige Schönheiten für uns, als sie anmuthig und bezaubernd sind, wenn wir sie in einer religiösen Stimmung betrachten. Welt nun eine Gotteswelt, ein Ab-

druck der Herrlichkeit eines Allerhöchsten — ein Spiegel seiner Gottheit das Universum — o wie hebt sich dadurch der ganze Anblick noch! Ein Allvater ists, der alle die unzählichen Millionen von Lebendigen und Glücklichen zu Glücklichen macht; ein Allherr ists, der überall gebietet, ordnet, verfallene Ordnung wiederherstellt; wie geht man nun weit getroster auf der Erde umher! wie rechnet man noch weit zuverlässiger auf die höchstmöglichste Summe von Glückseligkeit fortdauernd auf ihr, und betrachtet nun jede Veränderung, die mit ihr vorgeht, wärs auch die grausenvollste, als eine weise dazu getroffene Anstalt! Bewunderte man erst blos die Welt, und fand sich dabei auf das angenehmste gerührt, so geht man nun zur Bewunderung ihres über Alles erhabenen Ordners über, und diese Bewunderung erfüllt das Gemüth mit Rührungen, die wahrhaftige Seligkeit sind. Das Herz gewinnt aber nicht blos an froher, sondern auch an guter Stimmung dabei. Es ist zwar wahr, daß man schon blos als ein vernünftiges Wesen durch den Anblick der phisischen Schönheiten, der Ordnung und der Vollkommenheit der Natur, sich bewegt fühlen muß, nach moralischer Schönheit zu streben, Ordnung auch in sein Leben aufzunehmen, und den Stempel der Vollkommenheit seinen Handlungen aufzudrücken; mus aber der Gedanke — du wirst, wenn du so thust, noch ein herrlicherer Spiegel der Gottheit, als das Universum ist — uns nicht noch viel feuriger dazu machen? Sieh, Lucindor, so erquickt und veredelt uns das Gefühl für die Natur noch weit mehr, wenn das religiöse Gefühl dazu kommt.

Glaube nicht, junger Mann, daß ich Atheisten alle Herzensgüte abspreche, oder daß ich Tugend ohne Religion für unmöglich halte. Es gibt ein sittliches Gefühl auch ohne alles religiöse Gefühl, und Gewissenhaftigkeit findet Statt ohne Religiosität. Wer so handelt, wie er deutlich einsieht, daß er handeln müsse, wenn er ein Mensch sein will, der handelt gewissenhaft; dazu ists aber offenbar an der Vernunft selbst genug. Diese spricht in uns; wir hören ihre Aussprüche und Vorschriften, und müssen uns selbst bestimmen, solche zu befolgen, weil wir sonst in offenbaren Widerspruch mit unserem eigenen Wesen geriethen. Wer vom Unrechtthun sich nicht durch den Gedanken abhalten lässt — „so darfst du nicht thun, wenn du dich nicht als ein vernünftiges Wesen entehren willst“ — wer sich zur Erfüllung einer Pflicht nicht durch den Gedanken anhalten lässt — „so must du thun, wenn du dich als ein vernünftiges Wesen in deiner Würde behaupten willst“ — — der darf keinen Anspruch auf sittliche Güte machen; auch dann nicht, wenn ihn wirklich ein anderer Gedanke vom Unrechthun abhielte, oder zur Erfüllung der Pflicht anhielte. Der Gedanke an Gott kann hier so wenig eine Ausnahme machen, als irgend ein anderer. Was wäre das, wenn ein Mensch sonst Böses gethan, oder Gutes doch unterlassen hätte, wenn er nicht an Gott gedacht hätte? Wär's etwas Anderes, als daß ihn blos Furcht vor Gott erschüttert hätte? kann dis ein würdiger Ab- oder Anhaltungsgrund für Menschen sein? Und — was für eine abscheuliche Sittenlehre käme

zum Vorscheine, wenn solche Meinungen unterhalten würden! Darauf also, daß ein Gott wäre, beruhete es, ob Gutes Gutes, und Böses Böses wäre, oder nicht, ob es Pflichten gäbe, oder nicht, u. s. w. Nein, das Gesetz in unserem Inneren — thu so, wie du wirklich einsiehst, daß du thun müssest — mus unser Abhalter vom Bösen, und unser Anhalter zum Guten sein, und, was wir für Pflicht erkennen, müssen wir auch blos darum ausüben, weil wir es für Pflicht erkennen. Du hörst, Lucindor, wie ich über diese so wichtige Materie denke; ich erkläre meine Denkart keineswegs für liberal, sondern blos für gerecht. Spinoza, von dessen Tugend so viel Rühmens ist — ich bezweifle sie auch nicht — hat nach meinen Gedanken sich nur so betragen, wie du und ich sich betragen müsten, wenn auch kein Gott wäre. Ohne Vernunft hätten wir weder ein Gesetz, noch Gott; beide wären da, aber — für uns nicht. Die Vernunft gibt uns erst das Gesetz; die Vernunft gibt uns erst Gott. Dis ist wahr, unwiderleglichwahr; aber — nun höre mich auch weiter, mein Lucindor! . . . Indem uns die Vernunft das Gesetz und Gott gibt, erklärt sie auch das Gesetz für Gottes Gesetz. Es ist eine höchste Vernunft, sagt sie damit, wenn sie uns Gott gibt, die durch mich spricht, oder die durch mich das Gesetz gibt — ich bin nur ihre Stimme. Gestehe mir, Lucindor, ob dir das an sich schon ehrwürdige Gesetz nicht dadurch noch ehrwürdiger werde. Es ist doch wahrlich eben dasselbe, als wenn ich vorhin sagte, daß uns die schöne Natur durch

Glauben an einen Ordner in ihr noch schöner werde. Wie es uns mit der sinnlichen Welt geht, so gehts uns auch mit der übersinnlichen; Gesetze können wir in Beiden nicht ableugnen, nach welchen sie nur bestehen und wohl bestehen. Nicht nur nun, daß es wider alle unsere menschliche Denkweise ist, Gesetze ohne Gesetzgeber zu denken, sondern, wie wir in der Sinnenwelt uns sicherer glauben, wenn es in ihr auch einen Gesetzaufrechterhalter gibt, so könnte man auch wohl sagen, daß man durch Rechtthun sich in der übersinnlichen Welt noch sicherer zu setzen suchen werde, wenn man in ihr auch einen Gesetzaufrechterhalter annimmt. Nimm diese Aeuserung von mir ja nicht als Intoleranz gegen Atheisten auf, die es im Stillen sind — denn freilich, die kecken und wohl gar überlauten sind unzuduldende Unholde in der Gesellschaft —; ich sage dis blos, damit du dabei den Anfang machen sollest, mich zu verstehen, wenn ich gleich anfangs gestand, daß mir bei Religion das Gutsein noch besser gelinge, als ohne Religion. Das Weitere hierüber folgt gleich; ich mus nur erst noch den Einwurf beseitigen, daß auf solche Weise sich doch auch bei mir wohl Furcht vor Gott in die Sache mische. Nein, Lucindor, weder Furcht, noch — Hofnung. Gott ist mir allerdings Gesetzaufrechterhalter, wie Gesetzgeber; eben darum kann er mich aber auch nicht mehr beglücken und beseligen, als ich verdiene, und ich verdiene nur dann erst etwas als Gesetzerfüller, wenn ich das Gesetz darum erfülle, weil es gut ist, und weil ichs für

gut erkennen mus. Nun lies hier den Nachtrag zur Verständigung jenes bidern Selbstgeständnisses . . . Sagen, daß eine oberste Vernunft uns durch unsere Vernunft das Gesetz gebe, nach welchem wir denken und handeln sollen, heisst sagen, daß Gott nach demselben Gesetz denke und handle. Mus es also nicht einen äuserststarken Eindruck auf mich machen, wenn ich bedenke, daß ich, wenn ich dem Gesetze der Vernunft gemäs denke und handle, göttlich, oder wie Gott, denke und handle? Luciudor, wenn dis nicht wäre, so wüste ich nicht mehr, was auf mich Eindruck machen sollte. Mus aber nicht auch die Nebenvorstellung — nun, wenn du so denkst und handelst, wie Gott, liebt dich auch Gott, wie er sich liebt — oder — nun hast du den Beifall des Allerhöchsten, des Allerheiligsten — ebenfals auf das stärkste auf mich wirken? Wenn dis etwas Herabwürdigendes für mich wäre, so wär's doch wohl noch weit herabwürdigender, daß sogar menschlicher Beifall, sobald er von der Art ist, daß man sich seiner rühmen darf — ich meine den Beifall der Weisen und Edlen — uns zum Guthandeln stärker machte. Daß dis aber sei, ist nicht zu verheelen; so, wie es auch wahr ist, daß wir oft von den besten Menschen gefasster Vorurtheile wegen bei unsern Handlungen verkannt werden. Da uns dis nun schmerzen mus, und wir daher leicht dadurch zum fernern Rechtthun abgespannt werden könnten, so ist der stärkende Trost des göttlichen Beifalls alsdann desto willkommener, ja, las michs nur sa-

gen, desto unentbehrlicher . . . Lucindor, werde nicht müde, auf mich zu hören! Es gibt auch äuserstschwere Pflichterfüllungen, und da mus man warlich erst in Lagen kommen, wo dergleichen sich erzeugen, um das Gefühl für Religion ganz schätzen zu lernen. Unser Herz selbst macht uns zuweilen das Gute schwer, und zwar nicht auf eine nidrige und eigennützige, sondern auf die edelste Weise. Nimm an, daß wir von unsern bravsten Handlungen die traurigsten Folgen für Andere mit Gewisheit vorhersehen; kommt da nicht die Menschenliebe, und rathet uns von ihnen ab? Nimm an, daß wir für das gemeine Wohl nicht anders sorgen können, als wenn wir das Wohl der Unsrigen unnatürlich zurücksetzen; kommt da nicht die Familienliebe, und verbietet uns solches? Ich weis nicht, ob wir nicht in dergleichen Fällen ohne Religion verlassen wären. Wenn wir dann aber denken — das Gesetz, welches dir gebietet, Andern zu schaden, sogar den Deinigen, ist Gottes Gesetz; daß du es halteſt, betrift also die Sache Gottes, die allen Menschensachen vorgeht — so gibt uns dieser Gedanke allein gleich Kraft, unser Herz ins gesetzliche Gleis zu weisen... Ueberhaupt, Lucindor, wenn die Idee — „du thust Gutes“ — uns schon zum Guthandeln bewegt, was wird sie thun können, wenn auch die Idee — „du thust Gottes Willen“ — dazu kommt! Diese soll freilich ohne jene nicht da sein; wird aber jene, wenn diese hinzu kommt, nicht noch angreifender? O wie schön ists also, wenn sich zum moralischen Gefühle auch das religiöse Gefühl gesellt! Eine religiöse Ge-

müthsstimmung sichert uns wenigstens am gewissesten davor, daß wir auch nur auf einen Zoll breit aus der moralischen treten. Gewissenhaftigkeit kann ohne Religiosität Statt finden; aber Religiosität bewirkt erst völlig unerschütterliche Gewissenhaftigkeit.

Las uns auf unsere Unternehmungen im Leben, die von Belang sind, kommen, Lucindor! — Es sei fern von mir, dem Rechtschaffenen abzusprechen, daß er sich mit nichts befassen werde, womit er sich seiner Einsicht und Ueberzeugung nach nicht befassen darf; sollte aber die Frage — billigt auch Gott wohl, was du unternehmen willst, wie du es billigst? — ganz ohne moralischen Nutzen für ihn sein? Der Glückseligkeitstrieb, der uns wesentlich eigen ist, kann durch seine Vorspiegelungen auch das solideste Gemüth wenigstens in einen Zustand versetzen, in welchem auch die richtigsten Ideen und Grundsätze sich verdunkeln, und wie im Nebel nur erscheinen; so sind schon in dieser Hinsicht die guten Dienste der Religion bei unsern Entschliessungen von Wichtigkeit unverkennbar. Nichts ists im Stande, das helle Licht unserer Ideen so wiederherzustellen, als die Erinnerung an die Gottheit; denn die Ehrfurcht, welche uns dabei durchdringt, sammelt uns völlig wieder, und macht dadurch, daß wir ganz richtig wieder denken können. So besann sich auch wohl der beste Mensch wieder eines Andern, als er schon fest beschlossen hatte, nachdem er an Gott recht lebhaft gedacht hatte. Wäre aber auch dis nicht, wer sollte nicht an der Hand der Religion das, was er als ein Rechtschaffener beschlos,

noch muthiger beginnen? Der Versuch ist bald gemacht; man segne sich bei dem ersten wackern Vorhaben durch Gebet dazu ein, und man wird an sich selbst gleich spüren, was dis thue. Auch wird das Wohlüberdachteste und Edelste so wenig von uns ganz allein gemacht, als es sich selbst macht. Das Gute mus uns zur Ausführung haben, und wir müssen begünstigende Umstände dazu haben. Ob diese kommen werden? Die Religion gibt freilich so wenig eine bestimmte Antwort hierauf, als wir sie geben können; aber sie sagt uns doch, daß sie kommen werden, wenn der Weltregirer will, daß unser Unternehmen gelingen solle, d. h. wenn es in seinen Plan passt. Dis erfaren wir aber nur dadurch erst, daß es wirklich gelingt. Wir gebrauchen also gewis unsere Kräfte um so wackerer, damit Gott, wenn er will, daß es gelingen solle, es gelingen lassen könne; und, wenn dann die begünstigenden Umstände ausbleiben, so kann in der That uns nichts mehr beruhigen, als die Vorstellung — ein Alweiser — kein blosser Zufall — wollte nicht, daß unser Unternehmen gelingen sollte. Dis ist doch gewis ein sehr wesentlicher Dienst, den uns die Religion leistet. Statt begünstigender Umstände kommen aber auch oft wohl gar behindernde. Da macht dann erst der Gedanke — wer weis, ob Gott will, daß sie uns wirklich behindern sollen? — uns stark, mit ihnen zu kämpfen, und so besiegen wir in der That nicht selten die grössesten Hindernisse blos durch Hülfe und Beistand der Religion. Sind wir aber nicht im Stande, die Hindernisse zu über-

winden, überwinden sie vielmehr uns, und machen, daß unser Unternehmen fehlschlägt: so beruhigt uns die Religion ebenfals darüber wieder mit der Vorstellung, daß ein Allweiser — kein blosser Zufall — nicht wollte, daß unser Unternehmen gelänge. Wo ist endlich ein Unternehmen von Belang nicht auch wohl mit Gefaren verknüpft, die weit seltener voraus gesehen werden, als nicht? Inniger Glaube an einen obersten Weltregirer kann da halbe Wunder verrichten. Mit dem festen Vertrauen geht man dann in die unausweichliche Gefar ein, daß man ihr nicht unterliegen werde, wenn Er nicht will; man rechnet auf seinen Beistand, wenn derselbe möglich ist, und sein soll, ohne sich darum zu bekümmern, von welcher Seite er herkommen werde. Es wird so geordnet sein, denkt man dann, es wird sich so fügen müssen, daß sich auch durch den Gang der Dinge Wehrmittel darbieten werden, wie sich Gefaren durch ihn darboten, wenn du über die Gefar Herr werden sollst. Mus man aber auch der Gefar unterliegen, so verwandelt sich der Kraftbeistand der Religion in Trostbeistand, und das Gemüth kann sich ebenfals durch nichts besser darüber beruhigen, als durch die Vorstellung — ein Allweiser hat gewollt, daß die Gefar dich überwände, und nicht, daß du die Gefar überwändest. So stärkte das religiöse Gefühl nicht nur von jeher das Kraftgefühl, und schuf die unüberwindlichsten Helden, sondern so machte es auch, daß die Helden, wenn sie ja fallen musten, doch mit bewundernswürdiger Resignation fielen... Wird dann aber ein Unternehmen trotz aller Gefaren und Hinderniße glücklich

ins Werk gesetzt, so thut es zwar dem Vernünftigen, der dabei mit Ueberlegung handelte, und dem Sittlich-guten, der dabei mit Gewissenhaftigkeit handelte, an sich schon hochwohl, etwas Grosses und Braves ausgeführt zu haben, und das „Vollbracht" darüber rufen zu können; wird nicht aber auch der weiseste und beste Mensch noch einen herrlichen Zuwachs von Freude dadurch erhalten, wenn er auch hinzudenkt, daß eben durchs Gelingen sichtbar geworden sei, sein Unternehmen habe in den Plan des Allweisen und Allheiligen gepasst? kann er dieses nun nicht erst für ganz weise und ganz gut ansehen?

Was unsere Lebenslagen von Belang betrift, so ist ebenfals keine zu denken, in der die Religion uns nicht sehr zu statten käme. Gott ist Regirer seiner sinnlichen und übersinnlichen Welt — wohl dem, der diesen Glauben recht in Gefühl verwandelt, in jedem seiner Schicksale, es mag angenehm, oder traurig sein! .. Alles Gute kommt von Gott — o mein Lucindor, wenn wir so im Glück und bei fröhlichen Ereignissen denken, wie sorgen wir da auf beiden Seiten für unser Herz — für unser Froh- und Gutsein zugleich! Allerdings mus das Bewustsein unserer Würdigkeit da sein, wenn wir wahrhaftig geniessen wollen. Dieses ist alsdann unmittelbar da, wenn das Gute, das uns zu Theile wird, offenbar Gewinn, Ertrag, Ausbeute unserer Kraftanwendung und Thätigkeit ist, und auf gewisse Arbeiten erfolgt. Ist es uns denn aber nicht doch lieber, wenn wir es nicht blos

dem Gange der Dinge, der oft verkehrt geht, sondern einem höchsten Wesen, zuschreiben, das den Gang der Dinge leitet, der sich dismal richtig von ihm leiten lies? Segen unserer Arbeit sei es uns immerhin; die höchste Lieblichkeit erhält der Segen doch nur erst dadurch, daß er ein göttlicher Segen ist. Wenn nun aber Glück und Gutes, das wir erhalten, offenbar nicht mit bestimmten und gewissen geleisteten Anwendungen unserer Kraft zusammenhangt, so ist kein anderes Bewustsein unserer Würdigkeit dabei denkbar, als das Bewustsein unserer Rechtschaffenheit überhaupt, welche uns desselben werth macht. Da kann der Gang der Dinge es doch wohl unmöglich sein, der über unsern Werth im Ganzen urtheilt und entscheidet; hierzu gehört ein wirkliches Wesen, ein allweises und allheiliges Wesen, und so beruhet der wahrhaftigfrohe Genus solcher Glükseligkeiten in der That ganz und gar und einzig und allein darauf, daß man an ein Wesen von dieser Art glaube, und sie an der Hand der Religion geniesse. An dieser Hand bleibt dann aber auch unser Herz am zuverlässigsten gut im Genusse selbst. Daß wir durch den Genus nicht eitel, oder gar schlecht, werden, daß wir uns in ihm nicht übernehmen, sondern als Menschen ihn schöpfen, ist in der That das Wenigste, und Jeder mus blos durch seine Vernunft sich schon hierzu antreiben lassen; inzwischen gibts doch auch wohl für den besten Menschen gewisse Temperamentsaugenblikke, in welchen er sich mit Nutzen zuruft — misbrauche nicht, du misbrauchst sonst nicht blos Gutes, sondern auch Gabe des Allgütigen! Daß wir aber

mit dem Guten, das uns zu Theile wird, wieder um uns her Gutes stiften, daß wir mit dem Glück, das uns widerfährt, auch wieder Andere beglücken — dis ist die Hauptsache. Da räume ich nun zwar ein, daß auch hierauf jeder gute Mensch schon blos aus sich komme. Nicht nur, daß noch Niemand erwiesen hat, Uebelwollen sei unserer Natur eigener, als Wohlwollen — vielmehr ist das Letztere erweislich, und Theilgeben ist wesentliche Menschensache — sollte also das Theilgeben nicht auch mit dem Theilgebungsvermögen steigen? — sondern auch, wenn vollends das moralische Gefühl im simpathetischeingerichteten Menschen gehörig ausgebildet worden ist, so mus er durch Glücklichmachen mit seinem Glück selbst erst ganz glücklich werden. Aber Lucindor, ists nicht doch wahr, daß auch hier wieder die Religion treflich wirksam werde? Glauben wir an einen Höchsten, der uns begütert und beglückt, so müssen wir auch glauben, daß er grosse Absichten dabei habe. Diese suchen wir nun auf, und, wenn uns unser simpathetisches und unser moralisches Gefühl schon auf die höchste Absicht Gottes dabei — daß wir mittheilen sollen — hinführten, so mus unsere Mittheilungslust durch die Vorstellungen, daß wir durch sie eine Absicht Gottes erfüllen, und erst recht dankbar gegen Gott werden, noch in hohem Masse zunehmen. Wohl, wohl also dem, der mit seinen Freudengefühlen das religiöse Gefühl verbindet!

Alles Böse kommt auch nicht ohne Gott — Lucindor, wenn wir so in unglücklichen Tagen und

bei Widerwärtigkeiten denken, wie sorgen wir auch dadurch so wacker für unser Herz auf beiden Seiten — für unsere Zufridenheit und für unsere Güte!.. Es ist bald gesprochen — was nicht zu ändern ist, das mus der Weise tragen — ich nenne dis aber einen eisernen Trost, und zweifle sehr an seiner Zulänglichkeit; mir wenigstens ists mehr, wenn ich denke — was der weise Weltregirer über mich zulies, das will ich tragen. Der Gang der Dinge selbst kann doch keine Absichten haben, folglich auch die Absicht nicht, es durch anscheinendes Bösemeinen gut mit mir zu meinen. Gott aber, der ihn leitet, hat diese gnädige Absicht, und ich komme mit seinem Willen darum in Elend, daß es zu meinem Besten gereichen solle. Ist dis nicht ein goldener Trost? kann ich bei ihm nicht jenes eisernen ganz entbehren? Dabei ist es mir dann nicht blos wahrscheinlich, sondern auch ausgemacht, daß der weise Weltregirer bei der Fortdauer meiner Leiden so wenig ein müssiger Zuschauer sein werde, als er es bei ihrem Kommen ist. Wunderhülfe erwarte ich freilich nicht, aber doch jede natürliche Hülfe, die mir werden kann und soll. Der Gang der Dinge mus sie allerdings herbeiführen, aber er kanns nicht an sich — er ist so wenig weise, als gütig — sondern sein Leiter thuts durch ihn, der allweise und allgütig ist. Wie wird durch solche Vorstellungen mein Herz zur Ruhe eingewiegt! Hier trifts zu, was ich vorhin sagte, daß es mit dem Immerfrohsein ohne Religion durchaus nicht fortwolle; wehe dem, den in seinen Leidensgefühlen das religiöse Gefühl verläßt! Wie stehts aber um

das Gutbleiben im Unglück ohne Religion? Es ist auch bald gesprochen, daß jeder gute Mensch, je mehr er im Aeuserlichen verliehrt, desto mehr dafür sorgen müsse, daß ihm Unglück nicht gar auch inneren Verlust, den höchsten Verlust, den Verlust seiner Tugend, zu Wege bringe; ich nenne dis aber eine zerbrechliche Tugendstütze. Mir wenigstens ists weit stärkender, zu denken — was der weise Weltregirer zu deinem Besten über dich zulies, das must du nun auch zu deinem höheren Besten anwenden; denn das höhere Beste ist eigentlich dasjenige Beste, zu welchem er es zulies. Dadurch fühle ich mich dann gleich noch geneigter, alles Murren, alle Unzufridenheit in mir zu unterdrücken; ich ergebe mich in Gottes Willen, betreibe eifrig mein höheres Bestes, suche auch die Tugenden durch Leiden zu erhalten, welche ich durch Glück nicht erhalten konnte, und veredle mich so auch auf solchen Seiten meines Herzens, die noch gar nicht veredelt waren. Ists nicht also wieder klar, Lucindor, daß es auch mit dem Gutsein am Arme der Religion wenigstens noch besser gehe? Im Unglück, in Leidensgefühlen, da, da kommt das religiöse Gefühl dem moralischen erst recht zu statten, und ist eine felsenfeste Tugendstütze.

Denke noch mit mir an die Hinblicke auf die Zukunft, welche uns Menschen, als Vernunftwesen, so eigen sind. Können wir uns ihrer wohl erwehren? Und doch — was erblicken wir vom Zukünftigen? Wenig, mein Lucindor! Man sagt wohl, die Zukunft entwickele sich aus der Ge-

genwart; ja, aber — aus der gesamten Gegenwark. Sind wir im Stande diese zu übersehen? Können nicht viele gegenwärtige Dinge uns unbekannt und unbemerkt bleiben, die den grössesten Einflus auf unsere Zukunft haben? Wissen wir überhaupt die Wirkungen auch solcher gegenwärtigen Dinge, die wir wirklich erkennen und bemerken, ganz zu berechnen? Und — was kann noch dazu und dazwischen kommen! Ein einziger unerwarteter Umstand, der aus dem Gange der Dinge gleichsam herausspringt, kann die ungeheuersten Verkehrungen und Verschiebungen unserer Schicksale anrichten, und so ist nichts ungewisser, als die eigentliche Beschaffenheit unserer Zukunft. Warum blicken wir denn also auf die Zukunft hin? Ich antworte — eben darum, weil sie so ungewis ist. Aus dem Grunde aber ebenfals, daß sie dis ist, setzt sie unser Gemüth auch so in Bewegung und Besorgnis. Wir haben jetzt vieleicht die grösseste Hofnung; es ist höchst wahrscheinlich, daß sie erfüllt werde, aber — wer ist Bürge dafür? Die Erfarung kommt dazu, und lässt uns schon viel Hofnungen, die wir uns auch mit völliger Gewisheit machen zu können glaubten, wirklich als getäuschtwordene erblicken. Ebenso haben wir vieleicht nur einen sehr geringen Anlas zur Furcht; es ist höchstwahrscheinlich, daß sie nicht gegründet sein werde, aber — wer leistet uns auch hiefür Bürgschaft? Die Erfarung lehrt uns zugleich, daß schon manche ganz kleine Furcht, über die wir wohl gar lachten, sich am Ende uns doch als schrecklichgegründet gezeigt habe. So zagen wir zuletzt bei der grössesten Hof-

nung und bei der kleinsten Furcht, wenn wir an die Zukunft denken. Es läßt sich zwar allerdings hören, daß wir es schon oft genug erlebt haben, daß ebenso, wie die grösseste Hofnung getäuscht ward, auch die kleinste in Erfüllung ging, ja, wohl ganz unverhoft Gutes uns geschah, und daß ebenso, wie die kleinste Furcht nicht vergeblich war, auch die grösseste zur völligvergeblichen ward; aber — zu welcher von beiden Arten von Hofnungen nnd Furchten gehört denn nun eigentlich die Hofnung oder Furcht, welche wir jetzt hegen? Ja, wie es wahr ist, daß manches Gute uns ganz unverhoft geschah, so kann auch manches Böse uns ganz ungefürchtet treffen; welches von Beiden wird der nächste Fall für uns sein? Unsere Verlegenheit der Beschaffenheit unserer Zukunft wegen wird also durch dis Alles um nichts gemildert. Hier ist mir, als hörte ich den, der alle Religion auf sich beruhen läßt, sprechen — „so thu überall als ein überlegender und wackerer Mann für deine Zukunft das Deinige; wie sie dann ausfällt, must du dir gefallen lassen, und kannst es bei deinem guten Bewustsein auch.“ Ich ehre gewis diese Sprache, aber leg die Hand laufs Herz, Lucindor, und gesteh mir nuverholen, wobei du getroster auf die Zukunft blickst — wenn du so denkst, wie es hier lautete, oder wenn du denkst — „mein ganzes Leben, meine Zukunft, wie meine Gegenwart, ist heilige Providenzsache; ich bin mir nicht allein überlassen, sondern ein Höherer, als ich bin, walter über mich; meine Zukunft, wenn ich sie nicht selbst verderbe, wird nur so sein, wie der grosse All-

vater will, daß sie sein soll" — ? Gibt es bei der letzteren Denkart nicht einen ruhigeren Glauben, daß Alles, was uns bevorsteht, für uns gut sein werde, und daß wir am Ende mit allen Führungen, die uns geschahen, einverstanden und zufriden sein werden? So geht man dann auch nur am Arme der Religion der Zukunft ruhiger entgegen; selbst der Blick aufs Grab wird noch heiterer, wenn er die Weihe des religiösen Gefühls erhält. Wenn der Atheist an seine Fortdauer im Tode glaubt, so kann ich freilich nichts Inkonsequentes dabei beweisen; wer ohne Gott sein Dasein zu haben meint, warum sollte er Gottes benöthigt sich halten, um noch in ein zweites Dasein gelangen zu können? Unumstöslichwahr ists aber doch auch, daß, wenn man schon ohne Gott an seine Fortdauer glauben mag, man mit Gott an sie noch weit herzlicher und zuversichtlicher glauben könne. Wie es gilt, wenn ich spreche — ich beweise Gott aus mir — so gilts auch, wenn ich hernach sage — ich beweise mich für die ewige Folge aus Gott. Wenn schon die Natur — sie ist aber wirklich nur die Unterbehörde bei der ganzen Universumssache — ein sittliches Wesen nicht Vergang nehmen lassen könnte, wie wird uns ein Gott, der Vater der Geister, der oberste Heilige, Endschaft nehmen lassen, der uns den Beruf zur Heiligkeit gab, die wir nie zur Endschaft zu bringen vermögen! Es ist auch unmöglich, an unsere Vernichtung im Tode und an eine göttliche Providenz zugleich zu glauben; der Begrif der letzteren involvirt nicht nur an sich schon unsere ewige Fortdauer, sondern sie bliebe uns auch sonst manche grosse

Rechtfertigung ihrer Wege schuldig, die sie uns hier nicht gibt, und vielleicht eben darum nicht gibt, daß wir — hoffen, sterbend noch hoffen sollen.—— Es ist noch übrig, Lucindor, daß ich kurz darthue, daß wir auch am Arme der Religion nicht weniger rechtschaffen, als ruhig, unsern Zukünften entgegen gehen. Wir sind uns, sagte ich, nicht allein überlassen — ein Höherer waltet über uns — unsere Zukunft, wenn wir sie nicht selbst verderben, wird so sein, wie Gott will, d. h. gut. Dieser Glaube stellt ja Gott nicht als für uns alleinwirkend, sondern nur als mit uns zu unserem Besten wirkend, hin, und belehrt uns ausdrücklich, daß wir schlechterdings auch alle unsere Kräfte anwenden müssen, wenn Alles für uns gut gehen soll. Wären wir hierüber, als über die Hauptsache, nicht mit Gott einverstanden, so würden wir hernach nie mit dem, was er über uns zulässt, einverstanden werden. Sogar von unserer ewigen Zukunft gilt dis. Wir müssen uns die gute Beschaffenheit derselben selbst bereiten, lebenslang uns durch unaufhörliches Besserwerden bereiten; dann, nur dann mögen wir zur ewig über uns waltenden Providenz das feste Vertrauen haben, daß unsere Unsterblichkeit auch eine selige Unsterblichkeit sein werde.

Ergib dich, mein Lucindor, der Religiosität, wie ich sie dir beschrieben habe; so wirst du auch sehen, daß sie auf allen Arten und Weisen, die ich ausfürlicher angab, deine grösseste Wohlthäterin, deine wahre Veredle-

rin und Erfreuerin sein werde. Las dich dadurch nicht irre machen, daß man dir sagt, das ganze Gotteswesen habe keine Wirklichkeit, und jeder müsse sich durch seine Vernunft erst Gott machen, wie die Heiden durch ihre Hände ihren Götzen; auf dieselbe Weise könnte man auch sagen, daß Jeder sich erst durch seine Sinne das Universum machen müsse, wie die Kinder durch ihre Hände das Kartenhaus. Auf das Wahre, was in jenem Satze liegt, habe ich vorhin schon hingedeutet. Freilich gibt uns die Vernunft erst Gott, wie uns unsere Sinne erst die Welt geben; wird aber die Welt an sich erst dadurch Welt, daß wir sie sehen? Nein, sie ist auch neben dem Blinden da, wie sie da war, ehe wir sahen, und wird durch unser Sehen nur für uns erst Welt. So wird auch Gott nicht dadurch erst wirklich, daß wir ihn denken; er ist da neben dem Vernunftlosen, wie er da war, ehe wir dachten, und wird dadurch, daß wir ihn denken, blos für uns erst Gott. Du bist noch jung, Lucindor; ergibst du dich jetzt schon recht der Religion, so wird dein Gefühl für sie eine ungemeine Stärke und Lebhaftigkeit bekommen, und, je stärker und lebhafter es dann wird, desto seliger wirst du dich dadurch auf allen von mir angegebenen Arten und Weisen vor tausend Andern fühlen. Du hast gesehen, daß ich als Religion nichts weiter fordere, als Glauben an ein Allerhöchstes, das Gesetzgeber und Gesetzaufrechterhalter — Regirer — der sinnlichen sowohl, als der übersinnlichen Welt ist. Alles Andere kannst du getrost auf sich be-

ruhen lassen; aber diesen, diesen einfachen Menschenglauben, der keine unnütze Spekulation verlangt, keine Geheimnisse und Widersprüche der Vernunft aufdringt, keine Sekten, folglich auch keinen Sektengeist und Sektenhas, erzeugt, sondern vielmehr alle Kirchen zu einer Kirche, alle Völker zum einem Volke vereinigen würde, wenn er allgemeiner Menschheitsglaube würde, drücke ja recht in dein Herz; webe ihn in alle deine wichtigsten Ideenreihen ein, und mache den religiösen Sinn in Verbindung mit dem moralischen Sinn zu deinem Gemüthe selbst. Sei versichert, du hast dabei die wahren Weisen in allen Sekten und unter allen Zonen auf deiner Seite; verspottete dich aber je ein eingebildeter Ueberweiser deshalb, so führe ihn kurz mit den Worten ab — „dieweil es vernünftiger ist, zu glauben, daß ein Gott sei, als, daß kein Gott sei, so glaube ich, daß ein Gott sei.“

Ueber das Mitgefühl.

In Fragen und Antworten.

Was verstehen wir unter Mitgefühl?

A. Das Theilnehmen an fremden Zuständen — das Uebergehen in dieselben Empfindungen, deren Ausdruck wir an andern Wesen wahrnehmen.

— Ists der Mühe werth, davon zu reden?

A. Wer kein Mitgefühl hat, der ist kein Mensch.

Wie gehts zu, wenn wir zum Mitfühlen, oder zum Simpathisiren, geneigt sind?

A. Eigentlich sind wir schon ursprünglich so eingerichtet, daß wir simpathisiren müssen; bei weiterer Ausbildung unserer höheren Natur aber bestimmen wir uns auch selbst dazu.

Wäre das Erstere wahr, wie könnte es Grausame, wie könnt's Barbaren geben?

A. Bei diesen unterdrückt irgend eine rasende Lei-

denschaft ebenso das uns schon natürliche Mitgefühl, wie herrschendgewordener Aberglaube oft die Vernunft unterdrückt. Ganz zu vertilgen vermögen sie es aber doch nicht, und es ergreift sie oft unmittelbar nach ausgeübter abscheulichster Grausamkeit.

Sind dir Beispiele davon bekannt?

A. Raubsüchtige Unholde z. E., die eine ganze Familie geplündert hatten, begegneten auf der Rückkehr in ihre Diebeshöle einem Armen, der halbnackend ging — es war heftig kalt — sie schenkten ihm einen der gestohlnen Röcke. Ein blutdürstiger Bösewicht, dem es endlich gelungen war, seinen Feind zu ermorden, sah nach einigen Minuten ein Kind in einen Brunnen fallen, und rettete es mit grosser Lebensgefar. Beides besagen gerichtliche Akten.

Kannst du mir darüber etwas Verständliches sagen, daß wir so eingerichtet wären, daß wir simpathisiren müsten?

A. Daher, woher unser Gefühl stammt, stammt auch unser Mitgefühl; Beides ist im Grunde Nervenwerk.

So müsten ja auch die Thiere wohl Mitgefühl haben?

A. Einige haben's auch, und zwar solche, die

sich uns näheren. Ich meine hierunter nicht die Hausthiere, sondern die Thiere, aus deren Sinnlichem sich wenigstens auch etwas Vernunftähnliches entwickelt. Freilich aber haben wir unsere Hausthiere am meisten Gelegenheit zu beobachten, und da ist mir dann mein treuer Hund äuserstmerkwürdig, welcher unlängst bei meiner schweren Krankheit vier und zwanzig Stunden lang vor meinem Bette lag, mich immer ansah, und nicht eher wieder fras, bis er mich essen gesehen hatte, und dem, als ich so sehr seufzte, ächzte und stöhnte, die Thränen immer in den Augen standen.

Also wäre ja Mitgefühl doch wohl nicht blosses Nervenwerk?

A. Dafür gebe ichs auch nicht aus. Ich meine nur so — ohne Nerven ist gar kein Gefühl denkbar. Der Unterschied zwischen den Diensten, welche sie uns zu unserem eigenen Gefühle, und zu unserem Mitgefühle leisten, besteht aber darin, daß sie bei jenem ohne alle Mitwirkung des Geistes gerührt werden, der blos von ihren Rührungen Notitz nehmen mus, und daß dieses durch Wirkung des Geistes auf sie entsteht, der sie in Rührung setzt, und dann ebenfals ihrer Rührungen bewust wird. Das Vorstellungsvermögen gehört also allerdings zum Mitgefühle. Vermöge desselben sind wir aber auch so eingerichtet, daß es uns unmöglich wird, bei voller Wahrnehmung irgend eines fremden Zustandes ganz unbewegt zu bleiben.

Wie so?

A. Die Vorstellung, von welcher Beschaffenheit er sei — und dis ergibt sich aus den wahrgenommenen Ausdrücken desselben — ist auf der Stelle und ohne all unser weiteres Zuthun bei der Hand, und so müssen wir mitfühlen. Erkennen wir ihn für einen holden Zustand, so setzt die Seele das Nervensistem in eine sanfte Rührung, und nun behagt er uns, als wenn er unser eigener Zustand wäre; erkennen wir ihn für unhold, so setzt die Seele das Nervensistem in eine widrige Rührung, und so misfällt er uns, als wenn er ebenfals unser eigener Zustand wäre. So ist Mitleid so natürlich, als Leid, und Mitfreude so natürlich, als Freude. Auf solche Weise mein' ichs, wenn ich sage, daß wir schon ursprünglich so eingerichtet sind, daß wir simpathisiren müssen.

Wie passt dis aber zu den Beschreibungen, welche wir von den Wilden lesen? Haben diese nicht auch Nervensistem und Vorstellungsvermögen, wie wir?

A. Diese Beschreibungen sind sehr verschiden. Sobald ich von Wilden lese, die das, was uns die grössesten Schmerzen macht, gleichgültig ertragen, so wunderts mich auch nicht, daß sie gleichgültig dabei zusehen, wenn Andere leiden. Ist ihr eigenes Gefühl stumpfer, so mus es auch ihr Mitgefühl sein. Unstreitig ist ihr Nervensistem von weit gröberer Art, als das unsrige. Uebrigens scheint doch auchgleich die Hospitalität, welche

man bei den unkultivirtesten Völkern antrift, mit vielen anderweitigen Erzählungen von ihrer Mitgefühllosigkeit im Widerspruche zu stehen. Aber freilich — wenn die sich überkultivirt dünkenden Europäer, die bei ihnen landen, ihre Hospitalität misbrauchen, ihre Töchter schänden, ihre Weiber nothzüchtigen, ihr Gold stehlen, ihr Land ihnen nehmen, sie selbst wohl als Sklaven entführen, so mus das Mitgefühl gegen europäische Mitwesen in ihren Nerven, Adern und Herzenskammern doch wohl ersterben. Oder, wenn sie unter sich selbst, als verschidene Stämme und Horden, in ewigem Kriege leben, kann es auch wohl um das Mitgefühl gegen die Zonverwandten nicht besser stehen. Man lese aber, wie die Wilden, die zu einander gehören, die unter einander in Frieden leben, gegen einander handeln; man lese, wie sie mit ihren Thieren umgehen, ja, wie sie sogar mit der Natur auf ihrer Insel so simpathisiren, daß sie, fortgebracht unter eine andere Himmelsgegend, sich nach ihrem oft kläglichen Vaterländgen zurücksehnen, und aus unerfüllter Sehnsucht sterben; so wird man nicht daran zweifeln können, daß das Mitgefühl schon eine wirkliche Mitgabe der menschlichen Natur sei. Mögen's immerhin auch manche Thierarten haben; in dem Grade, und so ausgebreitet, wie's der Mensch hat, hats kein anderes Erdenwesen weiter.

Kann man sich aber deshalb wohl auf die Kinder berufen?

A. Warum nicht? Sobald sich das Vorstellungs-

vermögen nur im Geringsten bei ihnen entwickelt, fangen sie auch an ebenso mitzufühlen, wie sie vom ersten Augenblick an selbst fühlen. Sie lächeln mir entgegen, wenn ich lächle, und thue ich, als wollte ich weinen, so weinen sie fast eher, als ich.

Wenn du aber aus Neid weintest, oder aus Schadenfreude lachtest, lacht und weint das Kind nicht auch mit?

A. Allerdings; das gehört aber auch gar nicht zur Sache. Wer mitfühlt, wird blos in solche Empfindungen versetzt, deren Ausdruck er an Andern wahrnimmt; der Ausdruck mag wahr, oder erheuchelt, sein. Durch Täuschungen der Art kann auch jeder Erwachsene getäuscht werden. Sind denn alle die Eindrücke, welche theatralische Vorstellungen auf uns machen, etwas Anderes?

So wäre ja das Mitgefühl wohl etwas ganz Unwillkürliches?

A. Das natürliche Mitgefühl ists allerdings — wie das eigene Gefühl. Ich gebiete meinen Augen nicht, daß sie weinen sollen, wenn ich Erzählungen von grossen Leiden höre; ich gebiete meinen Eingeweiden nicht, daß sie sich widernatürlich bewegen sollen, wenn ich mit dem Anblick eines im Blute schwimmenden Menschen überrascht werde; ich gebiete meinen Händen nicht, daß sie

sich ausstrecken sollen, wenn Jemand fällt. Es geht ja so weit, daß diese sich nach dem, der weit von mir fällt, und den ich gar nicht mit ihnen erreichen kann, hinstrecken, ohne daß ichs weis.

Ist so ein Mitgefühl nicht eine wahre Strafe für uns? Haben wir mit unserem eigenen Gefühle nicht Noth genug? Mus uns also, wenn uns dieses ja einmal Ruhe lässt, doch wenigstens Simpathie quälen?

A. Ich kann nicht darüber entscheiden, ob solch Mitgefühl uns mehr Leiden, oder Freuden, mache; ich mag dis sogar nicht einmal untersuchen. So viel weis ich aber, daß ich viel Gutes nicht thun würde, wenn ich nicht simpathisiren müste. Das natürliche Mitgefühl macht uns aufgelegt und geneigt, für jedes fremde Beste zu wirken, für das wir zu wirken Vermögen haben.

Kommt es nicht der Vernunft zu, dis an uns zu bewerkstelligen?

A. Allerdings mus sie es in allen solchen Fällen, wo uns jenes Mitgefühl nicht schon dazu geneigt macht.

Nun, was bedarf es also dessen erst noch?

A. Es arbeitet ja der Vernunft so schön vor.

Wenn dann diese die Geneigtheit zum Wirken schon vorfindet, so kann sie sich gleich damit beschäftigen, die beste Art des Wirkens auszusinnen.

Weissest du nicht zu Gunsten des unwillkürlichen Mitgefühls noch etwas zu sagen, das hieher gehört?

A. Ja; nehmlich — daß es in Fällen menschenfreundlicher Nothhülfe, wo gar keine Zeit ist, die Vernunft zu befragen, oder Ueberlegungen darüber anzustellen, ob und wie man wirksam werden solle, die Stelle der Vernunft ganz vertritt, und uns sofort wirksam macht.

Wie läuft aber dann die Wirksamkeit ab?

A. Mehrentheils so glücklich, als wenn die Vernunft selbst Alles dabei angeordnet hätte.

Wie kommt das fast heraus?

A. Wie mit der blitzschnellen Nothhülfe, die man sich selbst leistet. Da gibt das Gefühl selbst den rechten Gebrauch der Kräfte an, und so auch dort das Mitgefühl.

Mus sich aber der Mensch nicht jeder noch so wohlthätigen Handlung schämen, die er blos aus simpathetischem Triebe verrichtet hat?

A. Sobald er keine Muße hatte, Einsicht der Grün-

de, die ihn zu ihr bestimmen müsten, zu erhalten, wüste ich nicht, warum.

Wenn er aber Zeit genug hierzu hatte, und doch nur aus blosser Empfindsamkeit handelte?

A. Zur Ehre mag er sichs dann freilich nicht rechnen; denn er hat nicht selbst gehandelt.

Siehst du — so sind wir doch da, wo ich mit dir sein wollte. Aus Pflichtgefühl sollen wir handeln, aber nicht aus Mitgefühl; was sagst du nun?

A. Aus blossem Mitgefühl freilich nicht, aber doch aus Pflicht- und Mitgefühl zugleich.

Wenn nun aber die höhere Moral darauf bestände, daß schlechterdings aus blossem Pflichtgefühl gehandelt werden müsse — wie da?

A. So bestände sie auf Unnatürlichkeit. Ist das Mitgefühl schon unwillkürlich da, ehe das Pflichtgefühl kommt, wie soll ichs anfangen, daß es sich nicht einmische? Ists noch nicht da, so wirds ja durch das Pflichtgefühl selbst erregt, und mischt sich also auch mit ein. Diese Art von Mitgefühl ist freilich die edelste; daß ich aber ganz und gar ohne alles Mitgefühl zu fremdem Besten wirksam sein sollte, ist mir völlig unmög-

lich. Mir kommt auch die überspannte Forderung als eine wahre Grille vor.

Und — warum?

A. Ich bin so wenig ein blos geistiges, als ein blos sinnliches Wesen; ich bin eine Komposition aus Beiden. So mus auch jede meiner beiden Naturen ihr Recht haben, und so denk' ich, daß ich, wenn ich eine gute Handlung aus Pflichtgefühl und aus Mitgefühl zugleich verrichte, eine ganz menschliche gute Handlung verrichte.

Fällt dir nicht noch etwas hierbei ein?

A. Gewis geht auch meine Wirksamkeit sogar um so besser von statten, je stärker mein Mitgefühl ist. Die Wärme, in die es mich alsdann versetzt, macht, daß ich alle Hindernisse überwinde, und nicht eher ruhe, als bis das Gute vollendet da steht.

Wie ist das bald?

A. Wie mit allen Affekten. Die Vernunft, unterstützt durch den Affekt, verrichtet Wunderdinge.

Du hast Recht. Wenn nun aber doch das simpathetische Gefühl gleichsam schon eine Mitgabe der Natur

ist, warum trift man es denn in so unendlichverschidenen Graden bei den Menschen an?

A. Das ist dieselbe Frage, als — warum die noch höhere Mitgabe unserer Natur, die Vernunft, in ebenso unendlichverschidenen Graden an den Menschen erscheine. Ist doch überall die grösseste Varietät in den Schäpfungen; also auch hier. Mehr oder weniger Zartheit der Nerven, dieses oder jenes Temperament, die gesamte individuelle Körperkonstitution lösen schon die so schwer scheinende Aufgabe.

Läßt sie sich auch noch sonst lösen?

A. Gewis! Es geht dem Herzen, wie dem Kopfe. Wie es eine Erziehung, wie zur Weisheit, so auch zur Thorheit, gibt, so gibts auch eine Erziehung, wie zum Wohlwollen, so zum Uebelwollen. Was helfen die schönsten Naturanlagen, wenn sie, statt ausgebildet zu werden, wohl gar verschüttet werden?

Wie beschreibst du wohl so eine Erziehung zum Uebelwollen?

A. Wenn die Kinder mit barbarischer Härte behandelt werden — wenn sie zur Natur keinen Zugang haben, zwischen vier Wände eingesperrt ihre Leibeskräfte nicht üben können, um jede kleine Freude vergeblich bitten, für jeden geringen Fehler schwere Züchtigung erhal-

ten, die Eltern sogar also hassen lernen, u. s. w. Oder — wenn sie auf der andern Seite allen möglichen Willen haben — wenn sie ihre Kräfte üben können, wie ihr Unverstand es ihnen eingibt, im Garten alle Blumen abreissen, im Hofe alle Thiere quälen, im Hause das Gesinde mishandeln dürfen, dabei immer noch Recht, wohl gar lauten Beifall, bekommen, zu Ausführung allerlei Lieblosigkeiten gegen Andere als Werkzeuge gebraucht werden, u. s. w.

Was wird dann aus ihrer natürlichen Simpathie?

A. Unnatürliche Antipathie. Sie lachen mit den Weinenden, und weinen mit den Frohen. Aus ihrer Mitfreude wird Neid, aus ihrem Mitleid Schadenfreude.

Welcher Mensch kann sich also recht glücklich schätzen?

A. Der, von der Mutter Natur schon zum Mitgefühl vorzüglich organisirt, auch in die Hände weiser und guter Menscheneltern kam, die hernach die herrlichen Anlagen dazu auch herrlich warteten und ausbildeten.

Wie nennt man auch sonst wohl grosse Naturanlagen zum Simpathisiren?

A. Das gute Herz.

Sagt man aber diesem nicht die Dummheit nach?

A. Sie mag wohl oft dabei sein, aber doch nur zufälligerweise, wenn sich gerade schwache Vernunftanlagen dazu gesellen, oder wenn die Vernunftausbildung nicht gehörig betrieben wird.

Was sagt man aber dem guten Herzen mit Recht nach?

A. Die grössere Verführbarkeit.

Ist denn das nicht doch im Grunde Dummheit?

A. Nein; sondern dieselbe höhere Reitzbarkeit, welche eigentlich das sogenannte gute Herz bildet, ist es auch, welche macht, daß man sich leicht von Andern hinreissen lässt, besonders, wenn sie das Mitgefühl dabei ins Netz zu locken wissen.

Warum sprichst du — „das sogenannte gute Herz“ —?

A. Man sollte das, was man damit ausdrücken will, nicht so ausdrücken. „Gutes Herz“ und „Herzensgüte“ ist eigentlich Einerlei, und so verwechselt man auch hierbei gar zu leicht Beides. Was für ein grosser Unterschied entsteht aber dann zwischen Beiden, wenn das gute Herz blos natürliche Empfindsamkeit be-

deuten soll! Dann kann dieses zwar wohl ein schönes Mittel werden, Herzensgüte zu erlangen, ist aber noch lange keine Herzensgüte.

Worin besteht diese?

A. Nicht in überhingehenden Empfindungen, sondern in wirklichen Gesinnungen, die gut und herrschend in uns sind, und auf die uns jene zwar leiteten, die wir doch aber darum nur herrschend in uns werden liessen, weil wir sie für gut erkennen musten. Herrschten sie nur deshalb in uns, weil jene uns gewöhnlich und immer wieder auf sie brachten, so machten sie keineswegs Herzensgüte, sondern nur Nervensistemsgüte, Blutsgüte, Temperamentsgüte aus.

Was folgt nun aus Allem, was wir bis jetzt verhandelt haben?

A. Dis, daß jeder Mensch selbst, sobald sich seine Vernunft gehörig entwickelt hat, sein Mitgefühl pflegen, recht gehörig pflegen müsse.

Was geschieht sonst?

A. Wird es gar nicht von ihm gepflegt, so geht es, wenn die Natur ihn auch noch so gut dazu beeigenschaftet hatte, und er noch so eine gute Erziehung genos, leicht wieder verloren, und macht der Unempfind-

lichkeit Platz; wird es falsch von ihm gepflegt, so wird alberne Empfindelei daraus.

Wodurch gehts am leichtesten wieder verlohren?

A. Wenn man hernach einen solchen Stand und Beruf wählt, oder solche Geschäfte treibt, bei denen man sein Mitgefühl oft schlechterdings verleugnen mus, oder die doch vermöge ihres rauhen Karakters auch unsern Karakter rauh machen können, Härte gegen uns selbst oft fordern, ja, schier alles eigene Gefühl zum Opfer von uns begehren.

Müssen aber dergleichen Stände nicht doch auch besetzt sein, dergleichen Geschäfte nicht doch auch betrieben werden?

A. Das müssen sie freilich; wer aber für sein Herz recht sicher gehen will, der bleibt davon, sobald er kann und darf.

Was sollen denn also die thun, welche einmal dergleichen Beruf und Lebensart zu treiben haben?

A. Sie müssen vor allen Andern auf ihrer Hut sein; sie müssen sich hüten, daß sie durch Härte gegen sich selbst nicht hart gegen Alles um sich her werden, müssen oft willkürlich und recht absichtlich fremde Zustände beherzigen, nnd so die Theilnahme in sich auffordern, müssen

besonders, wenn sie das Mitgefühl zu verleugnen gezwungen sind, diese Fälle sich als solche Fälle deutlich vorhalten, und gleichsam zu sich selbst sagen — dis passt aber nicht auf andere Fälle, in welchen keine höhere Pflicht die Verleugnung des Mitgefühls fordert, oder wo diese wenigstens nicht nöthig ist.

Wodurch geht auch noch das Mitgefühl leicht wieder verlohren?

A. Wenn man sich irgend einer Leidenschaft so überlässt, daß sie gleichsam zur Allgebieterin des Herzens wird.

Wie soll dabei das Mitgefühl leiden?

A. Man ist alsdann nicht nur so ganz und gar damit beschäftigt, sie nur immer zu befridigen, daß man kaum noch auf fremde Zustände aufmerkt, folglich auch alle Uebung des Mitgefühls unterlässt, sondern man stumpft dieses auch noch geradezu ab.

Und — die Belege hierüber sind?

A. Z. E. der Stolze, der gar nichts mehr ausser seinem Ich gehörig würdigt, und der Geitzige, den jedes Mitgefühl anekelt, sobald es ihn in seiner Habsucht stört. Mit dem Wollüstigen ists ebenso.

Macht nicht etwa die Wollust eine Ausnahme? Ist sie nicht vielmehr selbst das höchste Mitgefühl?

A. Heilige, reine, keusche Alleinliebe ist dis wohl, aber nicht die umherschweifende, unersättliche Wollust. Gewis ists, daß Liebe die wahre Ernährerin des Mitgefühls sei; Wollust aber, die blos auf Genus der höchsten Gefühlsfreuden ausgeht, tödtet das Mitgefühl. Man trete dem Wollüstling auf irgend eine Weise in den Weg — über die Rache des Wollüstlings geht nichts. Er selbst aber räumt Alles aus dem Wege, was ihm hinderlich ist, auch das Gewissen; er übertritt die heiligsten Pflichten, verleugnet sogar das allernatürlichste Gefühl für die Seinigen, und begeht jede Beschädigung, jeden Betrug, jede Tücke, sobald sein Laster dabei gewinnt.

Wie erklärt man es noch einleuchtender, daß die Wollust das Mitgefühl tödtet?,

A. Sie erschöpft fürchterlich den Nervensaft. Wenn nun Mitgefühl Nervensache ist, wie kann es anders, als mit der guten Beschaffenheit des Nervensistems zugleich zu Grunde gehen? Wollust und Grausamkeit sind daher sehr verträglich mit einander, und man trift Sklaven der Wollust in den höheren Ständen, über deren Barbarei Menschen und — Thiere seufzen müssen. An heftige Erschütterungen ihres ganzen Nervensistems auch gewöhnt, spotten sie des sanften Mitgefühls, und eilen sogar, wenn gänzliche Verleugnung des Mitgefühls —, z. E.|| die

scheuslichste Thierquälerei — ihnen so eine heftige Erschütterung machen kann, diese sich zu gewähren, um nur ihre Existenz einmal wieder recht zu fühlen.

Wie weit erstreckt sich denn also deiner Meinung nach das Mitgefühl, da du auch der Thiere gedenkst?

A. Wir simpathisiren von Natur, und so lange wir noch nicht verschraubt sind, mit Allem, was da ist — nicht nur mit allen fühlenden Wesen, sondern auch mit der ganzen Schöpfung.

Wie verstehst du das Letztere?

A. Wir heben uns bei erhabenen Ansichten — wir sinken bei Blicken in die Tiefe zugleich mit — wir freuen uns mit dem lachenden Himmel — wir trauren mit der Welt im Nebel — wir schrecken bei wilden Naturscenen wild auf, u. s. f.

Das sind zwar wohl fremde Zustände; wie kann man aber dabei sagen, daß man sich in dieselben Empfindungen versetze, welche andere Wesen hätten?

A. Es kommt uns wenigstens so vor, als wenn sie sie hätten, und wir nehmen doch Ausdruck davon an ihnen wahr.

So beruhet hier ja doch wohl Alles nur auf Fantasie?

A. Das mags; simpathisiren wir doch mit Dingen, die ganz und gar nicht da sind, sondern selbst nur durch Fantasie existiren.

Wie soll ich dich verstehen?

A. Wenn wir z. E. eine erdichtete rührende Erzählung lesen. Es ist dis ebenso, als wenn wir von fremden Zuständen hören, die zwar einst Wirklichkeit hatten, aber vor Jahrtausenden schon waren und Vergang nahmen.

So simpathisirst du wohl auch mit Kunstwerken?

A. Das wollt' ich meinen.

Wozu nützt aber solch Mitgefühl mit Zuständen zwar wirklicher, aber doch nicht fühlender Dinge?

A. Es befördert die Liebe zur Ordnung und den guten Geschmack.

Wie soll ich dis deuten?

A. Wir werden den Zustand solcher Dinge von dieser Art, die wir immer, oder doch oft, um uns haben, gut zu machen streben, damit uns das Sein un-

ter ihnen, oder auch nur ihr bloſſer Anblick, nicht läſtig ſei.

Willſt du mir dis nicht noch deutlicher erklären?

A. Simpathiſire ich z. E. mit der ſchönen Natur, ſo werde ich, wenn ich auch nur einen Garten habe, ihn ſchön anlegen, und, wenn ich ein ganzes Land beſitze, die Wüſteneien in anmuthige Gefilde verwandeln, die Sümpfe wegſchaffen, die Landſtraſſen reitzend machen, u. ſ. w. Oder — ſimpathiſire ich mit der Kunſt, ſo werde ich beſſer bauen, beſſer in meinem Hauſe mich einrichten, beſſere Verzierungen überall an meinem gewöhnlichen Aufenthalte beſorgen, u. ſ. w.

Wozu wäre es auch noch gut, wenn es durchgängig mehr Simpathie mit Natur und Kunſt gäbe?

A. Daß das Volk, beſonders die unterſte Klaſſe deſſelben, in freien Anlagen, Alleen und öffentlichen Gärten nicht mehr aus bloſſem Muthwillen ſolche Zerſtörungen anrichtete, mehr Achtung gegen Denkmähler, Statüen, Urnen u. d. m. hätte, und ſie unverletzt lieſſe.

Du nannteſt vorhin die falſche Pflege des Mitgefühls Empfindelei; was verſtehſt du darunter?

A. Ich meine damit — daß man aufs Mit-

gefühl Alles setzt, überall blos simpathisirt, und mit der Empfindsamkeit ein kindisches Spielwerk treibt.

Was ist wohl besser — Empfindelei, oder Unempfindlichkeit?

A. Da dächte ich doch — die erstere.

Warum?

A. Der Unempfindliche thut gar nichts zum Besten auffer sich, der Empfindler doch zuweilen etwas.

Weshalb ist aber auch der Empfindelei zu steuern?

A. Die Hauptursache ist wohl, daß man bei ihr doch nicht den zehnten Theil von dem leistet, was man leisten könnte; es gibt aber auch noch viel andere Ursachen.

Welche?

A. Man wird ein Geck, überspannt sich, und schwebt nur immer in einer idealischen Welt, so, daß man mit nichts zufriden ist, nichts wahrhaftig geniesst; man wird verdrüslich, wenn Andere sich nicht auch so überspannen wollen, und saugt dadurch nach und nach Geselschafts-has, Menschenscheue und Schwermut ein; man schwächt sich, bringt sich um seinen guten körperlichen Zustand,

und kann am Ende wohl gar des Lebens selbst überdrüssig werden.

Ists also nicht doch ein böses Ding um das ganze Mitgefühl?

A. Hierdurch wird weiter nichts bewiesen, als daß die Vernunft hinzutreten, und es gehörig richten und leiten müsse. Dann wirds ein vollkommenes Mitgefühl, und macht die wahre Zierde des Menschen, die eigentliche Menschheit, aus.

Welche Weisungen gibt da die Vernunft?

A. Die ersten sind — daß der Mensch beim Mitgefühl allen andern Dingen vorgehen müsse, keineswegs aber auf seine Kosten mit Thieren, oder gar mit nichtfühlenden Wesen, simpathisirt werde, und daß sein Zustand, an dem man so innig Theil nimmt, auch wirklich etwas auf sich habe.

Das Letztere ist gleich an sich deutlich; was willst du aber mit dem Ersteren sagen?

A. Mancher nimmt z. E. mehr Theil an dem Zustande seines Schoshundes, seiner Spielkatze, seines Eichhörnchens, seines Kanarienvogels, als an dem Zustande seiner menschlichen Hausgenossen, geringer Arbeiter, weitläuftiger Bekannten, armer Leute, gibt jenen bessere

Nahrungsmittel, besseres Lager, besseres Quartier, als diesen, pflegt sie in ihren Krankheiten, wie er diese nicht pflegt, und ist untröstbar über ihren Verlust, wenn er diese gelassen sterben sieht. Oder — Mancher simpathisirt mehr mit seinen Granatbäumen, Aurikeln, Gemählden, Conchilien, als mit Wittwen und Waisen, alten Dienern, jungen Anfängern, unbelohnten Verdienstvollen, verkannten Rechtschaffenen, und wendet auf jene Alles aus sich, wenn er sich erst nur durch vieles Bitten und Fürbitten zu Kleinigkeiten für diese bewegen läßt.

Warum findest du das so unrecht?

A. Weil der Mensch das wichtigste unter allen Erdenwesen ist, und also menschliche Zustände auch die ersten Ansprüche auf unser Mitgefühl haben. Jede Thierart sogar bekümmert sich ja auch am meisten um Ihresgleichen, und wir solltens nicht thun? Wirklich zieht uns auch das allgemeine simpathetische Gefühl von Natur am meisten nach unsern Mitmenschen hin.

Verhält sichs wirklich so?

A. Auf jeden Fall. Es ist uns ganz anders zu Muthe, wenn wir lustige Menschen tanzen, als lustige Pferde springen, oder lustige Hasen spielen sehen. Es ist uns ganz anders zu Muthe, wenn wir den Anblick eines stürzenden Menschen, als eines stürzenden Rindes, haben, und wenn wir die Nachricht be-

kommen, daß Kinder mitverbrannt sind, als wenn's heisst, daß Kälber mitverbrannt wären. Kommt nun vollends die Vernunft dazu, und hält uns den erhabenen Werth der menschlichen Natur vor, welche jeder Mensch hat, so müste man sich ja vor sich selbst schämen, wenn man nicht mit menschlichen Zuständen mehr simpathisirte, als mit allen andern.

Sollte Abwesenheit äuserlicher Vorzüge nicht den Eindruck schwächen, welchen der Gedanke an die gleichen innern Vorzüge aller Menschen, der eigentlich das Mitgefühl erst recht für Alles, was Mensch ist, interessirt, auf das Gemüth macht?

A. Wenn's geschieht, so ists doch nicht recht. Der Wahrhaftigvernünftige sieht über äuserliche Verschidenheiten, die blos Glückssache sind, weg, und erblickt auch in dem allernidrigsten Menschen doch den Menschen.

Was müste man aber doch bloße Empfindelei nennen?

A. Wenn man z. E. darüber mitjammern wollte, daß die Leute in den untersten Ständen nicht so schön wohnen, so geputzt sich kleiden, so herrlich sich nähren können, wie die Vornehmen und Reichen; denn sie jammern selbst nicht darüber.

Wenn nun aber ein Mensch Thorheiten begeht, und dadurch seinen Zustand verschlimmert — wie da?

A. Mitgefühl dürfte ich ihm doch nicht versagen; er ist und bleibt doch ein Mensch, nur, daß er ein thörichter Mensch ist.

Was wäre aber doch auch hier blosse Empfindelei?

A. Wenn ich ihn, sobald er seine Albernheiten fortsetzt, z. E. in das Lotto immer noch einlegt, so viel er auch darin schon verspielt hat, oder sich immer wieder mit fremden Federn schmückt, so oft man sie ihm auch ausgerupft hat, und also sich selbst noch immer verächtlicher und lächerlicher macht, darüber bedauern wollte, daß man ihn mit der Geissel der Satire züchtigte.

Wie ists aber mit wirklichen groben Verbrechern?

A. Menschen sind und bleiben sie der Natur nach doch, und diese schimmert oft noch mitten aus ihren Unthaten hervor; wie könnte ich ganz ungerührt dabei bleiben, daß sie sich so verwarfen, und zu harten Strafen reiften?

Was würde aber auch hier wieder blosse Empfindelei sein?

A. Wenn ich darüber unwillig würde, daß die Gerechtigkeit sie strafte.

In welchem Falle wäre jedoch dieser Unwille edle Empfindsamkeit?

A. Wenn die Strafe barbarisch wäre, oder wenn Henker dazu gebraucht würden, die die Exekution nicht verständen, und daher dem Verbrecher grössere und längere Leiden machten, als ihm durch Urtheil und Recht zuerkannt wären.

Was stärkt oder schwächt das Mitgefühl für Andere, auf das blosse äuserliche und zufällige Verschidenheiten keinen Einflus haben sollen, mit Recht?

A. Die Einsicht ihres höheren oder geringeren moralischen Werths.

Warum darf dieser dabei in Anschlag kommen?

A. Weil der Mensch nur dann erst ein wahrer Mensch ist, wenn er nicht blos menschliche Organisation hat, sondern auch seiner menschlichen Organisation gemäs gesinnet ist und handelt. Auch mus ich ja vermöge des Sinnes für Gerechtigkeit, den ich als ein vernünftiges Wesen nicht verleugnen kann, wünschen, daß zwischen den Zuständen nnd Verdiensten Anderer Uebereinstimmung sein möge; könnts mir also beim Simpathisiren gleichgültig sein, ob ich diese Uebereinstimmung mehr, oder weniger, erblicke? Nein; wie ich mehr gerührt werde, wenn ich einen Unschuldigen Ketten tragen sehe, als wenn sie ein

Missethäter trägt: so mus mir's auch darauf ankommen, wer der Mensch sei, dem's überhaupt gut, oder schlecht, geht, d. h. ob er's mehr, oder weniger, verdiene. Wenn auch in der That mein simpathetisches Gefühl beim ersten Anblick unwillkürlich und mit gewöhnlicher Stärke mich ergriffe, so kommt doch die nach sittlichem Werthe fragende Vernunft gleich nach, und schwächt oder stärkt dasselbe, je nachdem die Antwort darauf ausfällt.

Wenn du nun gar keine Uebereinstimmung, vielmehr groben Widerspruch, zwischen dem Zustande eines Menschen und seinem moralischen Werthe antrifft — wie stehts da um dich?

A. Ist es ein offenbar schlechter Mensch — ja, da verringert sich mein Mitgefühl unaussprechlich, es mag Mitfreude, oder Mitleid, sein sollen. Es kann sogar alsdann Fälle geben, wo aus natürlicher Simpathie vernünftige Antipathie wird.

Welche könnten dis sein?

A. Ein dreuster Taugenichts, ein listiger Schurke z. E. risse Alles an sich, was den bescheidenen Verdienstvollen, den erklärtesten Rechtschaffenen eigentlich zukäme, und befände sich dadurch in dem freudenvollsten Zustande; müste ich nicht, statt Mitfreude neben ihm zu

empfinden, in die höchste Unzufridenheit darüber versetzt werden?

Wie kann man so etwas mit Recht nennen?

A. Edlen Neid — Misgunst aus Pflicht ... Oder — ein niderträchtiger Mächtiger misbrauchte seine Macht äuserst, und befestigte sie durch jeden Misbrauch noch, ich hörte aber, daß mehrere Muthvolle zusammenträten, und ihm die Macht aus den Händen winden wollten, könnte ich da wohl in voraus mit ihm trauern, oder müste ich nicht wünschen, daß diesen Muthvollen ihr Plan doch ja gelingen möchte?

Wie kann man auch dis mit Recht nennen?

A. Edle Schadenfreude — Schadenfreude aus Pflicht.

Wenn's nun aber ein offenbar guter Mensch ist, zwischen dessen Zustande und seinem Werthe du den gröbsten Widerspruch erblickst — wie stehts da um dein Mitgefühl?

A. Da, da wird aus der blos natürlichen Simpathie eine wahrhaftigenthusiastische vernünftige Simpathie. Vergehen möcht' ich bei seinen Leiden mit ihm zugleich; in Mitleid schmelzt da das ganze Ich hin.

Wenn aber das Gegentheil Statt findet, und du den äuserlichen Zustand eines guten Menschen mit seiner Innerlichkeit in schönster Harmonie findest, wie wird dir da?

A. Es ergreift mich derselbe Enthusiasmus der Vernunft. Doppelte Existenz fühl' ich für Freude darüber, und wenn er auch nur einfache Existenzheiterkeit bezeigte.

Wohl dir, daß du so denkst! Bleib dabei! — Wenn du aber einmal so denkst, willst du mir nicht zugestehen, daß doch auch blos äuserliche zufällige Verschidenheiten auf dein Mitgefühl Einflus haben können?

A. Ich besinne mich — ja, aber dennoch nur alsdann, wenn sie auch zugleich gute Menschen betreffen.

Wie verständigst du dich mir darüber näher?

A. Ich höre z. E. daß ein sehr guter Vornehmer, oder Reicher, in eine grosse Freudigkeit, oder Traurigkeit, versetzt werde — gewis freue ich mich noch mehr mit ihm, und traure noch mehr mit ihm, als gewöhnlich; denn der Gedanke, daß viele Andere im ersteren Falle zugleich gewinnen, und im letzteren zugleich verliehren, begeistert mich. Ebenso gehts mir aber auch, wenn ich

von ähnlichen Vorgängen für sehr gute Nidrige, oder Arme, höre. Die Vorstellung — der gemeine arme Mann hat so nur wenig Lebensgenus — stimmt mein Herz zu höherer Mitfreude, wenn er in seiner Art ein Glück macht, und zu tieferem Mitleid, wenn er auch sogar das noch verliehrt, was er noch hatte, z. E. seine Gesundheit, seine Hütte, sein Weib oder Kind, seinen Arbeitsherrn.

Hat das Gefühl der Dankbarkeit etwa auch auf unser Mitgefühl Einflüsse?

A. Es mus sie haben, und zwar lauter erhöhende, wenn wir nicht an unserem eigenen moralischen Werth auf das tiefste herabsinken wollen. Wie? für Menschen, die so mit uns fühlen, daß sie auch für uns auf das wackerste wirksam sind, sollten wir nicht das herzlichste Gegenmitgefühl haben? So verleugneten wir ja Nervensistem, Blut, Vernunft — kurz, Alles, zugleich. Darum zeichnet sich das simpathetische Gefühl der Kinder gegen ihre Eltern auch so aus.

Zeichnet sich aber nicht das simpathetische Gefühl der Eltern gegen ihre Kinder noch mehr aus? Hierbei liegt doch kein Gefühl der Dankbarkeit zum Grunde; wie erklärst du es also?

A. Da es auch solche Thiereltern haben, deren Kinder einiger elterlicher Erziehung bedürfen, so mus es

wohl so etwas sein, das man Instinkt nennt; frag mich aber nicht, was dieser Ausdruck sagen solle. Daß sich jedoch auch bei menschlichen Eltern eine Art von Dankbarkeit gegen ihre Kinder einmische, wärs auch nur die Dankbarkeit dafür, daß diese sich von ihnen haben lassen, oder die Freude darüber, daß sie sie haben, ist wohl nicht zu verkennen; warum wäre denn sonst in der Folge das simpathetische Gefühl der Eltern gegen gute und sie beglückende Kinder vorhaltender und stärker, als es gegen schlechte Kinder ist, die ihnen Herzeleid machen?

Sind nur einzelne Menschen, oder allenfals kleine Geselschaften, Gegenstände unseres Mitgefühls mit Unsersgleichen?

A. Nein, auch ganze Nationen.

Woraus erhellt dis?

A. Weil die Nationen am Ende doch auch nur eine grössere Masse von einzelnen Menschen sind.

Welcher Nation gebührt aber doch bei unserer Empfindsamkeit der Vorrang?

A. Der, zu der ich besonders gehöre. Sie hat geäusert und äusert immer noch am meisten das Mit-

gefühl gegen mich; aus Dankbarkeit also schon mus ich auch das wärmste Mitgefühl mit ihr hegen.

Was ist also auch in dieser Hinsicht nur Empfindelei?

A. Wenn ich mit fremden Völkern mehr simpathisire, als mit meinen eigenen Landsleuten.

Das ganze Menschengeschlecht besteht am Ende auch nur aus der allergrössesten, unzählbarsten Masse von einzelnen Menschen; so ist auch wohl das ganze Menschengeschlecht Gegenstand unseres Mitgefühls für Unsersgleichen?

A. Ja. Jede Wahrnehmung, daß die Menschheit im Ganzen zum Besseren fortschreite, mus mich mit Mitfreude erfüllen, und jede Wahrnehmung, daß Rückschritte der Art geschehen, mus mein Mitleid wecken — es mag betreffen Aufklärung, oder Sittlichkeit, oder Lebensgenus. Mein Herz scheint nur klein und eng; es ist aber Raum darin für mein ganzes Geschlecht, und so will ich meine Ehre darin suchen, bei nichts gleichgültig zu sein, was allgemeinstes Menschenwohl und Menschenweh betrift.

Wann wird aber auch hierbei Empfindelei ausgeübt?

A. Sobald ich nur mit dem Mitgefühl gegen die

ganze Menschheit spielte, blos darin lebte und webte, und darüber vergässe, mich zur vorzüglichherzlichsten Theilnahme an den Schicksalen und Zuständen solcher grösseren oder kleineren Gesellschaften, oder gar solcher einzelnen Personen, zu stimmen, die mich zunächst umgeben, mit denen ich am genauesten verbunden bin, und — auf die ich daher am ersten wirken kann, und also auch am ersten wirken mus.

Nun kommen wir ans Ziel. Wozu soll alles Mitgefühl am Ende dienen?

A. Daß es wirksam werde.

Wie so?

A. Wir sind zu edler Selbstthätigkeit — zur Beförderung fremder guter Zustände und zur Verbesserung fremder böser Zustände — bestimmt; unsere ursprüngliche Wesenseinrichtung zum Mitgefühl zielt auch dahin, und soll uns allerdings zur Erreichung dieser unserer Bestimmung die grössesten Dienste leisten. Wozu nützt aber alles Mitgefühl, wenn es nicht in Mitthätigkeit übergeht? Durch sein blosses Dasein wird keinem fremden bösen Zustande ab- und keinem fremden guten Zustande aufgeholfen. Ich weis auch gar nicht, wie es möglich sei, daß man ein lebhaftes Mitgefühl habe, es dann aber doch dabei blos bewenden lasse, und als ein müssiger Zuschauer bei fremden Zuständen stehe, wenn man gleich

Kräfte genug hat, mitwirksam zu werden. Jeder Affekt sucht doch sonst bald seine Befridigung.

Wenn man nun aber nicht wirksam werden dürfte?

A. Dann ists etwas Anderes. Darüber mus die Vernunft ebenso entscheiden, wie sie vorher darüber entscheiden muste, ob wir überhaupt wirksam werden könnten, und hernach darüber entscheiden mus, auf welche Weise wir wirksam werden müssen.

Wie kommt dir's also vor, wenn Jemand sein Mitgefühl wirksam machen könnte und dürfte, und es doch nicht wirksam macht?

A. Als wenn's um sein Mitgefühl selbst nicht richtig stände. Wenn nur nicht seine Mitfreude und sein Mitleid blos affektirt sind, und wohl gar Neid die Maske der ersteren, und Schadenfreude die Maske des letzteren annimt?

Wenn dis nun aber nicht der Fall wäre, wie nennst du dann so ein nicht mitwirksames Mitgefühl?

A. Empfindelei ebenfals.

Willst du mir diese wohl besonders beschreiben?

A. Dergleichen Empfindelei ists, wenn Jemand einem Andern, der auf dem Wege ist, sein Glück auf eine brave Weise zu machen, sobald sich nur noch ein braver Begleiter für ihn findet, mit allen nur möglichen süssen Herzensformalitäten dazu gratulirt, für das Begleiten aber, das die Sache erst ausmachen soll, keinen Muth bezeigt. Dergleichen Empfindelei ists auch, wenn man Unglückliche, welche zu retten man doch Kraft und Freiheit hat, mit seinen Thränen abspeiset, die man in ihre Thränen weint, und sich dadurch die Hände so matt macht, daß man sie blos für die Leidenden falten und ringen kann, statt sie zu ihrer Errettung zu gebrauchen.

Um wie viel solcher Empfindler ist da wohl ein Wahrhaftigempfindsamer mehr werth?

A. Um eine Million derselben! Wer z. E. in Gefar zu ertrinken ist, der ertrinkt, und wenn die beiderseitigen Ufer von Zuschauern wimmeln, die blos die Weiner, Heuler und Wehklager machen; sind aber beide Ufer ganz menschenleer, und es kommt zu selbiger Zeit nur ein einziger herzhafter Menschenfreund an den Flus, der weder Krankheit, noch Tod, bei irgend einiger Möglichkeit der Rettung scheut, so ist ihm geholfen.

Wie nun aber auf den Fall, daß schlechterdings keine Rettung und Hülfe möglich ist?

A. Nun, dann ists allerdings mit dem blossen Mitgefühl abgethan; ich gestehe aber, daß ich mich alsdann lieber entferne, und dis nicht mitwirksam werden könnende Mitgefühl nicht haben mag.

Wenn es aber doch dem Unglücklichen zum Troste gereichte?

A. O wehe mir, wie ihm, alsdann! ! ! Aber freilich — dann harre ich aus, gebe dem Leidenden, was ich habe und vermag, fühle mit, drücke ihm dis so glaubwürdig aus, wie ich kann, und leiste ihm dadurch Alles, was in meinen Kräften ist. Ist er ein Vernünftiger und ein Edler, so ist ihm mein blosses Mitleid gewis so lieb, als wirkliche Hülfe. Dis ist der letzte Akt, womit die Vernunft ihr Regiment über das Mitgefühl gegen Unsersgleichen beschliesst.

Humanität gegen die Thierwelt.

Paragraphen.

§. 1.

Die Herrschaft des Menschen über die Thiere ist nichts Anderes, als das ausgeübte Recht des Stärkeren; denn es gilt am Ende gleich, ob das Stärkersein vom Uebergewichte körperlicher, oder vom Uebergewichte geistiger Kräfte, herrühre. So, wie der einzelne Mensch ohn Gewehr dem Löwen zu nahe kommt, übt der Löwe, als der Stärkere alsdann, dasselbe Recht über ihn aus, und wird sein Herr.

§. 2.

Das Recht des Stärkeren gilt durch die ganze Thierwelt, zu der der Mensch von seiner nidern Seite her auch gehört; es ist Einrichtung der Natur, und der Mensch handelt der Natur ganz gemäs, wenn er es auch ausübt. Da es aber die Vernunft vorzüglich ist, wel-

ehe ihn in einem fast unglaublichen Grade zum Stärkeren macht, so mus er auch an ihrer Hand nur herrschen, oder er wird seiner Herrschaft unwürdig.

§. 3.

Alle Thiere ohne Unterschied sind fühlende Wesen, und äusern ihr Gefühl, sobald sie darüber auf die Probe gestellt werden, hinlänglich und unverkennbar — sei es auch in den allerverschidensten Abstufungen. Der Mensch, der Fühlendste unter allen, ist schon durch seine ursprüngliche Einrichtung zum allgemeinen Mitgefühl für die ganze fühlende und daher ihm nahe verwandte Welt bestimmt; wie so ganz widernatürlich handelte er also, wenn er mit den Zuständen der Thiere, besonders der vollkommeneren Thiere, gar nicht simpathisirte! In der That, so beschämten ihn sogar Viele derselben selbst, die für seinen Zustand Mitgefühl zeigen.

§. 4.

Für das Wohlgefühl aller Thiere, als fühlender Wesen, ist durch den bewundernswürdigen Haushalt in der Natur gesorgt. Der Mensch sieht dis ein, und ist der Einzige, der es einsieht. Soll er den Vorzug der Einsicht hievon als einen Aufruf an sich betrachten, diesen Haushalt zu zerstören, blos, um ihn zu zerstören — oder soll er sich nicht vielmehr dadurch angetrieben fühlen, an diesen Haushalt sich

anzuschliessen, und Thierwohl nicht eher zu verkümmern, als bis es nöthig ist?

§. 5.

Die ganze Eintheilung der Thiere in unnütze, nützliche und schädliche, welche der Mensch macht, ist egoistisch, und er geht dabei blos von dem Nichtnutzen, Nutzen und Schaden aus, welchen er von ihnen hat, es sei nun unmiteelbar, oder mittelbar. Die Natur selbst weis ebenso wenig von durchaus unnützen, oder überflüssigen Thieren, als sie von Thieren weis, die durchaus nützlich und durchaus schädlich wären. Das Ganze der thierischen Schöpfung hangt an einander; Nutzen und Schaden, die einzelne Theile stiften, sind blos Nutzen und Schaden für andere einzelne Theile wieder, schreiben sich von der Verschidenheit der vielen Theile her, und dienen offenbar dazu, daß das Ganze im Gleichgewichte bleibe.

§. 6.

Der Mensch ist befugt, eine solche egoistische Eintheilung der Thiere zu machen; sein Erhaltungs- und Wohlseinstrieb, den er als Vernunftwesen in weit höherem Grade, als alle seine fühlende Mitwesen, besitzt, bringts so mit sich. Nur hüte er sich, über die Schädlichkeit einer Thierart zu rasch zu urtheilen; vieleicht gibts auch einen Nutzen, den sie ihm stiftet, den er aber über-

sieht, und der doch weit grösser ist, als der Schade, den sie ihm zufügt. Sie ist wohl dazu bestimmt, gewisse andere ihm höchst nachtheilige Arten, besonders die sich so ungeheuer vermehrenden Insekten, im Zaume zu halten. Wären z. E. vielerlei Vögel nicht da, die zwar im Sommer und im Herbst von seinen Körnern leben, im Winter aber sich blos von dem, was er doch selbst Ungeziefer nennt, erhalten müssen, und — im Frühjahre ihre Heere von Jungen mit Raupen und Maden füttern: so würde er dadurch wohl etwas für seine Erbsen = Gersten= und Weitzenerndte gewinnen; wie viel würde er aber dagegen an seiner Obsterndte verliehren!

§. 7.

Die Natur hat schon dadurch, daß eine Thierart immer einer andern wieder zur Speise dient, überhaupt für die gehörige Einschränkung aller, und für das Gleichgewicht in der ganzen thierischen Schöpfung gesorgt; wo aber diese ihre erste Anstalt nicht zureicht, da lässt sie eine andere eintreten, die mehr als zureichend ist. Jede Thierart hat nehmlich ihre eigene Pest, die sie von Zeit zu Zeit anfällt, und die mehrentheils alsdann eintritt, wenn eine ungeheuere Uebervermehrung Statt fand. Wäre dis nicht, wie übel wäre der Mensch mit vielen ihm äuserstschädlichen Thierarten daran! Er brüste sich ja nicht zu sehr mit seinen Einschränkungskräften! Kann er wohl auf seinen Fluren und in seinen Wäldern Mäuse= Raupen = und Käferfras übergewaltigen? Durch einen

einzigen Platzregen aber weiset die Natur das übervermehrte Feldmäusegeschlecht in seine Grenzen zurück, und durch einen einzigen Spätfrost richtet sie unter Kiehnraupen und Maikäfern die totalste Niderlage an. Gefällt ihm dis nun wohl, so zürne er auch nicht auf sie, wenn zuweilen Seuchen solche Thierarten überfallen, deren Uebervermehrung ihm lieb ist. Er mache aber auch aus dieser ganzen Pestanstalt, die durch die gesamte Thierwelt getroffen ist, den Schlus, daß die Natur seiner nicht nothwendig bedürfe, um das Gleichgewicht in der thierischen Schäpfung zu erhalten.

§. 8.

Daraus jedoch, daß eine Thierart immer wieder der andern auf Naturgeheis zur Speise wird, leitet der Mensch mit Recht seine Befugnis her, sich ebenfals von Thieren, und nicht allein von Pflanzen, zu nähren. Er braucht nicht blos an ihrer Milch genug zu haben; er kann auch ihr Fleisch essen. Sein Körper ist ganz besonders dazu eingerichtet, und gedeihet dabei auch weit vollkommener. Er beobachtet also auf allen Seiten die Gesetze der Natur, wenn er Thiere tödtet und verzehrt.

§. 9.

Der Tisch, welchen die Natur dem Menschen bereitete, ist, wie in der Pflanzenwelt, so auch in der Thierwelt, der ausgebreiteteste. Eine sehr grosse Menge von

Thierarten ist für ihn geniesbar, und als Stärkerer weis er ihrer habhaft zu werden. Es steht ihm also frei, unter ihnen zu wählen, und zu seiner Gesundheit, ja, zu seinem Wohlgeschmack, mit ihnen abzuwechseln. Er wäre aber ein Schwelger, wenn er Thiere, die ihm lebend noch weit edlere Freuden, als die Gaumenfreuden sind, bereiten, wie z. E. die Nachtigall und andere vorzügliche Singvögel, eines einzigen Leckerbissens wegen auf seine Tafel brächte; und ein Unmensch wäre er, wenn er zur Heckezeit Thiereltern ihren Jungen entrisse, die dann auf die jämmerlichste Weise umkommen müsten. Daß er nicht so thue, dadurch unterscheide er sich vom Fuchs, vom Marder, vom Habicht, u. s. w.

§. 10.

Der Mensch bekam von der Natur kein Kleid mit auf den Weg, damit er auch unter heissen Himmelsstrichen, wo es ihm zur Last wäre, und er es dann doch nicht ablegen könnte, zu leben im Stande wäre. Allenthalben also, wo er ohne Kleid nicht leben kann, mus er sich dergleichen selbst verschaffen. Aus sich aber kann er sich weder bespinnen, noch bewollen, noch bepelzen. So mus er um sich her zugreifen, und als der Stärkere greift er dann auch, wenn die Pflanzenwelt dazu nicht hinreicht, mit gleichem Recht die Thierwelt an. Nicht nur die Wolle, welche sein Schaf trägt, kommt ihm zu, wie der Bast seines Leins; auch zum Bär und zum Wolf darf er sprechen — „ich bin mehr, wie du, gib mir deinen Pelz her“ — wie er zum Palmbaume spricht — „gib mir deine Blätter

her.“ Es ist ihm also auch zu seiner Bekleidung Thiere zu tödten erlaubt.

§. 11.

Ausser Nahrung und Kleidung hat der Mensch nicht nur noch mehrere Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, sondern er darf auch noch mehr, als blos ihre nothdürftige Befriedigung, fordern. Der Verschönerungstrieb ist ihm ebenso eigen, wie der Wohlseinstrieb, und hat an seiner sittlichen Ausbildung den grössesten Antheil. Es ist ihm also auch freigelassen, sowohl zur Bestreitung seiner gesamten Nothdurft, als auch zu seiner bequemeren und angenehmeren Lebensart, in der Thierwelt, wie in der Pflanzenwelt, Todesurtheile zu sprechen. Er mag gebrauchen können die Federn der Thiere, oder ihre Zähne, oder ihre Häute, oder ihre Knochen, oder ihre Hörner, oder ihre Därme, oder ihr Fell, oder ihren Thran — sie mögen sterben für ihn. Auch ist das der Fall, wenn sie einigen Arzneistof für ihn bei sich führen; er tödte sie alsdann ebenso, wie er sie tödtet, um mit ihrem Fleische sich zu sättigen, und mit ihrem Pelz sich zu wärmen.

§. 12.

Darf der Mensch auf das Leben der Thiere Anspruch machen, sobald er sie geniessen, oder sonst wohl gebrauchen kann, so darf er es auch auf ihre Kräfte während ihres Lebens, wenn sie ihm von Nutzen

sein können. Er ist nicht nur der Stärkere; er ist auch zu höherer Wirksamkeit bestimmt. Wie weit würde er in dieser zurückbleiben müssen, wenn er nicht auch starke Thiere, die sich von ihm zähmen und abrichten lassen, mit sich zugleich wirksam machte! Könnten auch nur Landwirthschaft und Handel irgend einen beträchtlichen Grad von Blüte erreichen, wenn der Bauer alle seine Feldarbeiten mit Menschenhänden, und der Kaufmann allen Transport seiner Waaren mit Menschenrücken bestreiten müste? Sollten denn auch starke Thiere, die sich bändigen lassen, und die die Natur nicht blos zu reissenden Thieren bestimmte, und dadurch zu ewiger Wildnis verdammte, das hohe Maas ihrer Kräfte nur zum Umherspringen erhalten haben? Sie arbeiten, wenn sie arbeiten müssen, ja nicht blos für den Menschen, sie arbeiten auch zugleich für sich, und wenn sie auch ihre Freiheit dabei einbüssen, so haben sie auch dafür besseres Quartier und besseres Futter, als sie oft in der Freiheit haben würden. Der Mensch richte sie also getrost zur Mitwirksamkeit ab; wie er dadurch die Kultur seines eignen Geschlechts befördert, so trägt er auch sogar dazu bei, daß sie selbst noch eine würdigere Bestimmung erhalten.

§. 13.

Ausser den Kräften, welche die Thiere zur Arbeit haben, kann der Mensch auch noch andere ihrer Kräfte zu seinem Vortheile gebrauchen, und so thut er auch dis mit Recht aus denselben Gründen. Sind sie z. E. gute Lä-

ger auf ihre eigene Hand, so kann er sie in seinem Hause zu Jägern gegen Ratten und Mäuse und gegen Ungeziefer aller Art anstellen; er selbst hat die Zeit nicht dazu, auch geht dergleichen Jagd durch Thiere, die die Natur dazu ausdrücklich berief, weit gewisser und schneller zugleich von statten. Sind sie gute Wächter, so kann er sie zu Bewahrern alles dessen, was ihm lieb ist, gebrauchen; er selbst kann nicht immer dabei seyn, und bedarf auch nicht blos der Sicherheit, sondern auch des Schlafs. An ihrer Freiheit verliehren sie dadurch nur wenig, oft gar nichts; auch gewöhnen sie sich bald an ihre Dienste, und werden vom Menschen dafür bezahlt. Ists denn aber auch nicht der Natur nachgeholfen, wenn der Mensch z. E. den Hund, dem sie den Beruf, anzubellen, gab, dazu gebraucht, daß er den Dieb im Hause, oder im Hofe, anbelle, als daß er Alles anbellt, was ihm begegnet — oder, wenn der Mensch den Kater, dem die Natur den Beruf zum Würgen gab, dazu benuzt, daß er die Mäuse auf seinem Boden, die Ratten in seiner Scheuer, würge, als daß er im Walde alle Vögel ohne Unterschied würgt?

§. 14.

Auch Thiere, die weiter nichts können, als Vergnügen machen, darf der Mensch ihrer Freiheit berauben, und zwingen, seine Haus- und Zimmergenossen zu seyn. Die Pflanzenwelt hat kein Vergnügen für sein Ohr, und kann den Abgang dieses Vergnügens durch das Vergnügen, welches sie für seinen Geruch hat, nicht ersetzen; wenn also in der Thierwelt sich Wesen befänden, die ihm

auch Vergnügen für das Ohr gewährten, warum sollte er, als der Stärkere, genug daran haben, daß er hingehen könnte, und sie hören, wo sie zu Hause sind, und nicht vielmehr ihnen gebieten, daß sie sich da für ihn hören liessen, wo er zu Hause ist? Der Mensch kann demnach auch Singvögel bei sich einsperren; sie kommen dadurch mit ihrer Singkraft desto gewisser immer an den rechten Mann, und haben für den Verlust ihrer Freiheit den Gewinn, daß sie zu jeder Jahreszeit ihr Futter, und weit bequemer, haben können. Auch solche Thiere, die blos durch den Anblick ergötzen, oder deren blosses Haben Freude macht, zwängt der Mensch ebenso rechtlich bei sich ein, wie er Bäume und Bluhmen, die irgendwo gewis wild wachsen, in seinen Garten, oder in sein Zimmer, einzwängt. Unter seiner Pflege können sie noch weit besser gedeihen; denn die Natur scheint in der That überall dem Menschen das Vermögen anvertraut zu haben, ihre Erzeugnisse noch vollkommener auszubilden. Sogar, was das Steinreich betrift, ists doch Wahrheit, daß der Mensch es auch erst sei, der den Werth dieser Naturerzeugnisse ins Licht setzt, und sie durch Bearbeitung verschönert.

§. 15.

Was steht nun aber dem Menschen wohl über solche Thiere frei, die ihm, statt auf irgend eine Weise zu nützen, vielmehr offenbar schaden? Er ist der Stärkere; wen die Natur zum Stärkern machte, dem gab sie auch da-

durch, wie die Gewalt, so das Recht, sich gegen seine Feinde als Stärkerer zu benehmen. Solche Thiere also räumt der Mensch sich aus dem Wege ohne Weiteres. Er braucht nicht darauf zu warten, daß die Natur es zu seiner Zeit erst thue; er kann, darf, und soll selbst Hand dabei anlegen.

§. 16.

Die schädlichsten Thiere für den Menschen sind die, welche ihm selbst nachstellen, oder die doch, wenn er sich ihnen nähert, auf sein Leben Jagd machen. Diese auszurotten hat er sogar das Recht, wenn er sie ausrotten könnte; denn sonst wäre sein Recht des Stärkeren ein blosses Scheinrecht. Wie? es sollte ein Thier geben, dem der Mensch es möglich machen müste, ihn zu morden, da seine Vernunft es doch ihm mordbar macht? So etwas annehmen, das hiesse, die Natur in ihren Urzwecken und Uranstalten verdrehen. Und — wenn einzelne Menschen nicht stark genug wären, so eine Kreatur zu übergewaltigen, so müsten sich ganze Haufen von Menschen vereinigen, das Recht des Stärkeren, das die Menschheit hat, zu behaupten. Deswegen wird doch keine Lücke in der thierischen Schöpfung selbst. Thiere solcher Art werden immer bleiben; sie halten sich dann aber nur in ihren ursprünglichen Wildnissen, in die sie der Mensch, weil sie dahin nur gehören, wieder zurücktreibt, und wo sie sich also nicht nur fortpflanzen werden, sondern auch fortpflanzen mögen.

§. 17.

Auf diese dem Leben des Menschen selbst gefährlichen Thiere folgen die, welche dem Leben ihm unentbehrlicher, oder doch nützlicher, Thiere nachstellen. Mit Recht rechnet er diese zu denen, welche seinem eigenen Leben nachstellen — wenn es auch nur mittelbare Rechnung ist — und behandelt sie, wie jene. Auf ihre Ausrottung geht er gleichfals mit vollem Fuge aus, ohne zu fürchten, daß er aus der Wesenkette einen Ring nehmen werde. Sie werden ebenso, wie seine unmittelbaren Lebensfeinde, immer bleiben; aber er erhält sie doch durch sein Bestreben, sie auszurotten, in der ihm nothwendigen Ferne von sich.

§. 18.

Auch sogar solche Thiere, welche blos im Pflanzenreiche Zerstörungen anrichten, die dem Menschen sehr schädlich sind — der Schade mag nun bestehen in Verwüstung solcher Pflanzen, von denen er lebt, oder seine ihm wo nicht unentbehrlichen, doch nützlichen Thiere, leben, oder solcher, die ihm blosses Vergnügen gewähren — rechnet der Mensch mit Recht unter seine Feinde, und verfolgt sie, wenn ihn die Erfahrung nicht in Stand setzt, sich zu überzeugen, daß sie ihm Genugthuung dafür leisten, bis auf den Tod. Nicht weniger auch solche Thiere, die seinem Körper Schmerzen, seinem Aufenthalte Unannehmlichkeiten, bewirken, oder dis auch seinen ihm schätzbaren und lieben Thieren thun.

§. 19.

Das Tödtungsrecht des Menschen, als das Recht des Stärkeren — aber des Stärkeren durch Vernunft — erstreckt sich nicht weiter, als auf solche Thiere, die ihm entweder, wenn sie am Leben bleiben, schaden, oder durch ihren Tod Nutzen schaffen. Er lasse also alle die Thiere in Ruhe, die er selbst für ganz überflüssig für sich erklärt. Jedem fühlenden Geschäpf, das unter diese Klasse gehört, gönne er das Leben mit den Freuden, die es für selbiges hat. Der Lebensschauplatz hat Raum für sie alle, und er wäre das reissendste unter allen reissenden Thieren, wenn er Jagd darauf machen könnte. Ists ihm nur darum zu thun, seinen Bogen, oder sein Schiesgewehr, zu probiren, oder zu sehen, ob er treffen könne, so wähle er sich ein anderes Ziel, oder glaube, daß ihn die Natur selbst vermaledeie, die ihn durch Mitgabe der Vernunft zu einem allgemeinen Schützen machte.

§. 20.

Wer einmal mordsüchtig ist, der kann sich freilich leicht herausreden, falls er Alles um sich her in der Thierwelt mordet. Wenn er auch nicht zu beweisen vermag, daß er das getödtete Thier auf irgend eine Weise benutzen könne, so wird ihm der Beweis doch nicht schwer werden, daß es ihm durch sein Leben auf irgend eine Weise schädlich sei. Von irgend etwas lebt jedes Thier; wie bald kann da der Mensch sagen — dis oder das wird mir weggefressen — wenn es auch nur eine Biene aus

seinem Korbe, oder ein Blat auf seinem Fruchtbaume, oder ein Grashalm, wäre, der, wie er meint, nur Thieren, die ihm nützlich sind, zukäme. Auf solche Weise aber könnte er sichs lebenslang zum Geschäft machen, ja, sich einbilden, es sei seine eigentliche Bestimmung, nur immer als Mörder in der thierischen Schöpfung umherzugehen. Dazu jedoch schuf ihn Gott nicht.

§. 21.

Auch in den Fällen, wo der Mensch sein Tödtungsrecht ausüben mag, darf er es nicht anders, als — auf die kürzeste Art, ausüben. Die Natur, welche das Recht des Stärkeren ihm, als dem vernünftigen Erdenwesen, im allerhöchsten Masse gab, gab es ihm nicht dazu, siebenfache Todesqual den Thieren, die er tödtet, zu bereiten; es sei ihm genug daran, daß die Thiere für ihn sterben müssen. Der Löwe, wenn er ihn wehrlos anfällt, würgt ihn ja auch gleich. Er berufe sich nicht auf den Kater, der erst lange mit der Maus spielt, ehe er sie schlachtet; dazu bekam er Vernunft, daß er auf die kürzeste Tödtungsart sinnen sollte, und natürliches Mitgefühl, daß er sie zu exekutiren geneigt sein sollte. Wer also tödten will, der lerne erst tödten, und wende hernach als Mensch seine erlernten Tödtungskenntnisse gehörig an.

§. 22.

Die Pflicht, Thiere, welche man tödten will, auf die kürzeste Weise zu tödten, gehört unter die Regeln,

welche gar keine Ausnahme leiden. Nicht nur auch solchen Thieren, die blos Wohlbehagen und Vergnügen stören, sondern sogar wirklichen Raubthieren, ja, reissenden Thieren, ist sie der Mensch schuldig. Wenn die kultivirte Vernunft schon die langsame Hinrichtung menschlicher Verbrecher verabscheuet, die sich doch zu ihren Grausamkeiten selbst bestimmten, wie mus sie sich gegen jede mit Vorsatz verlängerte Tödtung solcher Thiere empören, welche die Natur zu ihren Grausamkeiten bestimmte! Kann man ein Thier wohl nach Willkür dafür büssen lassen, daß es that, wie sein Instinkt ihm gebot? Wie wirft sich also der Mensch weg, wenn er ein ihm schädliches Thier darum erst lange martern kann, ehe er es tödtet, weil es so ein Thier ist! Schies den Fuchs und den Geier gleich todt, gestrenger Herr über beide; hast du aber den Fuchs nur hüftenlahm, und den Geier nur flügellahm geschossen, so schlag sie beide vollends gleich todt. Mensch — sogar den Erdwulf, die Schnecke, den Käfer nimm, wenn du sie nicht dulden willst, und trag sie auf irgend ein hartes Unterlager als Sterbebette, und trete sie da wohlbedächtig mit deiner ganzen Schwere gleich ins Nichts.

§. 23.

Dadurch, daß der Mensch auch für Wohlgeschmack seiner Speisen sorgen darf, bekam er keineswegs die Erlaubnis, Küchenbarbarei auszuüben, und Thiere, die er geniessen will, auf eine jammervolle Weise ums

Leben zu bringen, oder ihre Mästung zum Tode in einen wochenlangen Mord zu verwandeln, um nur seinen Gaumen noch mehr zu laben. Ebenso folgt auch daraus, daß der Mensch sogar Thiere zur Vermehrung der Annehmlichkeiten seines Lebens tödten darf, keineswegs, daß er durch allmähliche Tödtung und verlängerte Todesqual irgend eines Thieres sich ergötzen dürfe; vielmehr ists und bleibts etwas ganz Unmenschliches, ein Thier erst lange zu hetzen, das man doch gleich erlegen könnte, und so etwas zu seinem Vergnügen zu thun.

§. 24.

Sollte es blosse Empfindelei seyn, wenn Jemand den Anblick der Zergliederung lebendiger Thiere, ob sie gleich zur Vermehrung der nützlichsten Kenntnisse geschieht, unerträglich findet?

§. 25.

Nicht nur der Verlängerung der Todesqual der Thiere, auch jeder Art von wirklicher Thierquälerei, soll sich der Mensch enthalten. Fehle es auch immerhin noch im christlichen Deutschlande an positifen Gesetzen dagegen — jeder Vernünftige und Gutdenkende gibt sich selbst das allgemeine Gesetz, keinem fühlenden Wesen unnöthige Leiden zu machen, am wenigsten solchen, die ihm Nutzen stiften — der Nutzen sei von welcher Art er wolle.

§. 26.

Die Arbeitsthiere sind unter allen Thieren, welche der Mensch benutzt, die vornehmsten; oft kommt sein blühender Wohlstand ganz, oder doch grösstentheils, von ihnen her. Er nimmt ihre Kräfte vermöge des Rechts des Stärkeren, das für ihn spricht, in Beschlag; es gibt aber auch ein Recht, das von Seiten derselben Vernunft, die ihn zum Stärkeren macht, für sie spricht. „Sei wenigstens dankbar dafür" — so lautet dieses Recht des Schwächeren. Der Mensch überanstrenge also seine Arbeitsthiere nicht; dis ist das Erste, was er ihnen schuldig ist. Er kann recht gut berechnen, wie viel sie, ohne dabei sehr zu leiden, leisten können; so berechne er's, und muthe ihnen nicht Mehr zu, als die Taxe besagt. Schadet er sich denn nicht selbst dadurch, wenn er sie über die Gebühr anstrengt? Wäre aber auch dis nicht, so schadet er doch ihnen — ihnen, die ihm nützen. Ist dis nun an sich schon sehr unsittlich gehandelt, so wirds durch die härtesten Mishandlungen, wodurch er ihre Ueberanstrengung nur zu bewirken vermag, noch weit schändlicher. In der That, der blosse Anblick eines solchen Mishandlers seines armen Zug- oder Lastthiers, wenn er in voller barbarischer Thätigkeit ist, empört schon alles menschliche Gefühl. Zugegeben immerhin, daß zuweilen ein Thier sich ebenso überanstrengen müsse, wie der Mensch; so ists doch des Gebrauchers Schuldigkeit, solchen Fällen so viel, als möglich, zuvorzukommen, damit sie nicht zu oft eintreten. Der Mensch mus aber auch seine Arbeitsthiere gehörig nähren, abwarten und verpflegen. Sonst

ists nicht wahr, was er spricht, daß sie, indem sie für ihn arbeiten, auch für sich arbeiteten; sonst ersetzt er ihnen die Freiheit, welche er ihnen nimmt, nicht. Er handelt äuserst unmoralisch, wenn er sie hungern und dursten lässt, oder nicht für ihre Reinlichkeit, und, wenn sie krank sind, für ihre Kur, sorgt. Nicht nur schwarzen Undank begeht er dadurch, sondern auch, wenn sie in ihrer Freiheit wären, so fänden sie doch irgend etwas zu fressen, hätten wenigstens rein Wasser und frische Luft, badeten sich, wie sie wollten, und suchten ihre Heilkräuter, die die Natur in Menge für sie hat, und auf die sie ein gewisser Instinkt hinführt, denn — wer heilt das Wild im Walde?

§. 27.

Auch seine übrigen Hausthiere, ja, sogar die Thiere, welche er sich blos zu seinem Vergnügen hält, mus der Mensch ebenso rechtschaffen behandeln. Nicht nur ebenfals Dankbarkeit für die Dienste, welche sie ihm in ihrer Art leisten, oder noch leisten sollen, sondern auch der Gedanke verpflichtet ihn dazu — mache das Haus auf, mache den Hof auf, mache den Kefigt auf, so geht Jedes seinen Weg ins Freie, und findet da das, was ihm gehört. Wenn der Mensch irgend ein Thier sich zueignet und einsperrt, so nimmt er es der Natur, und verspricht dadurch, die Stelle der Natur für selbiges zu vertreten; er mus also auch Wort halten.

§. 28.

Das Abrichten oder Zulehren der Thiere zu dem Gebrauche, zu welchem sie der Mensch bestimmt, darf sich so wenig der Thierquälerei nähern, als ihr Gebrauch selbst. Jedes Thier mus dazu, wozu er es zu gebrauchen gedenkt, natürliche Anlage haben, die nur auf Ausbildung von ihm zu warten scheint. Diese Anlage ist theils Art- und Gattungsanlage, theils individuelle Anlage. Fehlt gar die erstere, so thue der Mensch aus Achtung für sich selbst auf alles Abrichten Verzicht; fehlt aber auch nur die letztere, so suche er doch lieber ein gelehrigeres ähnliches Thier auf, und erleichtere sich dadurch selbst das Abrichten. Alle Abrichtung, wenn sie am Ende auch gelingt, brandmarkt ihren Betreiber, sobald sie mit Verleugnung alles Mitgefühls für ein fühlendes Wesen verbunden wird, oder gar verbunden sein mus. Ists ein wirklicher Nutzen, den ein so barbarisch abgerichtetes Thier leisten soll — wie leicht könnte sich der Mensch denselben auf einem andern Wege weit menschlicher verschaffen! Ists aber gar ein blosses Vergnügen, das es ihm gewähren soll — o wehe ihm, dem leidigen Thierquäler, wie dem Parforcejäger! Es ist doch wohl schon Mehr, als Posse, wenn man ein Thier das Nützliche mit vieler Noth leisten lässt, was man selbst, sobald man sich nur in Thätigkeit setzen will, spielend leisten kann; wie soll aber das genannt werden, wenn ein Thier sich fast selbstmorden mus, um etwas, das zu gar nichts weiter, als zu dem Gedanken — „dis habe ich von meinem Thiere erzwungen und erpresst“ — dient, also eine Posse selbst, zu bewirken?

§. 29.

Bei den vollkommeneren Thieren, welche der Mensch um sich hat, findet allerdings auch sein Zucht- und Strafrecht Statt; die Erfarung lehrt, daß es bei selbigen seine guten Dienste thue, und noch hat Niemand dargethan, daß nicht wenigstens etwas Gedanken Aehnliches an ihnen bemerkt werde. Will der Mensch aber so ein Thier strafen, so strafe er es auf der Stelle, wenn es gefehlt hat; da lässt sichs glauben, daß es des Zusammenhangs dessen, was ihm geschieht, und dessen, was es gethan hat, bewust sei. Nachher aber, oder gar lange nachher ein Thier zu strafen ist Thorheit. Dazu gehört Mehr, als ein Thier versteht, um alsdann zu merken, daß es für dis oder das gestraft werde, was es vor einiger, oder gar vor langer Zeit gethan hat. Wie der Mensch nun seine Thiere nur zu rechter Zeit strafen mus, so mus er sie auch nur auf die rechte Weise und im rechten Grade strafen. Er ist freilich der Stärkere, er ists aber hauptsächlich durch seine Vernunft; so strafe er auch nur mit Vernunft, und lasse sich bei Bestimmung und Ausführung der Strafe durch die Vorstellung leiten, daß es ein Thier sei, das er straft, und daß ein Thier thue, wie es klug ist. Ist er wohl gar selbst an den Vergehungen seines Thiers Schuld, oder hätte er sie auch nur verhindern können, so möchte er doch lieber sich selbst strafen, als sein Thier. Gesetzt aber auch, daß sein strafbares Thier seiner Meinung nach ein recht kluges Thier sei, so bedenke er wenigstens, daß es doch nicht Vernunft habe, wie er. Hätte es diese, würde

es sich von ihm haben zähmen und einsperren lassen? Würde es, wenn es einmal zahm und an Einsperrung gewöhnt war, nach erlittener ersten Mishandlung bei ihm geblieben sein, sobald es ins Freie kam, oder kommen konnte? Wenigstens würde es ihn nicht selbst zum Zorne gereitzt haben — ihn, den Stärkeren. Wenn ihn die Obervernunft so überstrafte, wie er, die Untervernunft, das Thier — die Gleichsamvernunft — überstraft, was würde er dazu sagen? Würde er nicht über unverantwortliche göttliche Ungerechtigkeit schreien? so höre er sein Thier, das er überstraft, über unverantwortliche menschliche Ungerechtigkeit seufzen!

§. 30.

Der Schlus von dem gesamten Betragen eines Menschen gegen die Thierwelt auf seine Vernunftausbildung und auf seinen sittlichen Karakter ist einer der untrüglichsten Schlüsse. Empfindelei gegen Thiere ist freilich noch lächerlicher, als Empfindelei gegen Menschen; man braucht aber nicht sehr gegen sie zu eifern — und Unempfindlichkeit gegen Thiere ist weit häufiger anzutreffen. Der ist blos ein Geck, der gegen Thiere empfindelt; wer aber alle Empfindung gegen sie mit Füssen tritt, ist ein verabscheuungswürdiger Bösewicht, und Jeder hüte sich vor ihm! Bei Thieren fängt er an — bei Menschen hört er auf.

Vom Dulderſinn.

Eine Skizze.

Unſer Recht auf Wohlſein iſt ausgemacht — unſere Pflicht ſogar, dafür zu ſorgen, ebenfals. Wie handelten wir gegen unſere ſinnliche und gegen unſere ſittliche Natur, wenn wir jenes Recht und dieſe Pflicht von uns würfen? So kann es alſo mit dem Dulderſinn, der von uns begehrt wird, nicht gemeint ſein. Vielmehr, wie wir uns kein Uebelſein thörichterweiſe ſelbſt zuziehen ſollen, ſo dürfen und ſollen wir auch, wenn uns dergleichen trift, Alles, was uns erlaubt iſt, dagegen thun, um es wieder zu entfernen.

Wenn dis aber nicht möglich iſt, ſo müſſen wir gutwillig auf unſer Wohlſeinsrecht Verzicht thun, und ſo verwandelt ſich die Pflicht, nach Wohlſein zu ſtreben, in die Pflicht, das Uebelſein geduldig zu ertragen.

Ungeduld macht jedes Leiden noch peinlicher; wir ſind alſo Dulderſinn ſchon unſerer ſinnlichen Natur ſchuldig, und er iſt im Grunde die letzte uns noch mögliche Fürſorge für Wohlſein ſelbſt.

Ungeduld, wenn sie herrschend wird, verstimmt das Gemüth im höchsten Grade, und zerstört alles Gutsein; wir sind also Dulderſinn vorzüglich unserer sittlichen Natur schuldig.

Vom Menschen darf nicht Mehr gefordert werden, als er zu leisten vermag. Wer mit seinen Forderungen vollends über die Kräfte des Menschen überhaupt beim Dulderſinn geht, der stelle sich erst selbst als Dulder-muster hin, damit wir sehen, wie er ihnen Genüge leiste.

Schmerz und Misvergnügen haben ebenso ihre unwillkürlichen Ausdrücke, wie Vergnügen und Wohlgefühl, die auf keinen Fall weiter in unserer Gewalt sind, als daß wir sie, wenn sie erscheinen, mässigen können. Daß sie gar nicht erschienen, können wir nicht machen. Auch prämeditirte Verstellung hält nicht lange vor, und schlägt bei heftigen Leidensanfällen ganz und gar fehl. Die Mässigungskraft aber ist uns gegeben; es gehört also allerdings zum Dulderſinn, daß wir die unwillkürlichen Ausdrücke unangenehmer Empfindungen und Vorstellungen, wenn sie erscheinen, mässigen, als es zum vernünftigen Frohsinn gehört, daß wir die auch von uns nicht abhangenden natürlichen Ausdrücke des Wohlgefühls bei ihrer Erscheinung mässigen.

Darf man dem Menschen zumuthen, sich wenigstens aller willkürlichen Ausdrücke des Leidensgefühls zu enthalten? — So müste man ihm dasselbe auch im

Freudengefühl zumuthen dürfen; wozu machte man ihn aber auf solche Weise? Soll er etwa von seinen Zuständen gar keine Notitz nehmen? Er mus ja Notitz von ihnen nehmen, er mag wollen, oder nicht. Oder — soll er etwa indolent gegen die genommene Notitz sein? Das kann er nicht; denn er ist nicht auf der einen Seite Nerve, und auf der andern Stein.

Soll vieleicht nur der leidende Mensch sich aller willkürlichen und eigenmächtigen Ausdrücke seines Zustandes begeben? So möcht's doch lieber der frohe Mensch thun sollen; die Forderung wäre dann wenigstens nicht in so hohem Grade inhuman. Gesteht man aber diesem die Freiheit zu, sein Zustandsgefühl selbst zu äusern, so gebührt sie jenem noch weit mehr. Soll denn auch dem Wohlseinsrechtsbewustsein, das ein vernünftiges Wesen hat, nicht zukommen, daß es sich aufmache, d. h. daß es sich äusere, wenn ihm wehe geschieht? Oft, ach oft genug hat der arme leidende Mensch leider weiter keinen Trost mehr, als — daß er noch weinen, seufzen, klagen kann. Wär's weiter etwas, als Moralistenbarbarei, wenn ihm auch dis nicht verstattet sein sollte? Und — wie sollt's denn um das Mitgefühl mit fremden Leiden stehen, wenn es um das Selbstgefühl eigener Leiden so unbarmherzig stehen müste? Soll der Mensch solches auch nicht willkührlich ausdrücken dürfen? Wozu nüzte es alsdann? Darf der Mensch aber

sein Mitgefühl natürlich ausdrücken, so darf er sein Selbstgefühl noch weit mehr natürlich ausdrücken.

Der leidende Mensch hat sich nicht zu schämen, wenn er selbst zu erkennen gibt, daß er leide. Was von ihm verlangt werden kann, ist blos, daß er, wie er die unwillkürlichen Ausdrücke seines Leidensgefühls zu mässigen habe, wenn sie erscheinen, die willkürlichen, welche er selbst erscheinen lässt, gleich gemässigt erscheinen lasse. Ja, geschähe auch dis zuweilen nicht, so wär's ihm doch wohl eher zu verzeihen, als wenn der Frohe sein Wohlgefühl auf eine unmässige Weise willkürlich und eigenmächtig ausdrückt.

Die individuelle Beschaffenheit des Leidenden mus bei dem Dulderſinn in Betracht gezogen werden. Wie nicht alle Menschen Gleichviel thun können, so können auch nicht alle Menschen Gleichviel leiden. Wer kann dafür, wenn er ein schwächeres Nervensistem hat, das eher unterliegt? Wer kann dafür, wenn eine lebhaftere Fantasie sein Vorstellungsvermögen so stark macht, daß es beinahe gefühlartig genannt werden möchte? Und wie? wenn nun gar Beides zusammen Statt findet?

Nicht nur Alles, was über den Menschen überhaupt, und als Mensch, geht, sondern auch das, was über den Menschen geht, von dem die Rede ist, mus bei den Forderungen des Dulderſinns vermieden werden. Wenn

er, als Er, nicht im Stande ist, so still zu seufzen, so ohne Schluchzen zu weinen, so gebehrdenlos zu klagen, wie Andere: so darf er mit Gebehrden klagen, weinen und schluchzen zugleich, und laut aufseufzen. Dennoch hat auch der einmal so Beschaffene wenigstens Kraft, wie jeder Mensch, also auch als der Mensch, der er ist, sich zu mässigen, und — so mus er es auch thun. Perennirend müssen seine heftigeren Ausdrücke auf keinen Fall werden; noch weniger soll er mit häslicher Ungebehrde klagen, und seine lauten Seufzer und sein mit Schluchzen begleitetes Weinen in Lermen, oder gar in wüstes Verwünschen der Welt und in Selbstverwünschen übergehen lassen. Geschähe dis je — etwa in einer fürchterlichen Periode körperlicher Schmerzen — so soll er bei erster ganzer Rückkehr zu sich selbst es so thöricht und schlecht finden, daß er Alles anwende, um zu verhindern, daß es wieder geschehe.

Leiden bleibt Leiden, und Uebelseinsgefühl kann von uns nie als Wohlseinsgefühl aufgenommen werden; Dulderſinn haben sollen, kann also nichts weiter heissen, als — immer geneigt sein sollen, dem Uebelseinsgefühle entgegenzustreben, daß Verdrus und Gram darüber, oder gar Grausen davor, uns nicht übergewaltige, und sich auf eine unedle Weise ausdrükke.

Es gibt ein gewisses Temperamentsphlegma, das nicht mit Dulderſinn verwechselt werden darf;

denn dabei findet gar kein eigenes Gegenstreben gegen die Uebergewalt unangenehmer Empfindungen Statt, sondern die unangenehmen Empfindungen vermögen blos nicht, sich zur Uebergewalt zu erheben. Wer wünscht aber doch nicht denen, die es besitzen, wenn ihre Leiden sehr lange anhalten, oder gar nur mit dem Tode erst ein Ende haben, Glück zu der Unterstützung, welche ihnen die Natur selbst zum ruhigeren Ertragen derselben leistet? Sogar leidende Philosophen sehnten sich wohl zuweilen nach einer guten Dosis eines solchen Phlegma; so, wie der Arzt sich oft gezwungen sieht, dem stärksten Dulderſinne seines an fürchterlichen Körperschmerzen leidenden Kranken durch Opiate zu Hülfe zu kommen.

Die Einflüsse der Zeit sind nicht immer gleichbeförderlich für den Dulderſinn. Viel kommt dabei auf die Art der Leiden an, die man zu tragen hat — noch Mehr auf äuſerliche Unterstützungen, welche man dabei geniesst. So verringert die Zeit allerdings die Schmerzen der Trennung von den geliebtesten Gegenständen, und so familiarisirt sich der Blindgewordene im Schosse seiner trauten Familie nach und nach mit seinem Schicksale. Gerade das Gegentheil aber wird die Zeit für den thun, dessen Verfolgungen gar kein Ende haben, oder dessen Körperschmerzen sich unaufhörlich bei den armseligsten Umständen erneuern. Wo sprang in solchen Fällen der Faden der Geduld, und wenn er noch so stark gesponnen war, nicht endlich doch, und welcher noch so standhaft Leidende,

dem der Tod nur helfen konnte, rief nicht zuletzt den Tod um Hülfe an?

Wer für Andere leiden mus, die er sehr lieb hat, dem flößt die Liebe Duldungssinn ein, den keine Zeit zerstören kann. Leidet er auch nur blos ihrentwegen, und ohne daß sie Vortheil davon haben, so findet er in der Vorstellung hiervon schon viel Erhebendes; leidet er aber wirklich zu ihrem Besten, so ist er im Stande, das Leiden selbst lieb zu gewinnen, das er für sie tragen mus.

Dulderſinn ist Geisteswerk, und der Geist wird durch Einsicht von Gründen bestimmt, zu etwas geneigt zu werden. Raisonnement ist die wahre Quelle des Dulderſinns.

„„Ohne alle Leiden kommst du in keiner Welt durch, und wenn's die zehnte wäre; daß sie in der zehnten Welt zehenmal leichter sein würden, als in der ersten, möchtest du wohl erwarten — weiter aber auch nichts; denn, wenn du auch durch tausend Welten gingest, so bliebest du doch ein beschränktes Wesen, und fändest dich blos nur immer weniger beschränkt. Wie? du kannst in keiner Welt ohne Leiden sein, und du wolltest verlangen, es in der ersten zu sein?“

„Jetzt bist du in der ersten Welt, und ihre Leiden für dich sind hart, weils die erste Welt für dich ist; du

muſt aber durch. Das Eine, oder das Andere davon mus dich treffen. Welches? Das beruht auf deinen Körperbau, auf den Lebensgang, den du zu nehmen genöthigt wardſt, auf die Tour, welche der allgemeine Gang der Dinge mit dir nimmt, auf Verbindungen und Trennungen, u. ſ. w. — kurz, aufs Schickſal.“

„Hätteſt du das Leiden nicht, welches du haſt, ſo hätteſt du ein anderes. Denke nicht, daß dir in dieſem die Geduld leichter ſein würde. Du bildeſt dir die Freuden, welche du nicht haſt, gröſſer ein, als ſie ſind; du bildeſt dir auch die Leiden, die du nicht haſt, kleiner ein, als ſie ſind. Bekämſt du jene Freuden, ſie würden dir kleiner ſein, als du dachteſt; bekämſt du dieſe Leiden, ſie würden dir gröſſer ſein, als du glaubteſt. Sei froh, daß du Leidenswahl nicht hatteſt, und ſuch dich in die zu ſchicken, welche du bekamſt.“

„Dein ſittlicher Werth mus dir über Alles gehen, und in jeder Lage muſt du ihn behaupten. Leichter iſts freilich, ihn in glücklichen Lagen zu behaupten, und ſchwerer, in unglücklichen. Wer Jenes nicht kann, kann gar nichts; wer Dieſes kann, kann Viel. Iſts nicht ſchon mehr Ehre, Viel, als Wenig, zu können?“

„Nur dann, wenn du in unglücklichen Lagen dich ſo rechtſchaffen beträgſt, wie in glücklichen, wirſt du erſt vollſtändiggut. Die Tugenden, welche du im Uebel-

seinsgefühl ausüben kannst, kannst du im Wohlseinsgefühl nicht ausüben; möchtest du aber nicht gern alle Tugenden ausüben, und es in ihnen zur Fertigkeit bringen? Als sittlichgut auf allen Seiten dir selbst zu erscheinen, mus dir doch Unendlichviel sein."

„Die Leiden, welche du hast, haben schon tausend Andere gehabt, und in noch weit höheren Graden. Bilde dir ja nicht ein, daß du der Unglücklichste deiner Art wärest. Andere haben sie getragen. Was sie konnten, must du auch können. Viele von ihnen unterstützte kein Temperamentsphlegma dabei. Alle aber haben sie überstanden, und du überstehst sie gewis auch; bei dir wird der Anfang mit unendlichen Leiden nicht gemacht werden."

„Es ist nichts angenehmer, als der Rückblick auf vergangene Leiden — besonders alsdann, wenn man ihrem Gefühle sich als Mann entgegenstellte. Endigte auch dein Leiden erst der Tod, so gibts doch ein Jenseits, wo du himmlisch auf sie zurücksehen wirst, wenn du in ihnen wacker bis ans Ende beharrtest."

„Nicht nur Alles, was du in deiner ersten Welt thatest, greift in deine zweite ein — auch Alles, was du in der ersten Welt littest. Bestimmt dich jener Gedanke mit Recht noch mehr zum edlen Handeln, so bestimme dich auch dieser noch mehr zum edlen Leiden. Du kannst dabei auf Providenz ganz besonders rechnen,

deren Wille dein Leiden war. Ihr Plan ist gut fürs Ganze, sorge nicht für dich als Theil — du bist ein zu schätzbarer Theil — er ist gewis auch gut für dich, und die Art von Leiden, welche dich trift, kam darum an dich, weil deine sittliche Ausbildung sie besonders erforderte, und dein künftiges Heil, wie deine künftige Bestimmung, sie nöthig machten?""

Wer oft so raisonnirt, der richtet gewis Dulderſinn in sich auf; man kann sich aber auch noch auf manche andere Weise dabei zu Hülfe kommen.

Das Leidensgefühl kann vermöge unserer Natur nicht immer gleichstark sein, es mag Körper- oder Geistesleiden betreffen. Die Nerven werden am Ende betäubt — die Vorstellungen verdunkelt. Solche Stunden sind die eigentlichen Erholungsstunden, welche dem leidenden Menschen die eigene Einrichtung seines Wesens bereitet. Warum wollte er in ihnen schlafende Empfindungen selbst wecken, oder doch wecken lassen, dunkle Ideen selbst erhellen, oder doch erhellen lassen? Er befolge vielmehr den liebevollen Wink der Natur znm Schlafe solcher Empfindungen und zum Dunkel solcher Ideen, und unterhalte absichtlich Beides durch Veränderung seiner äuserlichen Lagen und Umstände, soviel in seinen Kräften ist!

Der Mensch kann sich oft vom gleichstarken Leidensgefühl selbst abziehen, sobald er nur will. In den Momenten der höchsten Stärke desselben vermag er es

freilich nicht; übrigens aber ist die Abstraktionskunst eine von denen, die er überhaupt sehr studiren sollte. Man leitet vermöge derselben seinen Seelenblick von dem, was ihn ohne unsern Willen fest an sich zog, gebieterisch auf etwas Anderes hin; so geräth Jenes dadurch aus dem vollen Lichte, in dem man es sah, erst in ein blosses Helldunkel, und dann nach und nach in gänzliche Dunkelheit und Finsternis. Mit dem, was man blos Zerstreuung nennt, ists hier keineswegs abgethan. Wird die Seele nicht gleich anderwärts fixirt, so schweift sie zwar anfangs von dem, worauf sie erst fixirt worden war, weg und umher, ist aber bald wieder dabei. Etwas Bestimmtes, und zwar so etwas, das uns sehr interessirt, mus es sein, womit wir uns befassen; dann ist uns durch Abstraktion, wie überall, so im Leiden besonders, geholfen.

Vom Leidensgefühl, das aus körperlichen Schmerzen entsteht, sich abziehen, ist das Schwerste; doch kann auch dis im hohen Grade oft gelingen, wenn man es recht darnach anfängt.

Jeder mus sich selbst und seine ganze Lage kennen, mus sowohl wissen, was ihn besonders stark interessirt, als auch, was er in seinen Umständen haben könne, und mus darnach dasjenige wählen, worauf er seine Aufmerksamkeit gebieterisch fixire. Wirkliche Geschäfte, die mit einiger Anstrengung verbunden sind, ziehen die Seele sehr glücklich an sich — Vergnügungen, die nach unserem Ge-

schmack sind, desgleichen. Den Einen fesselt sein Amts- und Berufsgeschäft mehr, den Andern ein Familiengeschäft, noch einen Andern ein blos menschenfreundliches Geschäft. Ebenso fesselt auch den Einen mehr der Besuch einer schönen Gegend, oder auch nur die Aussicht in sie, den Andern eine sanftfröhliche Musik, noch einen Andern eine gewisse Art von Lektüre, z. E. Reisebeschreibungen, oder Gedichte, oder Satiren, und wieder einen Andern eine muntere Gesellschaft, u. s. w. Wie Mancher seinen Gram leichter verrechnet, Mancher leichter verdrechselt, Mancher leichter vergräbt und verharkt: so versingt ihn auch Mancher leichter, verschwatzt ihn Mancher leichter, und verspielt ihn Mancher leichter.

Der Leidende hatte doch auch gewis einst selige Tage; so sehe er an seinen Jammertagen fleissig auf diese zurück. Bei Rückerinnerungen an ehemals genossene sehr schätzbare Freuden entsteht eine Art von Wiedergefühl derselben, das, wenn es auch noch so schwach wäre, sich doch in das gegenwärtige Leidensgefühl mischt, und dieses dadurch mindert. Wer vollends eine lebhafte Fantasie hat, und sich in vorige Lagen gleichsam zurückversetzen kann, der vermag sich auf solche Weise sehr grosse Erheiterung zu verschaffen. In jedem edlen Gemüth gesellen sich aber auch bald bei dergleichen Rückblicken Empfindungen der Dankbarkeit gegen das Schicksal dazu, und diese müssen vermöge ihrer Natur die Unzufridenheit mit den gegenwärtigen Verfügungen desselben schwächen. Wie? der sollte nicht gleich geneigter werden, seinem jetzigen

Uebelseinsgefühle so entgegen zu streben, daß der unvermeidliche Abscheu davor ihn nicht überwältige, dem sein Herz sagt, daß er zu andern Zeiten doch auch oft hohes Wohlseinsgefühl gehabt habe? Wer gar an demselben Orte, wo er ihm liebe Freuden einst genos, und an der Seite desselben Menschen, mit dem er sie genos, das Rückerinnerungswerk betreibt, der erhöhet dadurch die wohlthätigen Einflüsse desselben auf sein Gemüth oft ganz unaussprechlich, und es wird ihm, als wäre er wirklich noch in den goldenen alten Zeiten. Weg sind dann für ihn seine gegenwärtigen Leiden.

Noch litte kein Mensch auf allen Seiten zugleich; vielmehr macht die eine Art von Leiden oft die andere geradezu unmöglich. Alles Gute wird uns nicht zugleich geraubt, und kann uns nicht zugleich geraubt werden. Man suche also das Gute, welches man doch wirklich noch hat, auf, und söhne sich dadurch mit der Natur und dem Gange der Dinge für das Böse aus, das sie auflegen. Könnte man es, durch das Böse zu tief niedergedrückt, nicht selbst finden, so wird man doch einen Freund haben, der beim Suchen hilft. Er hilft dabei gewis aus sich, wenn er sich nur für gerngesehen dabei betrachten darf; er geht wohl noch weiter, und hält uns das Gute, dessen Besitzer wir noch sind, wenn wir es nicht sehen wollen, dicht vor die Augen. Sei, wie es sei; sobald das Gute, das man noch hat, und also noch geniessen kann, gefunden ist, mache man sichs zur Pflicht, es auch wirklich zu geniessen. Man studire sogar darauf,

den Genus desselben sich überschwenglich — jedoch am Arme der Tugend — zu machen; der Erfolg davon mus sein, daß man alsdann sein Böses, das man einmal zu tragen hat, weit geduldiger trage. Man fühlt sich dabei gar nicht mehr so arm, wie man sich dachte, und die geschöpften Genüsse geben an sich gleich Kraft, daß man gegen Entbehrungen auf andern Seiten seinen Mann stehe.

Bist du z. E. ein Dürftiger, aber dabei ein Gesunder, so genics deine Gesundheit recht — Gesundheit ist Mehr, als Reichthum. Unternimm mit deiner vollen Körperkraft nützliche Geschäfte, wobei dir reiche Siechlinge blos zusehen müssen, und erkläre sie dann für arm, dich aber fühle reich. Geh, wenns dir an Geld fehlt, Assembleen, Bällen, Maskeraden beizuwohnen, in den dir ohne alle Einlasgebühren offenen Schos der Natur, und lächle da über den Abgang jener unbedeutenderen Vergnügungen, die der Mann aus der grossen Welt gegen Feld- und Gartenfreuden, gegen Berg- und Thalwonnen vertauscht.

Bist du ein Kränklicher, aber dabei ein Reicher, so genies deinen Reichthum recht — Reichthum ist die beste Krücke. Konsulire die Leibärzte der Könige; bezahle den Bedienten, der dich verpflegt, dreifach, damit er bei Tage und bei Nacht für dich lebe; bewirthe gern muntere Gesellschafter; las die Virtuosen dir aufspielen; schaffe dir jedes Labsal, das die Welt nur für dich hat.

Bist du ein Greis, für den die grosse Welt dahin ist, aber dabei Stifter einer zahlreichen Familie, so genies diese deine kleine Welt recht — sie ist theilnehmender, als die grosse. Versamle sie oft um dich her; las dir erzählen, wie es ihr gehe, und erzähle ihr, wie es dir gegangen ist; belehre sie im Silberhaar, und stütze das damit bedeckte zitternde Haupt durch ihren dich stolz machenden Anblick; rathschlage mit deiner ersten Nachkommenschaft, als Vorsitzender, simpathisire mit der zweiten, spiele mit der dritten, und segne patriarchalisch sie alle.

Bist du ein Verfolgter, hast aber dabei noch einen Freund, so genies recht diesen deinen einzigen Freund — er ist ein Schatz aller Schätze. Sei mit ihm, so oft du kannst; klag' ihm, dem gutherzigen Anhörer, alle deine Leiden, damit dein Herz nur Luft bekomme; ruhe, wenn er dir auch nicht weiter, als durch beharrliche Treue, nützen kann, in seinen Armen von den Unruhen aus, die dir ganze Schaaren von Feinden machen.

Aus dem Bösen selbst, das uns trift, entspringt immer gewis irgend ein Gutes, das man sonst nicht gehabt hätte. Dis mus man ebenfals nicht nur nicht übersehen, sondern auch recht geniessen. Jeder Genus desselben, den man auf der Stelle hat, hilft das Böse tragen, das man auch auf der Stelle fühlt. Der fleissigere und herzlichere Besuch unserer Freunde an unsern Krankenbetten — ist er nicht von grossem Werth? Das schnellere

Zusammenkommen solcher Menschen, die erst nicht zusammenkommen konnten, und doch zusammen gehörten, durch gemeinschaftliche Leiden — nicht auch? Das nun gewisse Unterstützwerden in Armut, wenn auch noch ein besonderes Unglück dazu kommt — nicht auch? Das öffentliche Dastehen als Unschuldiger, für den man nicht eher erkannt ward, als bis die härteste aller Verfolgungen eintrat — nicht auch? Das hohe Greisesalter, das uns endlich einem Stande entzieht, in den wir wider unsern Willen eingehen musten, und der uns lebenslang widrig war — nicht auch?

Wer all dergleichen Gutes, das auch das ärgste Böse entweder gar stiftet, oder doch neben sich noch übrig lässt, mit Verachtung behandeln könnte, der dürfte auf einen edlen Karakter keine Ansprüche weiter machen. Da er Unterstützungen von sich stösse, die die allernatürlichsten sind, und die ihm also ebenso gewis, als heilsam, sind, verdiente er auch wohl, von andern Seiten her unterstützt zu werden? Wenn es ihm dann am Ende gänzlich an Dulderſinn fehlte, wer wäre Schuld daran? Einge er nicht recht darauf aus, sich bis zur Verzweiflung zu verstimmen?

In wie fern ist es rathsam, daß der Leidende in seine Zukunft hinblicke? . . Ist einige Wahrscheinlichkeit da, daß sie besser sein werde, so wechsele er mit den Hinblicken in sie und mit den Rückblicken in die bessere Vergangenheit ab; gewis wird ihm dann die böse Gegen-

wart noch leidlicher werden. Diese vergeht, wird er denken, wie die bessere Vorzeit verging, und macht der besseren Nachzeit Platz; wie könnte er so denken, ohne hohen Dulderſinn zu athmen? . . Ist aber mehr Wahrscheinlichkeit da, daß die Zukunft nicht besser, sondern gar noch schlimmer werden werde, so thue der Leidende, als gäb's keine Zukunft für ihn, und lasse sie auf sich beruhen. Die Furcht schadet seinem Dulderſinne sonst in diesem Falle noch mehr, als selbigem die Hofnung in jenem Falle aufhelfen mag. Er halte sich an die Vergangenheit, und lebe sie lieber tausendmal nach, als daß er sich an die Zukunft wage, und sie nur einmal vorlebe.

Hilft der Aufruf des guten Bewuſtseins etwas zur Beförderung des Dulderſinns? . . Man kann darüber streiten.

Es ist etwas sehr Vernünftiges, daß man über seine Leiden um so unzufridener werde, je mehr man sie als offenbare Mishandlung für sich mit Recht betrachten kann. Hier tritt das allgemeine Justitzgefühl ein, das man für sich selbst einzig und allein zu verleugnen nicht verbunden ist. Jedermann gesteht ja auch zu, daß diejenigen, welche durch eigene Schuld leiden, sich über ihre Leiden zu beschweren kein Recht hätten; wird nicht hiermit zugleich gesagt, daß das Recht dazu dem Unschuldigleidenden gehöre?

Inzwischen ists auch wahr, daß der Unschuldigleidende in demselben Masse, in welchem er über seine Leiden unzufriden sein mus, über sich zufriden sein könne, daß er sie sich nicht selbst zugezogen, und diese Zufridenheit bekommt in guten Gemüthern über jene Unzufridenheit bald das Uebergewicht. Auf der Stelle sogar geschieht dis, sobald die Religion hinzutritt, und auf weise Absichten eines erhabenen Weltregirers bei unverschuldeten Leiden hinzeigt. Mus der Gedanke an diese den Leidenden nicht zur Ergebung in sein Schicksal stimmen? Er rufe also sein gutes Bewustsein recht oft auf, und sei versichert, daß er dadurch seinen Dulderssinn keineswegs wankend machen, sondern vielmehr stark befestigen werde.

Leidende simpathisiren gern mit einander, und es geht ihnen wie den Kindern, welche von Ihresgleichen auch Alles am ersten annehmen, es mag Gesinnungen, oder Sitten, betreffen. Wer also seinem Dulderssinne gern von allen Seiten zu Hülfe kommen möchte, der schliesse sich an solche Leidende an, die hohen Dulderssinn ausüben. Ihr Beispiel wird mit unwiderstehlicher Kraft auf sein Herz wirken; er wird sich schämen, zu seinem sittlichen Nachtheile gegen sie abzustechen, und, so oft er sich vergessen wollte, werden sie ihn durch ihre frommen Aeuserungen gewis wieder zu sich bringen, und auf den rechten Weg zurückleiten.

Gebet ward von jeher als eins der bewährtesten Mittel, Dulderssinn zu befördern, befunden; wer seine

Sittlichkeit lieb hat, der betreibe es als Leidender in seinen Einsamkeiten mit Eifer. Der Aufschwung des Geistes dabei zum obersten Geiste über alle Leiden der Erde hinweg gewährt überirdische Seligkeit — das Vaterbild, in welchem Gott dabei der Seele vorschwebt, tröstet und segnet sie mehr, als je — die Entschliessungen, welche man dabei fasst, sind so herzlich — die Hingabe an den heiligen Rath und Willen der Providenz geschieht dabei so feierlich — — wie könnte es anders möglich sein, als daß der fromme Leidende von jedem Gebet noch geneigter und stärker zurückkäme, dem Uebelseinsgefühle entgegenzustreben, daß es ihn nicht übergewaltige?

Man mus auch sterben können.

Eine Andachtsübung.

Wie sich die Pflicht, für Wohlsein zu sorgen, in die Pflicht verwandelt, unvermeidliches Uebelsein geduldig zu ertragen: so verwandelt sich auch die Pflicht, gern zu leben, so lange ich kann, in die Pflicht, gern zu sterben, wenn ich nicht mehr leben soll.

Alles um mich her stirbt, und ich kenne unter allen meinen Mitwesen auf Erden kein unvergängliches. Weder die Eiche, noch der Elefant, machen eine Ausnahme von der Todesregel; jene stirbt, wär's auch nach tausend Jahren erst, so gut, wie der Sommeraster, der in demselben Jahre kommt und geht, und dieser stirbt, wär's wirklich auch nach mehreren Jahrhunderten erst, so gut, wie die Mücke, die an demselben Tage kommt und geht. Tod ist Veranstaltung der Natur, wie Leben; Tod erfolgt nach denselben Gesetzen, nach welchen Lebensentstehung und Lebensfülle erfolgt.

Nur einen einzigen Blick brauche ich auf die Einrichtung meines Körpers zu thun, um mich hiervon zu überzeugen. So lange dieser noch wachsen kann, dienen die

Nahrungssäfte zur Vergrösserung des Umfangs seiner festen Theile; hat aber sein Wachsthum ein Ende, und haben seine festen Theile das Ziel ihrer Entwickelung erreicht, so setzen sich die Nahrungssäfte im Innern derselben ab, und machen sie blos dichter. Doch, auch die Verdichtung mus ihr Ziel finden, wie es die Vergrösserung fand. Nach und nach wird die Substanz der festen Theile so dicht, daß sie die Nahrungssäfte gar nicht mehr aufnehmen können, welche doch der zu ihrer Ernährung ganz unentbehrliche Kreislauf erfordert, und so folgt hieraus, daß sie ebenso, wie das Holz eines alten Baums, in sich selbst verderben müssen. Der höchste Grad der Verdichtung aller festen Theile des Körpers — allgemeine Verknöcherung — ist Tod.

Eine solche Allverknöcherung geht also ebenso natürlich zu, wie die erste Bildung der Knochen, Knorpel u. s. w. selbst, und der Tod ist unvermeidlich. Sollte mein Körper unvergänglich sein können, so müste er ewig wachsen können. Sobald dis nicht möglich ist, müssen die Nahrungssäfte die festen Theile, weil sie ihren Umfang nicht mehr vergrössern können, verdichten; so ist aber auch von dem Augenblick an die Anlage zum Grabe gemacht, und es ist nichts, als Schwärmerei, an die Möglichkeit eines Mittels wider den Tod zu glauben. Was nicht sterben soll, müste nicht zum Dasein gelangen; sobald aber Leben angetreten ist, entwickelt es die Natur erst möglichst, und zerstört es dann wieder ebenso allmählich und mit derselben Mutter-

hand, bis es wieder so dahin ist, wie es einst nicht da war.

Sollte ich mich bei aller meiner Liebe zum Leben nicht doch mit meiner Bestimmung zum Tode dadurch aussöhnen, daß ich den Tod als Etwas zu betrachten habe, das aus den wohlthätigsten Einrichtungen, die die Natur erst für mich traf, am Ende schlechterdings erfolgen mus? Oder — wollte ich etwa nur unter der Bedingung mich dazu bereitwillig finden lassen, daß die Natur ausser der allgemeinen Todesanstalt, welche sie machte, nicht noch besondere für mich träfe? Wollte ich mich vieleicht dem Sterbensgesetze nur in so fern gutwillig unterwerfen, daß mich keine zufällige Krankheit, oder sonst ein Unfall von aussen, früher dahinrafte, als mich die unvermeidliche Allverknöcherung zur Ruhe gebracht haben würde?

Wenn ich auch so einen Vertrag mit der Natur aufrichten könnte, gibts nicht Fälle, in welchen ich selbst, sobald sie für mich einträten, ihn brechen müste? Sittliche Güte ist der hohe Zweck meines Lebens; ehe ich mir diesen Glauben nehmen liesse, liesse ich mir lieber Alles nehmen. Wenn ich also meine sittliche Güte zerstörte, sobald ich nicht mein Leben freiwillig Preis gäbe — oder wenn ich doch wenigstens meine sittliche Güte dadurch auf den höchsten Grad erhübe, daß ich mein Leben freiwillig Preis gäbe — — müste ich mich

nicht zu dieser freiwilligen Lebenspreisgebung entschlieſſen? Eine solche Seelenstimmung aber, wie hierzu erfordert würde, passt doch wohl gewis nicht zu der, in welcher ich die Errichtung eines solchen Vertrags mit der Natur auch nur wünschte. Was würde nicht auch die Ungewisheit darüber, ob die Natur den Vertrag hielte, auf mich wirken! Eine immerwährende Geistesunruhe deshalb wäre unausbleiblich, und diese würde mich ebenfals in meiner sittlichen Ausbildung sehr stören; denn, wem Heiterkeit fehlt, der ist kein guter Pflichtenerfüller. Ja, sie würde mich sogar in meinen Lebensgenüssen stören, würde an meiner Gesundheit nagen, und mich noch früher zu Grabe bringen, als mich die Natur eigentlich dahingebracht wissen will.

Ueber den Wunsch, blos den allerbuchstäblichsten Tod der Natur, oder durch Allverknöcherung nur, zu sterben, weil nun einmal gestorben werden mus, kann ich in der That auch leicht Herr werden; ich darf nur dabei sein, wenn er von Andern gestorben wird. Es ist doch wohl kein mitleidenswürdigerer Anblick, als ein Greis, der auf solche Weise abgeht. Der Verfall der edleren Sinne macht bei ihm den Anfang — bald folgen die übrigen — zuletzt kein Gefühl mehr . . . Alle Selbstthätigkeit weg — aller Genus weg . . . Erst Geistesschwächen — dann zweite Kindheit — dann Unvernunft . . . Allgemeiner Kraftmangel — sogar Mangel an Bewegungskraft . . . Wenn man da, als so Sterbender, nicht mehr selbst wünschen kann, daß Tod sein

möchte, so müstens unsere liebsten Freunde für uns wünschen. Dahin, dahin — heisst da die letzte Bitte und Fürbitte, und — wenns ins Nichts wäre... Es falle der Vorhang nider, damit nur das Jammerschauspiel ein Ende habe!..

Ginge es durch Tod wirklich ins Nichts — was dürfts für mich weiter sein, da einmal gestorben werden mus? Las mich, müste ich zu mir selbst sprechen, männlich den Weg gehen, den so viele Wackere männlich gingen! Gewis, wäre Vernichtung einmal mein ausgemachtes Loos, so handelte ich thöricht, wenn ich mich davor fürchtete. Wünschen, daß sie es sein möchte — o wie könnte ich dis, ohne als Bösewicht dazu meine Ursachen haben zu müssen? Auch wäre ich kein wahrhaftigguter Mensch, wenn ich nicht lieber wünschte, daß sie es nicht sein möchte. Furcht aber davor, wenn sie es einmal wäre und sein müste, ist blosses Fantasiespiel. Vernichtung ist Unzustand, Unsein — Aufhören aller Zustände, Selbstaufhören — eignet sich also so wenig zu Furcht, als zu Hofnung.

Auf den Fall sogar, daß Tod Uebergang ins Nichts wäre, müste ich wünschen, nicht den Tod der Natur im allereigentlichsten Verstande, oder durch Allverknöcherung, zu sterben; denn dann möchte ich am Ende wohl nicht den Gedanken denken können, den ich zuletzt doch noch gern denken möchte — „du hast deine sittliche Bestimmung erfüllt.“ Was kann einem abgehen-

den Vernunftwesen wünschenswerther sein, als — dis zu sich sagen zu können? Der Nebengedanke alsdann dabei, daß ich meine Bestimmung für Nichts erfüllt hätte, dürfte mich nicht irre machen. Ich hätte sie ja doch für Alles erfüllt, so lange ich war. Wäre weiter nichts, so wäre weiter nichts, und ich könnte sie freilich für weiter nichts erfüllt haben; dennoch würde ich mir das Zeugnis geben, daß ich dadurch, daß ich sie erfüllte, wenn etwas Weiteres Statt gefunden hätte, dieses Weiteren würdig gewesen wäre.

Ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß Tod nicht Vernichtung, sondern Verpflanzung für mich sein werde, und nun — wie sollte ich mich dem allgemeinen Sterbegesetze nicht auf das bereitwilligste unterwerfen? Wie sollte ich nicht sogar auch dann, wenn durch zufällige Krankheiten, durch andere lebenverkürzende Vorgänge, vor Eintritt der Allverknöcherung von mir gestorben werden soll — oder wenn irgend eine dreimal heilige Pflicht mir Sterben gebietet — gern sterben? Alsdann wirds mir ja weit möglicher, zuletzt den Gedanken zu denken — du hast deine sittliche Bestimmung erfüllt; alsdann wird aber auch die Vorstellung, daß es ein Weiteres für mich gebe, mir unendlichsüs sein, weil mir das Bewustsein, meine Bestimmung erfüllt zu haben, das Recht gibt, ein besseres Weiteres für mich zu hoffen. Fände ich gar meinen Tod durch eine heilige Pflichterfüllung, so verwandelte sich dieses Recht schier in ein Zwangsrecht.

Wäre mir also so ein Tod bestimmt, so würde ich denken — „du fällst für's Gute, dich richtet der Allgute gewis wieder mit Seligkeit auf, und mus dich so wieder aufrichten. Falle gern — je lieber du fällst, desto grösser die Seligkeit im Wiederaufstehen.“ Stürbe ich aber als ein wahrhaftiggutgewesener Mensch auch nur sonst vor Eintritt der Allverknöcherung, so könnte ich doch mit innigstem Wohlgefallen auf mein verlebtes Leben als auf ein solches verlebtes Leben zurücksehen, dessen segnende Folgen sich über unübersehbare Fernen verbreiten.

O ihr entzückenden Aussichten in das Bessere jenseits, nehmet mich in euren Schos auf, und stärket und labet mich recht zum Gernsterben, sobald ich nicht mehr leben soll, es sei, wann es sei, und warum es sei!

Ich habe als Mensch freilich auf der Erde Unendlichviel vor allen andern Wesen voraus; was sagt mir aber doch mein Herz darüber, sobald ich von etwas Weiterem für mich höre? Meine sinnliche Natur hat Freuden, wie sie kein anderes Sinnenwesen hat, weil ihr meine geistige Natur dabei zu Hülfe kommt; wenn sich aber aus ihren feinern Bestandtheilen eine höhere sinnliche Natur bilden wird — diese Bildung heisst Tod — werde ich dadurch nicht noch höhere Freuden gewinnen? Meine geistige Natur — ja, diese, ach diese — wie segne ich sie! Wissen — Wollen — Thun — — darin besteht meine eigentliche Mensch-

heit. Weit, sehr weit, immer noch weiter kann ich es in diesem Allen bringen; wenn aber ein stärkerer Geistesblick das Wissen noch mehr befördern wird, wenn geläutertere Triebe dem Wollen noch wackerer zu Hülfe kommen werden, wenn mehr Kraftreichthum, eine mit der moralischen Welt mehr harmonirende Sinnenwelt, und ein gegen die Tugend gerechteres Schicksal dem Thun zur Seite sein werden — wie wird Wissen, Wollen, Thun noch weit unglaublichere Fortschritte machen! Mehr ist doch Mehr, und mus um so anziehendere Reitze für mich haben, wenn es meine geistige Natur betrift. Durch den Tod komme ich dahin, wo so ein Mehr für mich ist. Alles der Art wird da so wenig für mich sein, wie es hier war; genug, daß ich Mehr, und immer Mehr, finde. Das ist ja die erhabenste Vorstellung, welche ich mir von meiner Bestimmung machen kann, ewig immer Mehr zu finden, ewig noch richtiger zu erkennen, ewig noch reiner gesinnt zu werden, ewig noch gesegneter zu wirken. Für keinen Preis gäbe ich diese Bestimmung, ohne Aufhören zu wachsen an Geist, Herz und Thätigkeit, dahin. Wenn ich dann von allen Irthümern mich immer mehr loswinden, und der Wahrheit immer näher kommen werde — wenn ich dann zum Guten, blos darum, weil es gut ist, noch immer schneller gestimmt sein, und mit Ordnung und Schönheit überall immer mehr simpathisiren werde — wenn ich dann immer stärker, immer geholfener von allen Seiten für das kleine und grosse allgemeine Wesenbeste wirken, und meiner Wirksam-

keit Folgen erblicken werde — — o wie wird mir sein? wie ist mir jetzt schon, wenn ich nur daran denke?

So bleibe es zwar dabei, daß ich gern lebe, so lange ich leben kann; wie wär's aber möglich, daß ich nicht auch gern stürbe, sobald ich nicht mehr leben soll? Ich will nach, wie vor, Alles schätzen, was ich jetzt habe — ich will es sogar des künftigen Besseren wegen noch mehr schätzen; das Bessere selbst aber ist doch das Bessere, und so — wohl mir, wenns auf Schöpfergeheis ins Bessere geht.

Erröthen müste ich ja in der That als ein Unsterblicher vor mir selbst darüber, wenn mich blosse Anhänglichkeit an eine gewisse Art von Leben, d. h. an die jetzige, zu unmännlicher Denkart über meine letzte irdische Katastrophe verleiten könnte. Habe ich denn nicht, wenn ich abgehe, und alle Erdengüter zurücklasse, diese so lange gehabt, als ich sie gebrauchen konnte? Wie könnts mich kümmern, oder gar ängstigen, daß ich sie nicht mehr haben soll, wenn ich sie nicht mehr gebrauchen kann? Die Welt, in die ich aus dieser übergehe, hat ebenso wieder ihre Güter, wie sie diese hatte, und sie werden richtiger vertheilt werden; komme ich nur ihrer würdig an, wie könnte mir Reichthum an selbigen fehlschlagen? Mein bestes Erdengut könnten doch auch nur Menschen gewesen sein, die ich geliebt hätte, und von denen ich ge-

liebt worden wäre; diese wären ja aber Unsterbliche, wie ich. So kämen sie gewis wieder mit mir auf einen Stern, wie wir hier auf einem Stern beisammen waren, und wir fänden uns dort gewis ebenso gleich wieder, wie wir uns hier ungern verlohren. Ich träfe dort an ihrer Statt gleich alte vorangegangene Freunde wieder, die sie mir einstweilig ersetzten, und sie bekämen an meiner Statt hier neue Freunde wieder, die mich ihnen einstweilig ersetzten. Meine eigenthümlichen Güter aber, meine guten Erkentnisse, meine guten Gesinnungen, meine guten Thaten trage ich als eine Beute der Erdenwelt beim Abgange aus ihr davon; welch eine Weichlichkeit wär's also doch nur, wenn ich nicht gleich sterben könnte, sobald ich nicht mehr leben sollte!

Ja, wenn ich, da ich weis, daß ich sterbend weiter gehe, ein böses Bewustsein meines hier geführten Lebens wegen hätte, dann wär's kein Wunder, daß ich ungern stürbe. Ich habe aber ein gutes Bewustsein — mir mus es dort besser gehen, als hier; so möchte ich mich doch vollends nicht durch Todesscheue, wenn sie nichts mehr helfen kann, bei Andern, die von ihr hörten, in Verdacht bringen, als wenn ich ein unsittlicher Mensch gewesen wäre. Das ists eben, warum so Viele den Tod verfluchen; er führt sie in eine Welt, wo vollkommenere Justitz gepflegt werden soll. Um sich einigermassen seintwegen zu beruhigen, zweiflen sie dann an ihrer Fortdauer in ihm, und ihr bö-

ses Gewissen gibt ihnen Vernichtungswunsch ein. Ich habe nicht Ursache, Vernichtung zu wünschen, die auch blos dadurch, daß man sie wünscht, so wenig erfolgt, als Fortdauer durch blossen Wunsch; wäre mir's schon, als Vernichtetwerdensollenden, das liebste Letzte, denken zu können — du hast deine Bestimmung erfüllt: so ist mir's nun ich weis nicht wie Unendlichviel, so sterbend denken zu können, da mich etwas Weiteres — eine noch erhabenere Bestimmung — erwartet. Könnten sich denn nicht auch die Schwächlinge, welche sich aus bösem Gewissen gegen den Tod sträuben, noch bessern? Es ist ja in ihrer Gewalt, seinetwegen zur Ruhe zu kommen, sobald sie nur wollen. Aber — wissen, daß man Rede und Rechenschaft einst geben müsse von dem, was man thut, und doch so thun, als stände keine Rede und Rechenschaft bevor, und dann, wenns zum Sterben kommt, darüber verzweifeln, daß man sterben solle — dis ist eine Verzweiflung, die Kopf und Herz zugleich im höchsten Grade beschimpft.

Wenn es aber nichts, als fade Weichlichkeit, ist, nicht gern zu sterben, sobald man einmal nicht mehr leben soll: so ists doch gewis keine Weichlichkeit, vor langer und schwerer Todesangst dabei zu schaudern. Ich habe Menschen genug sterben gesehen; ich sah leicht, ich sah schwer gestorben werden. Mancher starb fürchterlich schwer. Es ist nicht genug, daß Sterbende nicht mehr durch Wörtersprache klagen können; o daß doch die Umstehenden, wenn

nichts mehr zu hören ist, sehen möchten — sehen die Gebehrdensprache, und sie verstehen, sie, die heilige Mimik der Sterbebetten! Wehe vollends den Armen, die der Tod lange quält, wenn die Zeugen ihrer Qualen sich durch die Meinung gegen sie verhärten, daß sie nichts mehr davon empfänden.

Solche Erwägungen — ich will mir's nicht verheelen — machen tiefe Eindrücke auf mich; es kommt doch aber in der That auch wieder Viel auf mich selbst an, ob ich dereinst leicht, oder schwer, sterben will. So müssen sich alle diese Eindrücke auf den Vorsatz, wie auf ihren Centralpunkt, vereinigen, jede Vorkehr zu treffen, die ich treffen kann, daß ich leicht, und nicht schwer, sterben möge.

Ich will natürlich leben, damit ich meine Anwartschaft auf Natürlichsterben nicht selbst verscherze; wer den Tod der Natur stirbt, der stirbt leicht. Der Tod durch Allverknöcherung ist der allerbuchstäblichste Naturtod, und, wer ihn stirbt, weis weder von Leid, noch von Freude, in ihm; auf ihn thue ich gern Verzicht, wenn ich nur ein ziemlich hohes Alter erreiche. Geschieht dis, so wird mein Körper auf allen Seiten zugleich hinfällig, und dann wird der völlige Hinfall selbst gewis leidlich. Ja, mislänge mir auch das Streben durch Natürlichleben nach Natürlichsterben — ergriffe und tödtete mich irgend eine epidemische Krankheit,

so würde auch diese alle meine noch guten Kräfte zugleich niderwerfen, und mir auch da der Tod nicht schwer werden. Träfe mich aber darum eine Krankheit blos, weil ich diesen, oder jenen Lebenstheil sehr geschwächt hätte, wie könnten die übrigen, die noch stark wären, ebenso bald unterliegen, als er? Dann müste lange Todesqual für mich entstehen; so will ich mich vor dergleichen unnatürlichen Schwächungen hüten. Ich will besonders die geistigen Kräfte meines Körpers zu Rathe halten; Wollust kann allein schon fürchterliche Todesangst bereiten. Die Kräfte, welche die Keuschheit spart, sind wahre Sterbenskräfte.

Der Geist kann ebenso den Todeskampf verlängern, wie der Körper. Gibts nicht Beispiele genug, daß Menschen nicht eher sterben konnten, als bis sie den gesehen, den sie noch einmal zu sehen sich sehnten? Kam er nicht, so starben sie freilich endlich doch, aber — wie schwer! Kam er, so starben sie oft gleich, und — wie leicht! So ists auch damit, wenn Jemand irgend ein Geheimnis noch auf dem Herzen hat, das ihn sehr drückt, und das er doch nicht offenbaren will. Wehe dem, der ein schweres Verbrechen beging, das er zu verleugnen wuste! Er wird nicht eher sterben können, bis man von ihm gehört, was er gethan. Es wird ihm hart ankommen, es zu bekennen — er wirds aber müssen — und dann ist er dahin. Daß ich mir von dieser Seite den Tod erschweren sollte, davor bewahrt mich mein moralisches Gefühl schon.

Auch Verfolgungen, die man gegen Andere ausgeübt, Menschenquälerei, die man getrieben, machen die letzten Kämpfe lang und hart. Die noch lebenden Verfolgten und Gequälten müssen dann erst kommen, und Verzeihung versichern, wohl tausendmal erst versichern, ehe das Gewissen sich beruhigt. Die Todten können nicht kommen; an ihrer Statt erscheinen ihre Bilder, und können nicht vergeben. Da, ach da gibts Höllenqual im Tode, und vor ihr will ich mich recht bewahren. Menschenliebe will ich bei jeder Gelegenheit ausüben, und zwar im höchsten Grade. Leben dann die, gegen welche ich sie ausübte, wenns mit mir zum Sterben kommt, noch, so erscheinen sie gewis bei mir, und machen mir durch ihren blossen Anblick den Tod leicht. Sind sie dahin, so erscheinen ihre Bilder auch gewis, und dann wird mir sein, als führten mich die heiligen Schatten noch eiliger von hinnen.

Besonders will ich einen jüngeren Freund recht an mich fesseln, der mir verspricht, bei mir auszuharren in meinen letzten Tagen, und der nicht müde wird im Ausharren, wenn mein Sterben lange währte. Auf diesen Fall einsam sterben müssen, wäre fürchterlich, und die letzten Pfleger, welche nicht blos die Liebe bezahlt, taugen selten viel; er aber, der jüngere Treue, kann und wird mir tausendfache Erleichterung schaffen, und ich werde zuletzt doch sanft in seinen Armen sterben.

Unter solchen Voranstalten, die ich treffe, kann ichs getrost abwarten, wie die Vorsehung meinen Tod ein-

richten werde; wie's dann kommt, so komm's. Alle, die mir vorangingen, kamen ja durch; ich werde auch durchkommen, und die entzückenden Blicke in das alsdann so nahe Bessere werden mich zum letzten Kampfe stärken. Weg also auch mit der Furcht vor harter Todesqual! Ich mus sterben können im ganzen Verstande — sterben können nicht nur, sobald es sein soll, sondern auch, wie es sein soll. Religion, Philosophie, Achtung für mich selbst — Alles fordert mich dazu auf... Falle nider, Vorhang — spät, oder früh, schnell, oder langsam — falle nur nider; du wirst wieder aufgezogen, und dann hebt für mich an ein neuer Akt — ein weit erhabenerer Akt...

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820

Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten

Bd.: 1

Leipzig 1804
Ph.pr. 1128-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041925-4